Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. **Maximiliansplatz** 16.

Die Völker in Waffen.

Roman=Trilogie aus der Gegenwart

von

Baron Persiani.

(Fortgesetzt von **Abbate Rimesso**).

I. Abtheilung:

Das Kreuz von Savoyen.

Berlin.
Verlag von Kogge & Fritze.
1883.

Das Kreuz von Savoyen.

Zeitgeschichtlicher Roman

von

Baron Persiani.

(Fortgesetzt von **Abbate Rimesso.**)

IV. Band.

Berlin.
Verlag von Kogge & Fritze.
1883.

Das Kreuz von Savoyen.

Il Giojello dell' Italia.

(Fortsetzung des Kapitels: „Der Sturm bricht los.")

Einen flüchtigen Eindruck von der augenblicklichen Stimmung der in den letzten Zügen liegenden „Residenz" des Re Galantuomo haben wir bereits gewonnen, durch die Schilderung der Straßenscenen, die sich an jenem denkwürdigen Septembertage des Jahres 1864 in Turin zu entwickeln begannen.

Es bleibt uns noch übrig, einen prüfenden Blick auf die Physiognomie der Stadt selbst zu werfen.

Dem Fremden, der zum ersten Mal den Boden dieses „Juwels von Italien" — Giojello dell' Italia, wie man Turin, theilweise nicht mit Unrecht, zu nennen beliebt hat — betritt, nachdem er bereits das Leben in andern italienischen Städten kennen gelernt hat, überkommt der Eindruck, als habe er das sonnige Italien verlassen und sei etwa in einem Ableger des großen Seine-Babel angelangt. Man erkennt in dem ganzen Zuschnitt der alten sardischen Hauptstadt sogleich die Pariser Schablone, durch welche Turin aufgezeichnet und aufgepinselt worden ist. Die Residenz des Königs von

Italien macht zuerst durch ihr geradliniges, nach der Schnur auslaufendes Straßensystem, durch ihre absichtliche und feierliche Symmetrie und durch die zahlreichen und in ruhigeren Tagen, als wir sie zu beschreiben genöthigt sind, auffällig wohldisciplinirten Volksmassen, die sich auf den Plätzen, in den Hauptstraßen und ihren Arcaden auf und nieder bewegen, den Eindruck einer regelmäßigen und vornehmen Schönheit, aber man vermißt sogleich den naturwüchsigen und nationalen Charakter, wie er andern italienischen Städten eigen ist. Man wird hier, wie ein trefflicher Kenner italienischer Zustände sagt, an den prachtvollen systematischen Stil erinnert, in dem Louis Napoleon den Umbau von Paris geleitet hat, und zugleich sieht man auf allen Wegen und Stegen das französische Muster, nach dem in Turin das neue Italien gewirkt ward, hervorblicken. Es wird nicht geleugnet werden können, daß Turin eine schöne, wohnliche, durch viele Vorzüge überraschende Stadt ist, aber ihre Größe und ihre Zukunft waren nicht auf eine historische Nothwendigkeit, sondern auf eine diplomatische Reflexion gebaut, und von dieser fühlt man sich hier sogleich erkältet, wenn man ankommt, was die eigenthümliche katarrhalische Disposition, an welcher die Hauptstadt Victor Emanuel's bekanntlich schon durch ihre Lage leidet, nicht wenig zu verstärken scheint.

Turin ist eine neue Stadt, ohne Vergangenheit und ohne Ruinen, und man wird beim Anblick ihrer prächtigen Häuser unwillkürlich in Reflexionen über die politischen Zustände des jungen Königreiches verfallen, welches da-

mals auf diese, aus eigener Kraft frisch emporsteigende Stadt angewiesen zu sein schien. Wer in den Jahren 1860 bis 1864 Turin betrat, der mußte sich fragen: wird diese Stadt wirklich den neuen Cäsar Italien's in ihrem Schooße tragen, jenen neuen König Italien's, den Dante zuerst verkündete, und dessen Ideal Macchiavelli in einer neuen Auflage des entsetzlichen Cäsar Borgia, in einem Heros der Mord- und Blut-Politik suchen zu müssen glaubte? Konnte das Fürstenhaus Savoyen-Caragnan Männer, wie Dante oder Macchiavelli sie sich dachten, für dieses italienische „Nationalkaiserthum" liefern, und sollte Turin der geeignete Boden für die Entwickelung ihrer Machtvollkommenheit sein?!

Schwerlich! Die sardinischen Fürsten waren viel zu discret und tugendhaft, und weder Karl Albert, noch Victor Emanuel haben wohl jemals der Idee gehuldigt, daß nur durch Krieg, Intrigue und Verbrechen die getrennten Territorien Italien's sich zu einer neuen einheitlichen Herrschaft, auf dem Wege der Eroberung, würden zusammenbringen lassen, obwohl sie Beide stets tapfere und unternehmende Kriegsfürsten waren.

Und die Stadt Turin? — — Ach, il giojello dell' Italia scheint doch fast zu reinlich und zu sauber zu sein, als daß man ihr die wirklich historische Bedeutung einer Welthauptstadt, wie Paris und London, schon so bald zuerkennen möchte, am allerwenigsten als Wiege des idealen italienischen Cäsarenthums. Es klingt dies allerdings paradox und zugleich undenkbar, da sich selten eine Hauptstadt so angenehm und ohne Beschwerden

durchwandern läßt, als Turin. Auf eine höchst wohlthuende Weise wird die Reinlichkeit der Stadt durch das Wasser der kleinen Dora, eines in den Po fallenden Flüßchens, gehütet, das jede Nacht durch Schleusen in Turin eingeführt wird und die Straßen blank spült und erfrischt. Aber eine so neue und reinliche Stadt, in der jeder Winkel sorgfältig ausgekehrt wird und jeder Schmutz und übler Dunst der polizeilichen Regelung unterliegt, hat nicht so leicht Aussicht, eine welthistorische Rolle zu spielen. Paris, das als eigentliche Schmutzstadt (Lutetia Parisiorum) aus den Morästen der Seine hervorstieg, erlangte gerade in der Zeit, wo es noch am schmutzigsten und unfläthigsten auf seinen Straßen war, die historische Initiative der neueren Welt. Selbst unter Louis Philipp, wo der Parlamentarismus blühte und noch Jedermann an den Straßenecken mit den intriguanten Schwätzern der Deputirtenkammern um die Wette sich entladen konnte, stand Paris in seinem Schmutz, gewissermaßen naturwüchsig sich ausdehnend, noch auf der Höhe seiner europäischen Einwirkungen. Louis Napoleon reinigte Paris und ließ das enge Gewände der Gassen durchhauen und abbrechen, in denen Jahrhunderte lang der furchtbarste Koth und Unrath als ein Dünger der Geschichte festgesessen war. Seit diesem Umbau wurde Paris mehr und mehr ein unhistorischer Ort, obwohl Schmutz und Gestank nur aus den Gassen anderswohin verlegt worden waren und in die Schleusen der Diplomatie hineingetrieben werden sollten. Aber die Diplomatie allein kann keine Geschichte machen! — — — —

Wenn wir vorhin sagten, daß dem Fremden schon im ersten Moment, wo er Turin betritt, der italienische Nationalcharakter ungemein verblaßt erscheint, so liegt dies in nicht geringem Grade an dem Mangel gewisser, für italienische Städte sonst typischer Straßenerscheinungen. Die moderne polizeiliche Vorsehung nämlich, die auf den Straßen Turin's so sichtlich hervorsticht, hat auch die Masken des italienischen Straßenlebens, nämlich die — Bettler, denen man sonst überall in Italien begegnet, fortgefegt. Es kann dies allerdings nur einen höchst behaglichen Eindruck gewähren, aber gleichwohl ist die Bettelei so sehr ein Attribut der italienischen Nationalität geworden, daß man sich unwillkürlich wundert, diesen tollen Carneval des Elends, der im übrigen Italien stehend geworden ist, hier nicht mehr anzutreffen. Somit ist es ganz begreiflich, wenn dies gewissermaßen mit zu der Empfindung beiträgt, daß man sich in Turin nicht mehr recht unter einer italienischen Bevölkerung zu befinden glaubt, die hier eine Disciplin angenommen hat, welche sonst dem Italiener ganz und gar widerstrebt. Die Bewohner dieses Landes scheinen gar keine rechten Italiener mehr zu sein, unter welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachten mag, denn es liegt ganz entschieden ein mehr nordisches Verstandeselement in ihnen ausgeprägt, das sich zwar fähig erweist, auf jede Art organisirt und disciplinirt zu werden, vor dem aber alle andern Eigenthümlichkeiten der italienischen Nationalität zurücktreten. Mit diesem Charakter stimmt das Klima ganz harmonisch überein, dessen Rauhheit und Härte uns

jeden Augenblick glauben läßt, in einem Schweizer Canton zu sein, statt unter dem milden Himmel Italien's das Glück des Südens hier erwarten zu können. Oft scheint auch die schneidende und erkältende Zugluft, die aus den Alpen herunter die ganze Stadt durchschauert, mehr an Rußland, als an Italien gemahnen zu wollen, so daß sie zu der Ehre gelangt ist, seitens der vielen Verschnupften, die hier an dem Witterungswechsel und den Erkältungen kranken, vorzugsweise die „rheumatische Capitale“ genannt zu werden. — — — —

Kehren wir nach dieser topographischen Abschweifung zu jenen Septembertagen des Jahres 1864 zurück, an welchen diese nüchterne und indifferent scheinende Masse plötzlich in Gährung gerieth und — die Hefe nach Oben trieb. — Die ein wenig entnationalisirte Turiner Bevölkerung besaß trotzdem genug municipalen Partikularismus, um bei der ihr drohenden Gefahr in Harnisch zu gerathen. Einige Wochen später hätte vielleicht jeder dieser Turiner Krakehler viel darum gegeben, wenn er sammt seinen Genossen es verstanden hätte, zu rechter Zeit Ruhe zu halten.

Die Stadt bot ein trauriges, finsteres, verzagtes Aussehen, wie am Tage des Friedens zu Villafranca und des Todes Cavour's. Die Parteien bliesen, wie wir schon aus den Vorbereitungen gesehen haben, nach Kräften in's Feuer. Die Carricaturen, in welchen Gianduja (Piemont) bald entblößt, bald im Hemd den Stier (Toro) verkauft, der vom Ministerium erschlagen worden ist, wurden von einer Masse Menschen commentirt. Die

Wände der Häuser, die Gartenmauern waren mit Plakaten bedeckt, Pamphlete und Brochüren aller Art circulirten durch die Stadt und riefen die Turiner Bevölkerung auf, sich zu versammeln und ihre Unzufriedenheit öffentlich zu bezeugen.

Simone Moretto hatte Recht gehabt, wenn er behauptet hatte, daß der Municipalrath sich auf Seite der empörten Bevölkerung geschlagen. Wenngleich durch einen Maueranschlag das Volk beschworen ward, in Ruhe das Resultat der auf den Morgen um 2 Uhr einberufenen Sitzung des Stadtrathes abzuwarten und sich von allen Gewaltacten fern zu halten, so ging doch aus den Vorschlägen, welche der Syndikus Marchese Rora dem Municipalrath machte, sofort hervor, wie viel den Vätern der Stadt daran lag, den drohenden Schlag von dem Haupte ihrer Vaterstadt abzuwenden, wie energisch sie die diesbezüglichen Abmachungen der Regierung verurtheilten.

Und diese Entrüstung auch auf Seite der höheren, jede öffentliche Emeute sonst prinzipiell verabscheuenden Klassen, war im Grunde genommen nicht zu verwundern. Das niedere Volk dachte vielleicht, abgesehen von dem Einflusse der übertriebenen Schreckgespenste, welche die Parteien ihm an die Wand malten, wesentlich an die freilich schweren materiellen Verluste für die Stadt. In den Herzen der Bessersituirten, der feinen Gebildeten wurden auch edlere, nicht minder berechtigte Gefühle verletzt durch die Verlegung der Hauptstadt. Turin war immer die getreue Wiege der savoyischen Dynastie; es war gewohnt, seine Geschicke als unzertrennlich von denen

der Monarchie zu betrachten. In den letzten zehn Jahren, vor diesen Geschehnissen, hatte es die besten Söhne Italien's in seinen Schooß aufgenommen; es war Zeuge der Kämpfe der Freiheit; es war gewohnt, die Handlungen und Worte, welche über die Geschicke der Nationen entschieden, in der Nähe zu sehen und zu hören. Die alte Aristokratie, wie die bürgerlichen und liberalen Klassen fühlten sich gleicherweise verletzt, und die Männer vom Dolche hatten mit ihren Hetzereien wahrlich kein schweres Spiel. Daß man nicht sofort nach Rom ging, daß man nur ein Provisorium an die Stelle eines Provisoriums setzte, lieferte die ostensibelsten Gründe für diesen allgemeinen Widerstand, dem man sich um so williger hingab, je mehr man sich überreden konnte, nicht blos von kleinlichen, materiellen Interessen dabei geleitet zu sein.

Und die Mahnung, welche der Stadtrath zur Aufrechterhaltung der bedrohten Ruhe erließ — sie war wahrlich eine sehr zweideutige Maßregel, welche sich ganz so ausnahm, als bezwecke sie das Gegentheil von dem, was ihr Inhalt besagte. Dieses illustre Manifest begann mit den Worten:

„Der Gemeinderath ist tief durchdrungen von der höchsten Wichtigkeit des Vorschlages, dessen Veröffentlichung die Gemüther so schmerzlich ergriffen hat. Der Rath hat vollkommen begriffen, wie kostbar die Interessen sind, welche er zu schützen hat, wie heilig die Rechte, die er vertheidigen soll. . . . ."

Nach solchen geradezu Oel in's Feuer gießenden Worten ermahnt das Manifest am Schlusse allerdings

zu Ruhe und Geduld, was selbstverständlich auf den erregten „Mob" nicht den leisesten Eindruck machte.

Wir müssen, ehe wir die Privatschicksale der uns speciell interessirenden Personen, innerhalb dieser dramatischen und leider nur zu blutigen Episode aus dem Kampfe für das savoyische Kreuz, weiter verfolgen, zunächst einen Ueberblick über diese Episode selbst gewinnen.

Es ist uns bekannt, wie die erregte Menge sich wesentlich auf der Piazza Castello concentrirte. Dorthin wurden dann natürlich auch die ersten Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung dirigirt.

In der Nähe des Palazzo Madama hielten die jungen Leute, welche zu Carabinieris ausgebildet wurden, ihre Waffenübungen ab, und dies sollte die erste Veranlassung zum hellen Ausbruche der Unruhen werden. Als die Menge immer mehr und mehr anschwoll, erschienen Gensd'armerie und Truppen auf dem Platze. Beide Theile verhielten sich zunächst passiv, und es vergingen Stunden, bange und lange Stunden, während welcher es zu nichts Anderem kam, als gelegentlichen Evviva's auf Garibaldi und Mazzini. Der Tag begann sich seinem Ende zuzuneigen, als plötzlich die Bewegung unter dem Volke lebhafter wurde. Die zukünftigen Carabinieri marschirten, als sei Nichts vorgefallen, an ihrem gewöhnlichen Platze auf und begannen ihren militärischen „Drill".

Es machten sich plötzlich eifrig redende Gestalten unter der Menge bemerkbar, welche dieselbe aufzustacheln schienen. Hier und da erscholl einmal ein lautes Ge-

lächter, ein Fluch. Man fing an, die Truppen zu hänseln und die Uebungen der zukünftigen Landesvertheidiger zu bespötteln.

Da fiel plötzlich mitten aus der den Platz, soweit er nicht von den Carabinieri's eingenommen war, umdrängenden Volksmasse ein Steinwurf gegen die exercirende Truppe. Fast gleichzeitig krachte von Seiten der Carabinieri's ein Schuß. Eine furchtbare, lautlose Pause von wenigen Secunden folgte — dann erscholl ein wüthendes Gebrüll aus der Mitte der Volksmenge — das Signal war gegeben, die Meute entfesselt, — die Massen drängten auf die Truppen zu, wehrlos, waffenlos wie sie waren.

Wir wissen, wenn wir uns des kurzen Gespräches zwischen Ormelli und dem jungen, für den Mazzinistenbund mit Geld geköderten Carabinieri, in dem Kellerraume des Bäckers Asti, erinnern, welchem Umstande dieser vereinzelte Schuß aus der Mitte der Letzteren zu verdanken war. Umsonst sprang ein herkulischer Sergeant, wohl auf Anordnung eines seiner Vorgesetzten, an einem Laternenpfahl empor und brüllte mit Stentorstimme über den Platz weg:

„Ferma, ferma! Ihr Leute! Bei der heiligen Jungfrau, es ist ein Versehen, — ein Stein hat an das Gewehrschloß einer Carabina getroffen!“ — — —

Es war zu spät! Kaum sahen die Truppen, welche an den Seiten des Platzes aufmarschirt waren, die drohenden Massen unter Heulen und Schreien auf sich zudrängen, als sie blindlings Feuer gaben. — — Ein lautes Kreischen, Wimmern, beantwortet von einem Ge=

heule der zu voller Macht entfesselten Wuth. Todte und Verwundete lagen auf dem Platze. Die Salve der Soldaten hatte zwar zunächst die Volksmasse eingeschüchtert und zurückgedrängt, doch diese Lähmung war eben nur eine augenblickliche.

Die Todten und Verwundeten, worunter, wie meist in solchen Fällen, mehr Weiber und müssige Zuschauer, als wirkliche Lärmmacher waren, wurden vom Platze getragen, und die Menge fand einen Abzug durch die Poststraße. Dort befand sich das Redactionsgebäude der Gazzetta di Torino.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß dieses Blatt einen sehr begeisterten Leitartikel veröffentlicht hatte, welcher mit warmen Worten sich für die Verlegung der Residenz von Turin aussprach, und die Bevölkerung des „Italienischen Juwels“ zu opferfreudiger Fügsamkeit in eine unabwendbare politische Nothwendigkeit aufforderte. Wir wissen auch, daß bereits am Morgen desselben Tages, kurz nach dem allgemeinen Bekanntwerden der erschreckenden Neuigkeit und des anrüchigen Leitartikels, sehr drohende Demonstrationen vor dem Hause der Gazzetta, von Angehörigen des Turiner Plebs, — natürlich inspirirt durch Mazzinistischen Wein — gemacht worden waren.

Es war somit nicht zu verwundern, daß die Volksmasse, welche jetzt, von den Kugeln der Soldaten verscheucht, von der Piazza del Castello sich nach der Poststraße wälzte, bereits eine beträchtliche Menge lärmender, schreiender und drohender Menschen vor dem Hause der

Gazzetta versammelt fand, welche das Herannahen ihrer Gesinnungsgenossen mit lauten Evviva's begrüßten.

Die vor dem Zeitungsgebäude stehenden Menschen hatten die Schüsse vom Platze her gehört. Es hatte das, da sie die genaue Ursache und Tragweite nicht kannten, nicht wenig dazu beigetragen, ihre Wuth und Erregung zu erhöhen.

Diese beiden, einander sympathisch gesinnten Menschenwogen vereinigten sich rasch zu einer tosenden Brandung, welche mächtig brausend an das Gebäude heranstürmte, welches von seinen Bewohnern, der verschlossenen Thür und den heruntergelassenen Jalousien nach zu urtheilen, völlig verlassen zu sein schien.

„Abbasso la gazzetta di Torino! Evviva Torino la residenza!“ — erscholl es im wilden Chor, und ein Hagel von Steinen prallte gegen die Holzverschlüsse der Fenster. „Dove Masati!? Heraus mit dem Schurken, dem Landesverräther!“ „Wir wollen kein französisches Italien!“ „Evviva Garibaldi! Evviva Mazzini!“ — so heulte die wüthende Menge durcheinander.

Mitten in dem furchtbaren Tumulte erhob sich plötzlich die donnernde Stimme eines Mannes, der Ruhe gebot. Anfangs war er nur den Näherstehenden verständlich, welche dicht an den zur Hausthüre des Redactionsgebäudes hinaufführenden Stufen standen, auf deren oberster sich der Sprecher postirt hatte. Es war der „Giudice“ Simone Moretto, dessen Hoheit gebietende Gestalt weit über seine Umgebung hinausragte. Sein bleiches Gesicht sprach deutlich genug für die Erregung,

in welche ihn diese ihm wohl selbst unerwartete Wendung der Dinge versetzt hatte. Seine angeborene Loyalität, sein vernünftiger Sinn und vor Allem sein aufrichtiger und wahrer Patriotismus ließen ihn diese blutigen und des friedliebenden Turin so unwürdigen Vorgänge auf das Schmerzlichste empfinden. Er hielt es für seine heilige Pflicht, soweit die Macht seiner Stimme und seines Einflusses auf die wuthentbrannte Menge reichte, dem entfesselten Strom der Empörung Einhalt zu thun, ehe noch mehr Unglück angerichtet, noch mehr Blut vergossen ward.

Die dicht bei ihm Stehenden prallten vor dem gebieterischen Ruhegebot zurück. Sie kannten und achteten den überaus populären Moretto als einen treuen Patrioten und waren bereit, ihm Gehör zu geben. Dennoch bedurfte es mehrerer Minuten, ehe die donnernde Stimme des Giudice nachhaltigere Wirkung üben konnte. Mehrere Steine sausten dicht am Kopfe des muthigen Mannes vorbei und fielen polternd vor den Treppenstufen nieder. Diese, von Fernerstehenden geschleuderten Wurfgeschosse bewiesen, daß Viele der aufgeregten Menschen, welche die Worte Moretto's in dem Höllenlärm aus der Ferne nicht vernehmen konnten, den Mann dort, der so tollkühn seine Brust den entfesselten Massen darbot, für einen Vertheidiger und Gesinnungsgenossen des verhaßten Redacteurs der Gazzetta hielten.

Moretto schwang ein weißes Tuch, dies typische Parlamentairzeichen, eifrig in der Luft, um sich Ruhe und Gehör zu verschaffen; doch erst, als sich mit Hilfe der

Nächststehenden von Mund zu Mund der Ruf fortgepflanzt hatte: „Hört den Giudice! Hört den wackern Simone Moretto!“ — gelang es, den Sturm einigermaßen zu beschwichtigen.

„Landsleute von Turin!“ rief Moretto, nachdem der tobende Lärm zu einem lauten Gemurmel, das wie das Rollen der zu neuem Anprall von fern daher rauschenden Meeresbrandung klang, „Landsleute von Turin! Hört mich, ehe es zu spät ist, ehe das Blut unserer Brüder, unserer Weiber und harmlosen Kinder die Straßen unserer Stadt färbt und den Boden des schönen „Juwels von Italien“ entweiht! Geht nicht weiter, als ihr gegangen seid! Ueberlaßt es den, unsere Gesinnung theilenden Municipalbehörden von Turin, unserem Könige, der, glaubt es mir, mit warmem Herzen an Piemont, der Wiege seiner Ahnen hängt, die nöthigen Vorstellungen zu machen, um, wenn es irgend möglich ist, das drohende Mißgeschick von unserer Stadt abzuwenden. Ein unseliges Mißverständniß oder ein zufälliges, augenblicklich mir selbst und wohl allen Betheiligten unbegreifliches Ereigniß hat auf der Piazza del Castello zu Blutvergießen geführt. Hoffen wir, daß die Folgen nicht so furchtbare sind, als es uns im ersten Augenblicke scheint. Doch wenn einer der Unglücklichen, welche unter den Kugeln der Carabinieri gestürzt sind, wirklich seinen Geist aufgegeben hat, — nun, so muß der Gedanke an diesen Einen schon euch zur Besinnung bringen, und euch daran erinnern, daß das Blut und Leben unserer Mitbürger, daß die Ehre unserer in aller Welt angesehenen Stadt

uns mehr gelten muß, als die Befriedigung eines unklaren und ziellosen Gefühles persönlicher Rache und Wuth. Mitbürger, ich vertheidige den Mann nicht, dessen Haus ihr hier mit Steinen bewerft und nach dessen Leben ihr zu trachten scheint! Er hat sich und der patriotischen Sache wahrlich einen schlechten Dienst geleistet, wenn er uns mit begeisterten Worten einreden wollte, wir sollten uns über die unerwarteten Abmachungen der französischen Regierung mit der unserigen freuen, und stolz darauf sein, der Wohlfahrt des gesammten Italien ein Opfer bringen zu können. Ich weiß wohl, daß er nicht bewiesen hat und beweisen konnte, in wie fern ein solches Opfer wirklich unserem gesammten Vaterlande zum Nutzen gereichen würde — aber, fragt euch selbst, Mitbürger, soll im freien und geeinigten Italien ein Mann, der einfach seine Meinung ausspricht, wäre sie auch noch so irrig, darum an Leben und Eigenthum geschädigt werden?! Und erreichen wir irgend etwas durch stürmische, blutige Demonstrationen? Oh, laßt den Fels nicht in's Rollen kommen, er wird uns alle in seinem Laufe zerschmettern. Bedenkt, daß, wenn die Fesseln der Ordnung einmal gebrochen sind, wenn es gilt, die Stadt vor völliger Entehrung zu schützen, unsere Brüder, ich sage unsere Brüder, die den Waffenrock des Königs von Italien tragen, gezwungen sind, gegen uns einzuschreiten. Die Kugeln, welche vorhin durch ein unheilvolles Zusammentreffen zufälliger Umstände wenige unserer Brüder verwundet, sie werden alsdann im Dienste der Ordnung und der Gerechtigkeit Tausende von Opfern fordern.

zwingt unsere wackeren Soldaten, die mit uns Kinder einer Mutter sind, nicht zu Thaten, welche ihnen selbst das Herz bluten machen würden! Kehrt um, ehe es zu spät ist! Geht heim zu euren Weibern, zu euren Kindern, welche jetzt um euch weinen und für euer Leben zittern, und deren Leben ihr selbst bedrohen würdet, gäbt ihr Anlaß zu weiterem Blutvergießen. Denkt an die Ehre unserer Stadt, denkt an die Gebote Gottes und vertrauet fest, daß unser König, der mit starker Hand Italien geeinigt, der unablässig das Ziel im Auge hat, auf die Zinnen von Rom das Banner mit dem savoyischen Kreuze zu pflanzen, Nichts gethan hat und Nichts thun wird, was der Ehre unseres Vaterlandes widerstrebt. Die euch anders belehren — es sind Lügner und Aufwiegler, die es nicht ehrlich mit euch meinen. Zielt eure Steine nach meinem Haupte, wenn ihr wollt, wenn euch meine Worte mißfallen haben, wenn ihr meint, daß ich ein Heuchler und Feind unserer städtischen Interessen bin! Laßt an mir eure Wuth aus, der ich hier wehrlos vor euch stehe! Ein treues, geliebtes Weib wird mich daheim beweinen, aber ihre Thränen werden leichter fließen, wenn sie hört, daß ich als Opfer der Worte gefallen bin, die ich zu euch zu sprechen für meine heilige Pflicht hielt. Doch schenkt ihr meinen Worten Glauben, — nun, um so besser für uns Alle, um so besser für ganz Turin und seine Zukunft. Und ich weiß es, ja bei der heiligen Jungfrau, ich weiß es, daß unter den Hunderten, die ich hier vor mir sehe, die Allermeisten nur augenblicklich berauscht sind von einem begreiflichen Gefühle

der Entrüstung und Wuth, daß sie aber auch zugleich vernünftige Männer und brave, patriotische Turiner sind, welche diese Wuth niederkämpfen und mit mir diesen Ort verlassen werden, ehe es den wenigen Hetzern und Aufwieglern gelingt, die Flammen der Empörung zu dem Grade anzufachen, daß keine Rettung mehr möglich. Evviva Torino! Evviva il Re Galantuomo!" — —

Der Redner kannte zweifellos das Publikum, das er vor sich hatte, äußerst genau. Die mit dem Tone der Begeisterung gesprochenen und von dem Feuer der Ueberzeugung durchdrungenen Worte, die geschickt das Blumenreiche und Pathetische mit dem Klaren und Populair-Verständlichen vereinten, waren mit meisterhaftem Geschick gewählt, — doppelt bewundernswerth bei der Dringlichkeit der Situation, — und schienen denn auch den erhofften Eindruck keineswegs verfehlt zu haben.

Es war in der That immer stiller während der Rede Simone Moretto's in diesem brausenden Meere von Menschen geworden, und selbst das Pfeifen und Schreien, mit welchem hier und da mißvergnügte Charaktere von sehr zweifelhaftem Aeußeren, die ihre mazzinistische Lection trefflich inne zu haben schienen, die Auslassungen des Redners zu unterbrechen oder mindestens radikal zu kritisiren trachteten, mußten oft vor den derben Püffen loyalerer Bursche, welche auf die Ruhestörer niederregneten, verstummen. Die Wirkung am Schlusse der Rede war geradezu als eine magische zu bezeichnen.

Ein donnernder Jubel aus Hunderten von Kehlen war die Antwort. Ein Evviva jagte das andere; die

Nächststehenden stürmten auf Simone Moretto ein, um, entsprechend dem beweglichen und zu raschen Uebergängen stets geneigten italienischen Volkscharakter (welcher sich bei dieser Gelegenheit auch in dem indifferenten, gallisch angehauchten Turiner nicht verleugnete), demselben handgreifliche Ovationen darzubringen. Die äußersten Ränder dieses Menschenmeeres begannen bereits, die Ueberzeugungskraft der gehörten Rede durch die That beweisend, Lücken zu bekommen, durch welche kleinere Menschenströme sich nach den Nebengassen und der nahen Piazza del Castello Bahn zu machen anschickten, — kurz, die gute Sache war offenbar gerettet.

Offenbar! Ja, leider geschieht es nur allzuhäufig im Leben, daß Dinge, welche so klar und offen vor uns liegen, daß es kaum eines einladenden „help yourself“ von dritter Seite bedarf, um uns zum Zugreifen zu veranlassen, im letzten Momente, wo sich eben unsere Hand darnach ausstrecken will, durch ein tückisches Spiel des Zufalles uns entschlüpfen.

So hier. Diese ganze traurige Affaire aus der modernen Geschichte des italienischen „Juwels“ ist so sehr basirt auf Mißverständnissen, widrigen Zufälligkeiten und niemals aufgeklärten Verwickelungen, daß einem noch so sorgsamen Forscher, der bestrebt ist, sich aus den zerstreuten Notizen und mehr oder minder glaubwürdigen mündlichen Ueberlieferungen oder auch episodenhaften Selbsterinnerungen ein klares Bild von den Tagen und Vorgängen zu verschaffen, da der Glanz des gioiello

dell' Italia durch einen häßlichen Fleck verdunkelt ward, die Arbeit unendlich schwer gemacht wird. Es ist heute noch nicht klar gelegt, ob nicht die größte Quantität des vergossenen Blutes der unverzeihlichen Eigenmächtigkeit und dem Jähzorn der in dieser Tragödie agirenden Soldaten oder — der verhängnißvollen Bornirtheit ihrer Führer in's Schuldbuch zu schreiben ist.

Wie auf dem Schloßplatz ein einziger Schuß als Signal für eine Salve angesehen ward, der mindestens ein Dutzend Menschen zum Opfer fielen, so sollte hier das Hurrahgebrüll und das tosende Beifallsgeschrei, welches der feurigen Rede unseres muthigen „Giudice" folgte, Veranlassung zu einem fürchterlichen Blutbade werden.

Noch erschütterten die Evviva's der Menschenmenge die Luft, als — von beiden Seiten der Straße Trommelwirbel und die taktmäßigen Schritte herannahender Truppen ertönten. Je ein Bataillon Soldaten rückte auf die Menschenmenge zu, dieselbe also in die Mitte nehmend und den zur Auflösung nahezu bereiten Riesenknäuel wieder fest zusammenballend.

Rom's Venusinischer Poet singt schon von der

.... mobilium turba Quiritium,

und in Bezug auf eine gewisse geistige Beweglichkeit, oder besser Wankelmüthigkeit, steht ein sogenanntes „zusammengerottetes" Straßenpublikum moderner Zeit den Schaaren des römischen Stadtplebs keineswegs nach.

Die Schreier waren beim Herannahen des Militairs alsbald wieder obenauf, und das begeisterte „Evviva",

welches die Rede unseres Freundes Moretto krönte, lief in eine langgezogene Dissonanz aus, welche auf die Ohren der heranziehenden Vaterlandsvertheidiger die Wirkung hatte, wie etwa das Geheul einer Horde wilder Chevennen auf eine Freiwilligenschaar von hinterwäldlerischen Farmern. Die Hähne knackten, und die wirbelnden Trommeln spielten die Ouverture zu der blutigen Tragödie.

„Da seht die Liebe unseres Re Galantuomo!“ brüllte ein stämmiger Geselle. „Mit Pulver und Blei wird er uns liebkosen, wenn wir ihm seinen Willen nicht thun!“

Ein gellendes Gelächter der Wuth und des Hohnes aus Hunderten von weinerhitzten Kehlen. Die neugierigen Beschauer, die wohl oder übel in dieser lebendigen Mauer verharren mußten (darunter so manche Weiber und halbwüchsige Burschen), erhoben ein ängstliches Geschrei. Doch wer dachte ihrer in der Aufregung des Augenblicks?! Mitgefangen, mitgehangen! — — Prasselnd schlugen die Pflastersteine gegen die Musketen der Soldaten. Einen Moment schwiegen die Trommeln. Der commandirende Offizier des einen Bataillons, der zu Pferde war, schien sprechen zu wollen, doch seine Stimme verhallte machtlos in dem wilden Getöse. Erscholl das Commando: „Feuer!“? — Erwiesen ist es nicht, ebenso wenig wie das Gegentheil. Die furchtbare Wahrheit ist nur die, daß eine donnernde Salve von der einen Seite ertönte, daß ein Hagel von Kugeln über die Menschenmenge dahin sauste, und das Schmerzgeheul der Ver-

wundeten mit dem Angstgeschrei der zu Tode erschrockenen Weiber und harmlosen Zuschauer sich grauenvoll mischte.

„Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!“ — —

Einer der Ersten, der zum Tode getroffen fiel, war — der Commandant der den Feuernden gegenüber stehenden Truppe. Als er vom Pferde sank, erscholl aus den Reihen seiner Soldaten ein Schrei der Entrüstung. Die Wuth brach die Ordre der militairischen Disciplin, und die Mannschaft gab Feuer. Blutend sanken unter dem Volkshaufen sowohl, wie unter dem gegenüber stehenden Militair Viele zu Boden. Die Verwirrung war eine furchtbare, — nicht wenig unterstützt durch den Umstand, daß die, welche die gestörte Ordnung und Ruhe wieder herstellen sollten, durch die tragikomische Wendung der Sache, derzufolge sie gegenseitig aufeinander geschossen hatten, theils zur hellen Wuth gereizt wurden, theils selbst — inclusive ihrer Führer — völlig den Kopf verloren.

Freilich hatte diese blutige Feuertaufe die Wuth der Revoltirenden mit einem Schlage abgekühlt. Eine schreckensvolle Ernüchterung griff Platz, und mit bleichen Gesichtern stürzten Hunderte den Straßenausgängen zu, um aus der gefahrbringenden Nähe der Musketen zu kommen, während Andere angstvoll auf der sich leerenden Straße umher irrten, Namen von Freunden, Verwandten oder Bekannten rufend, oder sich hier und da zu einer am Boden liegenden Gestalt niederbeugend, um sich zu vergewissern, ob das bleiche Gesicht oder die klagende Stimme des Opfers dem Vermißten angehörte, den sie suchten. Die Scenen nach dem ersten Acte einer solchen

revolutionairen Explosion sind typisch, und es hieße daher Raum und Zeit verschwenden, wollten wir dem Leser alle die aus der blutigen Scene naturgemäß resultirenden Details von Schrecken, Jammer, Blut und Schmerz malen. Es genüge die Bemerkung, daß binnen Kurzem in einer in der Nähe der Poststraße befindlichen Halle eine lange Reihe von Leichen lag, deren todesstarre Gesichter grauenhafte Zeugen der Schande waren, welche der Juwel Italien's an jenem Tage auf seinen Namen gehäuft, und daß die unheimlich-schwüle Ruhe, welche nach diesem Exceß über die Stadt sich lagerte, in der Nähe des Schauplatzes der geschilderten Scenen nur unterbrochen ward von einer beträchtlichen Zahl langsam dahin rollender Wagen, welche schwer und leicht verletzte Menschen aller Stände ihren unterschiedlichen Behausungen oder Hospitälern zuführten.

Droben aber im Palazzo Reale, im zweiten Stockwerke am Fenster eines kleinen Gemaches, welches die Piazza del Castello beherrschte, stand der Treueste der Piemontesen und blickte hinab in das Menschengewühl, mit einem Ausdrucke von Trübsinn und Verzweiflung, welcher in diesen derben, lebenslustigen Zügen nicht oft in diesem Maße beobachtet werden konnte.

Dachte er wohl an seinen erlauchten Vater, jenen Märtyrer der italienischen Revolution und Unabhängigkeit, an Karl Albert, dem das Schicksal alle günstigen Momente und alle persönlichen Eigenschaften verliehen hatte, um die Einheit Italien's an den Thron des Hauses Savoyen

zu befestigen, dem aber Eines versagt worden war, Eines, dessen Mangel ihm den kläglichen Sturz, der im Jahre 1849 die ganze italienische Sache unberechenbar mit niederriß, bereitete: eine starke, charaktervolle Festigkeit, die den Schwankungen des Augenblicks widersteht und, ohne Rücksicht auf alle Schwierigkeiten, zur rechten Zeit zu handeln und zuzugreifen weiß!? — —

Wohl mochte sich Victor Emanuel einen Augenblick fragen, ob hier das Ausharren bei dem als gut und recht erkannten nicht gleichbedeutend sei mit einem absoluten Aufopfern aller Wohlfahrt und alles Glückes seines geliebten Piemont für die Idee der italienischen Einheit — von Napoleon's Gnaden. Wer hatte einen zuverlässigen Schlüssel zu Napoleon's Ideen, Napoleon's Politik, Napoleon's Zukunftsplänen!? —

Eben trat Paolini ein. Es war draußen die Weisung gegeben worden, den alten Vertrauten des Königs ohne Anmeldung sofort vorzulassen. Das Gesicht des Inspektors war ein Reflexbild von dem seines Gebieters zu nennen.

„Also so weit mußte es kommen?“

Mit diesen Worten empfing der König seinen Vertrauten.

Paolini zog die buschigen Brauen in die Höhe und zuckte mit den Achseln.

„Ew. Majestät wollen sich an das erinnern, was ich an dem Morgen des heutigen Tages Ihnen vorzustellen mir erlaubte!“

Der König nickte nur leicht mit dem Kopfe und sagte:

„Und doch — konnte es nicht anders sein! Wie steht's mit dem Municipalrath?“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu.

„Ich konnte aus direkter Quelle Nichts erfahren, Sire“, antwortete Paolini. „Der Tumult und das Gedränge in den Straßen zwischen der Piazza del Castello und dem Stadthause ist ein solches, daß mir der Weg vom Hôtel Europa bis dahin geraume Zeit abgeschnitten war. Doch hörte ich die Quintessenz, Majestät.“

„Zuverlässig?“ fragte der König kurz.

„Vollständig, Majestät. Der Mann, den ich sprach, hat selbst vor Signore Nora als Deputirter des Volkes das Wort geführt.“

„Wahrscheinlich eine Creatur von einem der beiden Giuseppe's!“ warf der König mit ironischem Lächeln ein.

„Oh keineswegs, Majestät!“ entgegnete Paolini. „Sie können sich einen getreueren und energischeren Anhänger an das savoyische Königshaus und den Gedanken der italienischen Einheit nicht wünschen, als diesen Mann, Simone Moretto ist sein Name, obwohl er selbst geborener Neapolitaner ist und daselbst auch bis vor nicht zu langer Zeit eine Richterstelle bekleidete. Hätte er mit seiner glänzenden Beredsamkeit durchdringen können, so wäre wohl Alles in der Bahn der Ordnung geblieben.“

„Ist der Mann in jeder Beziehung zu gebrauchen?“ fragte der König.

Paolini blickte mit einem fragenden Ausdrucke in das Gesicht Victor Emanuel's, in welchem sich deutlich sein Erstaunen über die Worte des Königs ausprägte.

„Cospetto!“ rief der König mit einem Anfluge seines gewohnten Humors. „Ich glaube wahrhaftig, alter Hasenfuß, daß Du für Deinen Einfluß im Palazzo Reale fürchtest. Denkst wohl, ich will Dir einen Nebenbuhler creiren. Einen Leporello Nummer Zwei? — Doch, Scherz bei Seite; ich fragte nur, weil ich mich für den Mann interessire. Wenn Du, Paolini, Deinen Mund aufthust, um einen Mann zu loben, so hast Du ihm sicherlich erst gründlich auf den Zahn gefühlt und wahrscheinlich sein ganzes Leben von der Stunde seiner Geburt an ausspionirt. — Doch davon später. Suche den Mann auf, sobald als möglich, und stelle ihn mir alsdann vor. Hörst Du, Paolini? Und nun zurück zu unserem Thema. Welche Nachricht vom Podesta?“

„Keine erfreuliche, Sire“, erwiderte der Gefragte, eine charakteristische Grimasse schneidend. „Ich sehe, daß Signore Menabrea Ihnen noch nicht berichtet hat!“

„Der Minister wird wahrscheinlich in ähnlicher Lage gewesen sein, wie Du, Paolini.“

„Das nicht, Majestät. Um es kurz zu machen: Trotzdem Signore Menabrea dem Municipalrath in ausführlicher Rede vorgehalten hat, daß, ungeachtet des Festhaltens Ew. Majestät an Turin, Se. Majestät der Kaiser Napoleon keine andere ihm angebotene Bürgschaft angenommen habe, als die Verlegung, trotzdem der Minister auseinandergesetzt, daß die Räumung Rom's eine Lebensfrage für ganz Italien sei, und das lokale Interesse dagegen zurücktreten müsse, — trotzdem hat der Municipalrath, ganz besonders auf Anregung des Podesta, sowie

auch des Grafen Ponza, sich fast einstimmig gegen die Verlegung erklärt. Man kann in der That sagen: fast einstimmig, denn der Sohn des Signore Balbo war der Einzige, der sich dafür aussprach. Der Municipalrath hat sich darauf in Permanenz erklärt, und Ew. Majestät werden wohl morgen bei Zeiten die Bitte um eine Audienz für eine Deputation desselben erhalten."

Der König stampfte mit dem Fuße auf, und ein zorniger Blitz leuchtete in seinen Augen auf.

„Und doch wird das Nichts nutzen! Gar Nichts! Die Sache bleibt, wie sie ist, und Turin's Lob und Preis würde heute in Aller Munde sein, wenn es sich getrost und mit Würde in das Unvermeidliche gefügt hätte. — — Paolini", fügte er mit milderer Stimme hinzu, dem Inspektor einige Schritte näher tretend, „ich bin vor Allem König von Italien, — nicht mehr König von Sardinien. Was es auch meinem Herzen kosten möge, die Stadt meiner Ahnen zu verlassen, ich bin entschlossen, meine Pflicht bis auf's Aeußerste zu erfüllen. Ich habe mir vorgenommen, Italien bis zum Capitol zu führen. Im Capitol werde ich der Krone entsagen und nach meinem lieben Turin zurückkehren, um dort als Privatmann meine Tage zu beschließen!"*)

So waren denn seine Gedanken wirklich zu Carlo Alberto zurückgeschweift, welcher auf dem Schlachtfelde von Novara, nachdem der blutige Krieg sich ohne Sieg

---

*) Diese Worte hat Victor Emanuel an jenem stürmischen Tage in Turin thatsächlich ausgesprochen!

und Ehre über seinem Haupte zu Ende geneigt hatte, die Krone in die Hände seines Sohnes legte! — —

Paolini, der, wie wir schon wiederholt zu beobachten Gelegenheit hatten, hinter einem etwas rauhen und derben Aeußern eine nicht unbeträchtliche Portion Sentiment verbarg, neigte sich bei diesen Worten des Königs sichtlich ergriffen auf die Hand desselben nieder, um sie zu küssen.

„Denken Sie nicht daran, Sire“, sagte er. „Was auch Hitzköpfe heute in der Erregung des Augenblickes gethan und gesprochen haben — Turin wird zur Besinnung kommen, und seine grenzenlose Verehrung, sein stets warmes Vertrauen zu dem savoyischen Herrscherhause nicht verleugnen. Das Volk ist getäuscht und mißleitet worden. Ew. Majestät werden durch die Berichte der Polizei gehört haben, welche Behauptungen durch die Mazzinistischen Agenten in die Welt geschleudert worden sind!“

Der König nickte mit dem Kopfe.

„Thörichte Leichtgläubigkeit“, sagte er nach einer kurzen Pause. „Man bedenkt nicht die Dringlichkeit der Umstände. Entweder wir retten Italien, oder gehen Alle zu Grunde. Die Geschicke der Nationen sind durch ein unlösbares Band unter einander verbunden. Kurzsichtige Menschen müssen's wahrlich sein, die da ernstlich glauben können, ich habe Italien getäuscht. Wenn ich den Vertrag unterzeichnet habe, so that ich es in der festen und unwandelbaren Ueberzeugung, daß es dem Lande Gewinn bringe und die Erfüllung unserer Wünsche beschleunige.

Ich selbst habe mich vor keinem Opfer gescheut, — so möge auch das Land besonnen sein und mir vertrauen. — Hierbei fällt mir Deine Mission im Hôtel Europa ein, Paolini. Hast Du den Franzosen angetroffen und meinen Auftrag in der angegebenen Weise ausgerichtet?"

Ein sonderbares Lächeln zuckte bei dieser Frage über das Gesicht des königlichen Factotums.

„Allerdings, Sire", sagte er, noch immer lächelnd. „Nach einigen Schwierigkeiten habe ich die rothe Nelke gefunden, und mich meiner Aufgabe in der von Ew. Majestät angegebenen Weise entledigt. Corpo di Cristo, Sire, ich glaube, wenn man mit einem guten Polizeiknüppel in diesem Hôtel Europa herumstöbert, fliegen so viel rothe Nelken auf, wie Wespen aus einem Wespenneste!"

So ernst der Augenblick war, konnte sich doch Victor Emanuel bei diesen Worten Paolinis eines lauten Gelächters nicht enthalten. Lachend drohte er mit dem Finger und rief:

„Also doch spionirt! Daß doch die Katze das Mausen nicht lassen kann. Hast Du etwa von Deinem Knüppel Gebrauch gemacht?"

„Nun — das gerade nicht, Sire. Aber ich konnte doch nicht geradezu meine Augen geschlossen halten."

„Was hast Du denn gesehen oder herausspionirt, Erzschnüffler?"

„Sire", sagte Paolini nach einigem Zögern, „der Zufall spielt manchesmal wunderbar, und man hat doch seine Portion wohlgemeinte Neugierde —"

„Nun, so sprich doch, — cospetto, so sprich doch!“ rief der König, durch das geheimnißvolle Gebahren seines Vertrauten offenbar belustigt.

„Es war etwas spät“, erzählte Paolini nach einigem Räuspern, „als ich in dem Hôtel anlangte. Der Sturm in der Stadt war, wie Ew. Majestät gesehen haben, schneller zum Ausbruch gelangt, als wir Alle vorausgesetzt haben, und ich konnte einigen nothwendigen Conferenzen mit dem Polizeichef, im Interesse Ew. Majestät, nicht entgehen. Als ich in das Hôtel kam, fand ich zunächst die gesuchte Person trotz angestrengten und dabei doch vorsichtigen Umherspähens nicht. Jedenfalls war die Sache selbst den Herren Mazzinisten über Vermuthen schnell gegangen, und sie hatten an andern Orten irgend welche Aufgaben zu erledigen — chi lo sa! Jedenfalls mußte ich mir die Zeit mit Gähnen hinter einer Flasche Wein im Speisesaal vertreiben, als ich plötzlich an dem auf den Hof hinaus gehenden Fenster das Gesicht eines jungen Mädchens erblickte. Es war ein reizendes Gesicht, Sire, und das war an sich schon Grund genug, daß ich mir die Kleine genauer ansah.“

„Kann ich mir lebhaft vorstellen!“ warf der König mit kurzem Auflachen ein.

Paolini verbeugte sich mit seinem gewöhnlichen ruhigen Lächeln und fuhr fort:

„Doch mir fiel noch mehr, als das hübsche Gesicht des Mädchens, der ängstliche, forschende Blick auf, mit welchem sie den Raum, in dem ich Platz genommen, durchmaß. Es war mir sofort offenbar, daß sie Jemanden

suchte und doch sich scheute, auf dem üblichen Wege in das Lokal einzutreten. Man muß in meinem Berufe bei diesen stürmischen Zeiten stets gehörig auf dem qui vive sein, und so hielt ich es denn unter den obwaltenden Umständen für angemessen, das Mädchen über das Zeitungsblatt weg, das ich in der Hand hielt, zu beobachten, ohne sie dies merken zu lassen. Meine Vorsicht stellte sich bald als unnöthig heraus, denn ich bemerkte, daß sie mich offenbar nicht gesehen. Ihr ängstliches und sichtlich erregtes Wesen erhöhte meine begreifliche Wißbegierde —"

„Ferma, ferma, Paolini", unterbrach ihn lächelnd der König. „Nennen wir das Ding beim rechten Namen und sagen wir: Neugierde!"

„Neugierde also, nach Ew. Majestät Belieben", fuhr Paolini, ohne sich irre machen zu lassen, fort. „Und diese Neugierde veranlaßte mich, activ vorzugehen, damit die Kleine mir in ihrer Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit nicht entwischte, und mich so der Kenntniß eines vielleicht wichtigen Geheimnisses beraubte. Ich ging schnell entschlossen, unter Anwendung der nöthigen Vorsicht, die eine Wand des Raumes entlang, und stand plötzlich dicht vor dem Fenster, letzteres rasch öffnend. Ebenso flink hatte ich den Arm des jungen Mädchens erfaßt. Sie war sichtlich erschrocken und sah mich mit solcher Verwirrung an, als sei sie auf einem Diebstahl ertappt worden.

„„Was giebt's zu lauschen, meine Schöne?"" fragte ich in mehr scherzhaftem als forschendem Tone. „„Suchst Du Deinen amante hier?""

Eine flüchtige Röthe flog über das reizende Gesicht des Mädchens, indem sie mit dem Kopfe schüttelte. Ich bemerkte zugleich, daß sie Etwas in der Hand hielt, ein briefähnliches Packet, und —"

„Und Du warst natürlich sofort entschlossen, Dich in den Besitz des Briefes zu setzen", unterbrach ihn der König. „Eh via, Paolini, ich muß an Deinem noblen Charakter zweifeln. Das Mädchen konnte Dich weiter nicht interessiren, und es war daher keineswegs cavaliermäßig, daß Du sogleich suchtest, in den Besitz ihrer kleinen Geheimnisse zu gelangen!"

„Halten zu Gnaden, Sire", wandte der Gescholtene ein. „Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß in einer Stadt, wo so viel Geheimnißkrämerei in der Politik getrieben wird, wie hier in Turin, junge Mädchen oft Trägerinnen von ganz anderen Geheimnissen sind, als solchen, mit denen Amor und Venus Etwas zu thun haben. Der vorliegende Fall ist sehr geeignet, diese Wahrnehmung im vollsten Umfange zu bestätigen."

„Sapristi", sagte der König, seinen mächtigen Schnurbart streichend. „Da bin ich doch wirklich neugierig, was Du Schlaukopf wieder ausfindig gemacht hast, so wenig Zeit und Lust ich eigentlich an einem solchen Tage, wie dem heutigen, habe, mir aus der chronique scandaleuse erzählen zu lassen!"

„Vergebung, Sire", entgegnete Paolini — „ich weiche von dem Thema, welches der heutige, unvergeßliche Tag uns nahe legt, kaum ab. Um kurz zu sein — ich hatte sehr bald aus meiner allerliebsten Turinerin so-

viel herausgefunden, daß der Brief an einen gewissen Heribert Hilgard gerichtet sei, und daß sie bei der Abgabe desselben die größte Vorsicht zu beobachten habe. Ich verstand es wohl, dem Mädchen Vertrauen einzuflößen, indem ich ihr vorhielt, wie unvorsichtig es sei, sich allein auf die bedenklich unruhigen Straßen zu wagen, und ich merkte dabei aus ihrem Gebahren und ihren Worten, daß es ihr darum zu thun war, sich ihres Auftrages möglichst rasch zu entledigen, weil sie offenbar noch einen andern ihr, wie es schien, besonders am Herzen liegenden Gang vor hatte. Ich weiß nicht, welcher Genius mir es eingab, auf den Strauch zu schlagen. Ich redete mir unwillkürlich ein, jener Heribert Hilgard könne irgend wie mit dem Franzosen in Verbindung stehen, und vielleicht ebenfalls ein gewisses Interesse für rothe Nelken haben. Kurz und gut, ich raunte dem hübschen Kinde den Namen Giuseppe Mazzini's in's Ohr. Das wirkte prächtig! Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß der Kleinen der Inhalt des Briefes bekannt sei, denn sie wurde sofort vertraulicher, und in ihrer Hast, ihre Mission zu erfüllen, legte sie das Packetchen in meine Hände, mit der dringenden Bitte, es an seine Adresse gelangen zu lassen, doch dem Adressaten unter keiner Bedingung zu verrathen, wie ich zu demselben gekommen sei. Daß mir dieser Hilgard bekannt sei, daran schien sie nicht einen Moment zu zweifeln, ein Umstand, welchen ich dem als Talisman wirkenden Namen Mazzini zu verdanken hatte. Nur in einem Punkte konnte ich Nichts durchsetzen, — nämlich bezüglich ihrer eigenen Person. Sie weigerte sich stand-

haft, ihren Namen und ihre sonstigen Personalien zu nennen, und da bei mir das Interesse für den Brief dasjenige für diese niedliche, kleine Person — für den Augenblick wenigstens — bei Weitem überwog, so wollte ich das Mädchen nicht mißtrauisch machen und ließ sie entschlüpfen, was sie denn auch mit der Scheu und Schnelligkeit einer Gazelle that. Sire — es hat mir nachher fast leid gethan, daß ich dem Mädchen nicht näher auf den Zahn gefühlt habe."

„War denn der Inhalt des Briefes ein so überaus wichtiger?" fragte der König gespannt.

„Das nun eben eigentlich nicht", entgegnete Paolini etwas gedehnt. „Nach einiger Ueberlegung erschien mir das Mädchen wichtiger, wie der Brief."

„Per Bacco, Paolini", polterte der König, „ich wünschte wohl, Du könntest Dir abgewöhnen, in Mysterien zu reden! Hast Du Dich in das Mädel vergafft?"

„Vergafft? — In gewissem Sinne ja, Sire. Mich hatte ihr Gesicht, wie ich Ew. Majestät von Anfang an gesagt habe, in wunderbarer Weise frappirt, nicht allein durch seine außergewöhnliche Schönheit. Warum es mich so sehr frappirt hatte, das wußte ich erst, — nachdem das Mädchen meinen Blicken entschwunden war!"

„Hm, — eine Aehnlichkeit vermuthlich", warf der König gleichgiltig hin.

„Allerdings, Sire, — eine Aehnlichkeit, die mich in das größte Erstaunen versetzte und mir sehr viel zu denken gab."

In den Worten des Inspektors an sich lag keineswegs etwas besonders Auffälliges. Um so mehr aber in

dem Tone, mit welchem er diese Worte sprach, und in den forschenden Blicken, mit welchen er seinen königlichen Gebieter fixirte. Dem Letzteren entging dies nicht, und auch er wurde immer aufmerksamer auf die Auseinandersetzungen Paolini's.

„Ich sehe, daß Du etwas auf dem Herzen hast", sagte er, nachdem auch er seinerseits Paolini prüfend angesehen hatte. „Das muß herunter. Ich will es hören. Doch laß uns nach der Reihe vorgehen. Erst den Brief. Wie steht's mit dem? Du hast ihn doch nicht confiszirt?"

„Oh, durchaus nicht, Majestät! Das hätte nicht einmal einen greifbaren Zweck gehabt!"

„Also Du hast ihn abgegeben; und wie? Erzähle kurz!"

„Nachdem ich den Inhalt gelesen —"

„Halt, Paolini!" unterbrach ihn der König. „Hast Du ein Siegel erbrechen müssen, um den Brief zu lesen?"

Eine leichte Wolke des Unmuths zeigte sich bei dieser Frage auf der hochgewölbten Stirn des Königs. Der Re galantuomo, so große Stücke er auch auf die wichtigen Dienste hielt, welche sein Privat-Detectiv ihm zu leisten pflegte, und, vermöge seiner seltenen Schlauheit, zu leisten im Stande war, — war von jeher, seinem geraden und offenen Naturell entsprechend, ein abgesagter Feind allzukrummer Wege. Namentlich war ihm eine Verletzung des Briefgeheimnisses unendlich zuwider, und wenn sich derartige Schritte einmal nöthig machten, was bei dem Intriguengewebe, welches das Hofleben eines so — lebenslustig veranlagten Königs umspinnt, nicht

allzu selten vorkam, dann pflegte Victor Emanuel seinem Vertrauten gegenüber stets einen beträchtlichen Grad von übler Laune herauszukehren. Mindestens machte er solchen Sachen gegenüber gern die Augen zu. Daher erklärt sich ebenso wohl diese Frage, welche der König soeben an Paolini gestellt, wie auch die finstere Miene, welche er dabei aufsteckte, welch' letztere aber, nebenbei bemerkt, den wackern Spürhund keineswegs aus der Contenance zu bringen schien.

Die Antwort, welche er dem Könige gab, war geeignet, denselben über diesen Punkt einigermaßen zu beruhigen.

„Es waren zwei Schreiben, Majestät", sagte er. „Das eine, mit der deutschen Aufschrift: „„An Heribert Hilgard!"", war einfach zusammengefaltet. Das andere, auf welches in dem Begleitschreiben hingewiesen war, war versiegelt. Ersteres zu lesen, hielt ich für meine Pflicht, Majestät. Letzteres enthielt das Bekenntniß einer Sterbenden, und konnte überdies, nach Kenntnißnahme des Begleitschreibens, für mich nur von ganz nebensächlichem Interesse sein. Ich ließ es daher ungelesen!"

„Recht so, Paolini", entgegnete der König. „Auch der Polizeimann muß sich zu beherrschen wissen. Doch Du hast mich neugierig gemacht; fahre fort!"

Der Leser wird unschwer errathen, um welche Schreiben es sich handelte, und wer die schöne Botin war, welche in so hervorragendem Maße das Interesse Paolinis erregt hatte. Es war der Brief und das Testament der sterbenden Marianna, welche Violetta, die

Nichte des Wirthes von der „Diebischen Elster“, nach bestem Wissen und Können an seine Adresse hatte gelangen lassen wollen.

Es ist somit, da dem Leser ja der Inhalt jener Zeilen, welche die Sterbende ihrer in letzter Stunde gewonnenen Freundin in die Feder dictirt hatte, wohlbekannt ist, auch unnöthig, den Bericht, welchen Paolini seinem Gebieter abstattete, hier zu wiederholen. Derselbe gab eben in kurzen Zügen den Inhalt des Schreibens wieder, welcher den König auf's Tiefste ergriff.

„Unglückliches Wesen!“ murmelte er. „Welch' grausames Schicksal mag sie in die Hände der Jesuiten getrieben haben.“

„Eine der vielen politischen Sirenen, Sire“, erwiderte der Inspektor. „Es zeigt auf's Neue, wie vorsichtig man heut zu Tage den Weibern gegenüber sein muß. Mit dem mulier taceat in ecclesia ist's längst zu Ende!“

Den König schien diese Anspielung etwas unangenehm zu berühren. Er zupfte nervös an seinem Schnurbarte und rief, offenbar etwas ungeduldig und ungeneigt, die Reflexionen seines Vertrauten mit anzuhören:

„Weiter, Paolini, weiter!“

„Nun, Sire“, fuhr Dieser in seiner Erzählung fort, „ich fand also meine Ansicht bestätigt, daß wir ein ganz grandioses Nest von Mazzinisten in unserm Turin beherbergen, und, was wichtiger war, ich hatte einen Hauptschlupfwinkel derselben kennen gelernt, zu welchen das Hôtel Europa, wie ich schon anfangs zu bemerken

mir erlaubte, offenbar auch gehört. Einen Augenblick kämpfte ich thatsächlich mit mir, ob ich nicht das Schreiben confiszziren und somit diese Warnung den Herren entgehen lassen sollte. Es wäre für die Suppe, die sie heute eingebrockt, eine sehr gerechte Strafe gewesen. Aber — die Art und Weise der Mittheilung und das begleitende Testament hielten mich davon ab. Ich legte das kleine Packet so auf den in der Nähe des Einganges stehenden Tisch, daß es unwillkürlich jedem Eintretenden in die Augen fallen mußte, zugleich aber auch so, daß ich es im Auge behalten und verhindern konnte, daß es in unrechte Hände käme."

„Und erschien denn der Erwartete bald darauf?"

„Sehr bald darauf, Sire, trat ein Herr, dem ich den Typus der französischen Nationalität mit derselben Sicherheit ansehen konnte, wie ich die rothe Nelke sah, welche er im Knopfloche trug, ein. Ganz, wie ich erwartet, fiel sein Blick unwillkürlich auf den Brief, den er mit gleichgiltiger Miene in die Hand nahm. Ich that natürlich nicht, als ob ich ihn dabei beobachtete. Doch kaum hatte der Franzose die Aufschrift gelesen, als sich der Ausdruck seines Gesichtes blitzschnell veränderte. Er blickte überrascht zu mir. Ich hatte mich erhoben und fixirte die Blume in seinem Knopfloch, um ihn auf mich aufmerksam zu machen. Darauf ging ich einige Schritte nach vorn, wie in der Absicht, das Zimmer zu verlassen, — und zwar, ich darf wohl behaupten, mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt, — während ich bei ihm vorbei ging, halblaut das Wort „Venetien" aussprechend. Mein Ziel

war hiermit vollkommen erreicht, ich wußte sofort, daß ich den Richtigen vor mir hatte, konnte den Auftrag Ew. Majestät ausführen und hatte überdies die Vermuthung bestätigt, nicht nur, daß jener Signore Hilgard ein Mazzinist sei, sondern auch, daß dieses Hôtel Europa in That und Wahrheit noch mehr von dieser Sorte enthalte."

„Und woraus konntest Du gerade auf Letzteres schließen?" fragte der König.

„Aus dem Benehmen des Mannes mit der Nelke, Sire", erwiderte Paolini. „Nachdem wir unsere Conversation begonnen, zeigte er bereits auffällige Zeichen von Unruhe, und theilte seine Aufmerksamkeit in nervöser Weise zwischen mir und dem an Signore Hilgard adressirten Schreiben, das er in der Hand hielt. Nach wenigen Minuten unterbrach er unser Interview in der abruptesten Weise mit den Worten:

„„Sie wollen mich entschuldigen, Signor — dieser Brief — ich kenne zufällig den Adressaten genau — steht derselbe vielleicht in irgend einem Zusammenhange mit —""

„„Mit mir?"" unterbrach ich ihn mit möglichst harmloser Miene. „„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich keine Ahnung habe, wie Sie in den Besitz dieses Briefes gelangt sind, geschweige denn, daß ich etwas von dem Inhalte desselben wüßte.""

„„So sind Sie nicht der Absender oder der Vermittler dieses Briefes?"" fragte er, anscheinend noch immer etwas zweifelnd.

„„Ich versichere Sie, nein!““ erwiderte ich mit der größten Seelenruhe.

„„Nun dann gestatten Sie, daß ich einen Augenblick unsere Unterredung unterbreche. Ich kenne, wie gesagt, den Adressaten, und habe gewichtige Gründe, anzunehmen, daß der Inhalt des Briefes für denselben wichtig ist. Entschuldigen Sie mich auf wenige Momente.““

Mit diesen Worten verschwand der Mann sehr eilig, und ich — wußte genug. Die hastig flüsternden Stimmen, die ich alsbald auf dem oberen Treppenflur hörte, das rasche Treppablaufen mehrerer Personen, das sichtlich eine Portion Unruhe verrathende Gesicht meines Franzosen, als derselbe nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde wieder eintrat — alles Das bewies mir, daß der Brief auf verschiedentliche Bewohner des Hôtel Europa etwa den Eindruck gemacht hatte, wie ein wohlgezielter Stockhieb in ein Wespennest. Ich hätte wohl von meiner Wissenschaft trefflichen Gebrauch machen können, indessen —“

„Indessen Du erinnertest Dich dessen, was ich Dir gesagt habe, Paolini“, unterbrach ihn der König, halb ernst, halb scherzend mit dem Finger drohend. „Und ich verlange, daß Du Dich in dieser Angelegenheit permanent daran erinnerst, so bald und so oft Dich auch wieder Deine Polizeiseele in Versuchung führen sollte. Hast Du mich verstanden?“

„Vollkommen, Sire. Die Versuchung wird mir wohl übrigens fern bleiben, da mein Interesse weit mehr von dem Mädchen in Anspruch genommen ist, aus

Gründen, welche — doch ich will Ew. Majestät erst Bericht über mein Interview erstatten, damit —"

Der König unterbrach ihn hier mit einer raschen Handbewegung.

„Nichts da, Paolini!" rief er. „Von dieser Unterredung will ich Nichts wissen. Ich bin überzeugt, daß Du dem Franzosen das gesagt hast, was ich Dir aufgetragen habe, und das genügt mir vollständig. Im Uebrigen wünsche ich diese Sache als abgethan anzusehen, je weniger ich davon höre, um so lieber ist es mir. Das Mädchen, Paolini, das Mädchen! Du hältst da etwas hinter dem Berge, was ich wissen will. Also sprich, birbante, frisch von der Leber weg!"

Paolini schien sich einen Augenblick zu besinnen.

„Erinnern sich Sire", sagte er endlich nach einer Pause, während welcher er bald auf seine Stiefelspitzen, bald zum Fenster hinaus geblickt hatte, „erinnern sich Sire der amerikanischen Sängerin oder richtiger „Chansonette", wie man in Paris diese Kunstjüngerinnen nennt, Miß Lucy Brandon?"

Der König hatte sich bei Nennung dieses Namens rasch von seinem Sitze erhoben und trat mit einem Ausdrucke der Spannung im Gesichte näher an seinen Vertrauten heran.

„Brandon? Lucy Brandon?" sagte er, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, wie um seine Gedanken zu sammeln. „Wie kommst Du auf Diese? Willst Du mich jetzt an alte, längst vergessene Geschichten erinnern?"

„Ich werde schweigen, Sire, wenn Sie es mir befehlen“, entgegnete Paolini. „Doch Ew. Majestät werden mir gestatten, Sie daran zu erinnern, daß Sie jene längstvergangenen Sommertage auf Schloß Moncalieri, wenn die blondhaarige Lucy Ihnen in der Weinlaube das Lied vom schönen Tennessee sang, einst zu den glücklichsten Ihres Lebens gezählt haben.“

Der König hatte sich wieder gesetzt. Ueber sein ausdrucksvolles Gesicht, das auffällig nachdenklich geworden war, zogen wechselnd die Reflexe düsterer und freudiger Erinnerungen.

„Sonderbar, — sonderbar!“ murmelte er vor sich hin. „Daß ich gerade jetzt daran erinnert werde; jetzt, wo diese blondhaarige Engländerin — —! Darum meine unerklärliche Sympathie für das Gesicht! Sonderbar!“

Seine sonst sonore, fast rauhe Stimme klang in diesem Augenblicke ungewöhnlich weich. Es mußte in der That hier in dem Buche der Erinnerungen aus dem galanten Leben des Königs eine Seite aufgeschlagen worden sein, in deren Inhalt sich Victor Emanuel mit andern Gefühlen, als mit denen eines sein „Register“ inspizirenden Don Juan versenkte. Die Weinlaube im Parke zu Moncalieri konnte offenbar von Stunden erzählen, in welchen das leicht entzündbare Herz des Monarchen etwas von jenem reineren Feuer gespürt hatte, das mit dem bloßen Taumel der Sinne wenig zu thun hat. Er sah in der That in diesem Momente aus, wie ein Mann, der sich einer ebenso tiefen, wie süßen Jugendliebe erinnert.

„Wie war es doch gleich, Paolini?“ fragte er mit leisem Lächeln. „Ich weiß, Du hattest Dir damals durch Deine Discretion in meinen Diensten gewissermaßen die Sporen verdient, und wir lernten uns gegenseitig zum ersten Male gründlich kennen. Du kanntest sie gut. Wie war es doch gleich:

I can no longer here remain, —
No pleasures here I see.
Farewell, farewell, — I must go back —“

„Again to Tennessee!“ ergänzte Paolini lächelnd.

„Again to Tennessee!“ wiederholte der König mehr für sich. Dann erhob er sich plötzlich wieder und blickte, dicht an Paolini heran tretend, diesen durchdringend an:

„Doch — Unglücksmensch“, sagte er, „wie in aller Welt kommst Du jetzt dazu, mich an dieses Mädchen zu erinnern? Da draußen schlagen sie sich herum und schimpfen ihren König einen Landesveräther und französischen Lakaien. Ein schlecht gewählter Augenblick das, mich sentimental stimmen zu wollen!“

„Ich folgte nur Eurer Majestät Befehl, der mich zum Sprechen zwang.“

„Aber — corpo di Cristo, wir sprachen doch von ganz andern Dingen? Was war's doch? — Du hast mir meine Gedanken ganz verwirrt gemacht, Paolini.“

„Wir sprachen von dem jungen Mädchen — oder richtiger, Ew. Majestät befahl mir, von dem jungen Mädchen zu sprechen, welches jenen inhaltsschweren Brief an den Mazzinisten im Hôtel Europa überbracht hatte.“

„Richtig, richtig, das war's — und nun?"

„Jenes Mädchen brachte mich eben auf dieses Thema, Sire, welches ich nicht berührt hätte, wenn ich hätte ahnen können, daß es Ew. Majestät in diesem Maße aufregen würde."

„Jenes Mädchen brachte Dich auf dieses Thema!? Nun, bei Gott, Paolini, Du mußt deutlicher sprechen, wenn ich Dich verstehen soll."

„Wenn jemals ein menschliches Wesen Miß Brandon geglichen hat, so war es dieses Mädchen, Sire. Dasselbe könnte ihre Schwester oder" — hier warf Paolini einen kurzen, prüfenden Blick auf das Gesicht des Königs, „oder besser — ihre Tochter sein."

Eine leichte Röthe der Erregung stieg in dem Gesicht des Monarchen auf.

„Paolini", sagte er nach kurzem Nachdenken, „ich kenne ein anderes Weib, das jenem wunderbaren Wesen ähnelt. Weißt Du, wen ich meine?"

„Jetzt weiß ich es, Majestät. Es ist mir nachträglich eingefallen. Mrs. Mary Campbell!"

Der König nickte mit dem Kopfe.

„Nun wohl — so könntest Du ja auch da einen verwandtschaftlichen Zusammenhang wittern!"

„Keineswegs, Sire", erwiderte der Inspektor. „Es ist wohl eine entfernte Aehnlichkeit auch hier vorhanden, aber — sie liegt höchstens in den Augen und dem schönen blonden Haar. Jenes Mädchen aber, das ich gesehen, ist das absolute Ebenbild der Miß Brandon. Und das allein hätte mir nicht so viel zu denken gegeben. Es

kommt noch ein anderer Umstand hinzu. Die Züge des Mädchens trugen noch eine andere Aehnlichkeit zur Schau, Sire, eine Aehnlichkeit, welche mich vielleicht noch mehr, sicherlich nicht minder frappirte, als diejenige mit Miß Brandon."

„Affè di Dio!" rief der König. „Willst Du damit etwa sagen, daß — daß —"

„Ew. Majestät haben mir gestattet, frei von der Leber weg zu reden?"

„Sprich, sprich! Ich glaube Dich schon fast zu verstehen."

„Nun denn, Sire", sagte der Inspektor, seine Stimme fast zum Flüstertone herabdämpfend, „jenes Mädchen trägt in geradezu auffälliger Weise die Züge des Königs von Italien!"

Der Monarch zuckte bei dieser Eröffnung seines Vertrauten in drolliger Weise mit den Achseln. Es sah aus, als sei ihm der Kobold der Erinnerung aus dem Herzen direkt auf den Nacken geklettert und drohe ihn zu erwürgen, so daß er ihn abzuschütteln versuchte.

„Brr! — Ich ahnte schon so etwas!" rief der König endlich, der piquanten Mittheilung seines Vertrauten unwillkürlich die komische Seite abgewinnend. „Ich hoffe wenigstens, wenn ich nicht an Deinem guten Geschmack zweifeln soll, daß dieses interessante mixtum compositum von Gesicht vorwiegend die Züge jener Miß Lucy repräsentirt!"

„Ich kann Sie versichern, Sire", entgegnete Paolini,

„daß dieses Mischgesicht den Charakter ganz ungewöhnlichen Liebreizes trägt.“

„Hm. Und Du glaubst Deiner Sache gewiß zu sein?“

„Sire“, entgegnete der Inspektor mit feinem Lächeln, „ich bin meiner Sache soweit sicher, als der Anblick dieser frappanten Aehnlichkeit sichere Ueberzeugungskraft besitzt. Die weitere Beurtheilung der Angelegenheit muß ich den Erinnerungen Ew. Majestät überlassen.“

Der König blickte einen Augenblick nachdenklich vor sich nieder.

„Höre, Paolini“, sagte er dann, während er sich eine Cigarre in Brand setzte und mächtige Dampfwolken in die Luft sandte, „diese Affaire interessirt mich ganz ausnehmend. Ich kann Dir nur sagen, daß die Möglichkeit vorhanden ist, daß Du recht hast. Lucy Brandon war ein Weib von so seltenem Ehrgefühl, wie ich es nur selten gefunden habe. Sie ist meinen Augen plötzlich wieder entschwunden; ich vermuthete, daß sie nach ihrem geliebten Tennessee zurückgekehrt sei, und ich habe allen Grund, anzunehmen, daß — ebbene, daß sie gewisse Folgen vor mir verbergen wollte. Es war thöricht, aber, wie gesagt, sie war in ihrer Art ein seltsames Wesen. Wie dies Mädchen, wenn es ihr Kind ist, hierher kommen sollte, ist mir unbegreiflich. Miß Brandon müßte denn nicht nach Amerika zurückgegangen sein. Unmöglich ist auch das nicht, obwohl sie sich niemals an mich gewandt hat. Jedenfalls liegt hier ein Geheimniß vor, hinter welchem vielleicht

allerlei traurige Bilder von Noth und Entbehrungen sich verbergen, vielleicht sogar noch Schlimmeres. Dies Geheimniß muß aufgeklärt werden, Paolini. Wird es Dir möglich sein?"

„Möglich, Sire?" entgegnete Paolini, die Augenbrauen in die Höhe ziehend. „Das kann ich jetzt kaum sagen. Es ist ein Unglück, daß mir die Erkenntniß, welche ich Ew. Majestät mitgetheilt habe, selbst erst gekommen ist, nachdem das Mädchen schon meinen Augen entschwunden war. Ich wünschte, ich wäre meinem ersten instinktiven Gefühl, mich näher mit der hübschen Kleinen zu beschäftigen, statt mit dem Briefe, sogleich gefolgt."

„Jedenfalls wirst Du thun, was in Deinen Kräften steht. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß in der Sache irgend etwas gut zu machen ist. Wer weiß, in welchen Händen sich das Mädchen befindet."

„Wenn Ew. Majestät es befehlen, so werde ich Alles daran setzen. Nur — Sie werden selbst einsehen, Sire, daß der einzige Anhalt, den ich habe, jener Brief ist. Der Inhalt desselben ist mir bekannt, und ich müßte, um meinem Ziele einigermaßen näher zu kommen, von dieser Kenntniß Gebrauch machen."

„Du weißt, was ich Dir darüber gesagt. Ich wünsche, daß die Leute ungeschoren bleiben; sie haben sich vertrauensvoll an mich gewandt. Kannst Du aber von dem Briefe Gebrauch machen, ohne diesen Punkt zu verletzen, Paolini, — und ich glaube, Du bist schlau und geschickt genug dazu, — so thue es. Ich vertraue Dir, daß Du einen geeigneten Weg finden wirst."

Mit diesen Worten erhob sich der König und gab durch einen Blick auf seine Uhr zu verstehen, daß er die Unterredung für beendet ansah. Paolini verbeugte sich und sagte:

„Die Aufgabe ist nicht leicht, Sire, doch Sie wissen, daß es mir stets eine Ehre gewesen ist, die Wünsche Ew. Majestät zu erfüllen. Ich werde mich alsbald an's Werk machen."

„Tanto meglio", entgegnete der König, freundlich mit der Hand winkend. „Eile ist vonnöthen, und ich weiß im Voraus, daß Du Deine Sache gut machen wirst, alter Freund. Und nun, laß mich wieder mit meinen Gedanken allein. Die trübe Gegenwart fordert ihre Rechte und ich erwarte Menabrea noch heute Abend. Sage Tommaso draußen, er solle den Minister sofort einlassen, wenn er kommt."

Paolini zog sich nicht gerade leichten Herzens zurück. Die Aufgabe, deren Erfüllung er übernommen, war keineswegs eine leichte, da es ihm von vornherein klar war, daß der Weg zu der unbekannten Schönen einzig und allein durch das Mazzinistische Lager führte. Und das sollte er, dem Wunsche seines Monarchen entsprechend, mit geschlossenen Augen passiren! Er war fest entschlossen, seine Nachforschungen auf der Strada di Giovanni beim Bäcker Asti zu beginnen, beides Anhaltspunkte, welche er, wie wir wissen, jenem Briefe Marianna's an Heribert verdankte, — und doch sollte er mit den Mazzinisten jeden Contact vermeiden!

„Diavoletto", murmelte er vor sich hin, — „ich

wünschte fast, ich hätte die hübsche Larve gar nicht zu Gesicht bekommen!"

Und der Anblick auf den Straßen Turin's war keineswegs geeignet, seine Laune zu verbessern. Die Macht des revolutionairen Ansturmes hatten zwar die mörderischen Musketen der Soldaten gebrochen, aber die Spuren der heftigen Volksbewegung, die Spuren des Kampfes und des vergossenen Blutes waren noch allenthalben zu sehen. Gesenkten Blickes, in kleinen, sichtlich noch unter dem Eindrucke kaum gedämpfter Erregung diskutirenden Gruppen, bewegten sich die Leute auf den Straßen, die düsterer schienen, als jemals zuvor an einem andern ebenso klaren und für Piemont warmen September-Abend. Und dort eilten klagende und jammernde Weiber durch die Straßen, die bei der furchtbaren Katastrophe Angehörige verloren hatten oder als schwer Verletzte beweinten. Manch drohender Blick erhob sich nach dem Ministerhôtel auf der Piazza Castello, und wären nicht die hier und da taktmäßig durch die Straßen marschirenden Patrouillen ein wirksames Warnungsmittel, — in diesem Falle buchstäblich ein memento mori — gewesen, wer weiß, wie schnell wieder eine heulende und schreiende Menschenmenge den Platz gefüllt hätte, der noch von dem Blute der Gefallenen geröthet war.

Giojello dell' Italia, mit Deinem Glanze war's vorbei, und in ganz Italien erhoben die Schwesterstädte ihr Hohngeschrei über die gefallene Größe, die es nicht verstanden hatte, — mit Würde zu fallen!

Violetta.

Wir müssen noch einmal unsern Blick den im vorigen Kapitel beschriebenen stürmischen Scenen zuwenden, um uns nach unserem Freunde Simone Moretto umzusehen.

So stolz und freudig der wackere Mann das fast unerwartet günstige Resultat seiner fulminanten Rede an die aufgeregte Menge begrüßt, so schmerzlich war seine Enttäuschung, als er gewahr wurde, welch' dicken Strich der böse Zufall ihm durch seine Rechnung machte, als in Folge des unglückseligen Einschreitens der Soldaten die Schreier die Oberhand gewannen. Als er sah, welche Wendung die Sache zu nehmen drohte, warf er sich mitten in die Menge hinein, suchte die Einzelnen zu beruhigen, die Kinder und Weiber, welche in die Massen eingekeilt standen, ohne sich von der Stelle bewegen zu können, nach Kräften zu sammeln und dem Straßenausgange zuzubugsiren. Vergebens sah er sich nach seinem getreuen Jankal um, welchen er bisher in der Erregung noch nicht vermißt hatte, so sehr er daran gewöhnt war, daß dieses werthvolle Erbstück seines geizigen Oheims

ihm, wie ein treuer Hund, auf Schritt und Tritt folgte. Mit Hilfe der Riesenkräfte des treuen Madagassen hätte er sicherlich mehr erreicht, als er jetzt, wo er so gut wie allein stand, ein schwacher Fels im brandenden Meere, zu erreichen fähig war. Nur Wenige hatten Geistesgegenwart genug, ihm in seinem Rettungswerke beizustehen.

Hätte er sich bei seinem Suchen nach Jankal etwas genauer umgesehen, was natürlich unter den obwaltenden Umständen, wo die größte Eile das erste Gebot war, unmöglich war, so würde er bemerkt haben, daß unter Denen, die sich dicht zu ihm hielten, und ihm beistanden, die ceternden Weiber, welche vollständig den Kopf verloren hatten, zu sammeln, sich auch eine sehr zweideutig aussehende Gestalt befand, deren häßliches Gesicht ihm nicht unbekannt sein konnte. Es war der „Schielende", welcher, wie wir somit sehen, bereits die unsaubere Mission, welche er in der Osteria „Zur diebischen Elster" übernommen, angetreten hatte. Daß der Bursche nichts Gutes im Schilde führte, hätte man, wenn überhaupt Zeit und Gelegenheit zur Beobachtung vorhanden gewesen wäre, aus den halb scheuen, halb hämischen Blicken, mit welchen er jede Bewegung des Giudice verfolgte, aus der auffallenden Hartnäckigkeit, mit welcher er Simone Moretto gleichsam auf dem Nacken saß, unschwer erkennen können.

Die todbringenden Salven der Soldaten führten die ganze stürmische Affaire, wie bekannt, zu einer raschen Krisis. Die Verwirrung, welche folgte, war, wie wir schon geschildert, eine geradezu unbeschreibliche, und von ihr ward auch Moretto, dessen beschwichtigendes Bemühen

hier natürlich sein naturgemäßes Ende erreichte, mit fortgerissen. Um ihn herum brachen Menschen todt oder verwundet zusammen, der furchtbare Anblick, der Jammer um ihn herum raubte auch ihm für den Augenblick die klare Besinnung. Wie in einem geistigen Taumel hörte er das Klagen der Verwundeten, das Geschrei der Weiber, das Wuthgebrüll der zum Aeußersten gereizten Menge und den Trommelwirbel der, nach gethaner Blutthat, mit gefällten Bajonetten von zwei Seiten avancirenden Soldaten. Und in dieser Verwirrung seiner geistigen Kräfte fühlte er mit einem Male einen stechenden Schmerz zwischen den Schultern, der ihm einen kurzen Schrei des Schmerzes auspreßte, zugleich aber auch die momentane Lähmung aller seiner Sinne noch vermehrte. Ringsum erschollen Kommandorufe mitten durch das wilde Chaos der Stimmen. War die hinter ihm stehende Abtheilung ihm schon so nahe auf den Leib gerückt? Hatte ein übereifriger Vertheidiger des Vaterlandes ihm, als einem vermeintlichen Rädelsführer, das Bajonett zwischen die Schultern gerannt?! Er war nicht fähig, diese Gedanken weiter auszuspinnen. Ein Schleier legte sich vor seine Augen und die Sinne schwanden ihm vollständig. Er fühlte noch, wie ihm das warme Blut den Rücken hinabrieselte, er brach zusammen, und während er noch vermeinte, den heißen Athem eines über ihn gebeugten Menschen über sein Gesicht streichen zu fühlen, war sein Geist der Umgebung vollständig entrückt. — — —

Der Schielende war kräftig genug, um den leblosen Körper Moretto's aufheben zu können. Grinsend beugte

er sich über ihn nieder und murmelte: „So, mein Freund, hoffentlich hat Dich mein gutes Messer nicht zu Tode gekitzelt. Es wäre jammerschade um Dich. Das hübsche neapolitanische Täubchen würde sich die Augen aus dem Kopfe weinen, und wir würden wahrscheinlich nie erfahren, was der braune Halunke in der Osteria herumzuschnüffeln hatte. Ich will Dich vor Allem in Sicherheit bringen, damit Du mir nicht zu früh zur Besinnung kommst. Pater Anselmo kann sich bei mir bedanken und dem Zerbinotto wird's auch recht sein!"

Unter diesem liebenswürdigen Selbstgespräche hob der Schurke den durch den Blutverlust Besinnungslosen auf und trug ihn davon. In der grenzenlosen Verwirrung, welche herrschte, wurde dies kaum bemerkt. Es hatte auch nichts Auffälliges an sich, da die gleiche Scene sich ringsum fortwährend wiederholte. Ja mitleidige Seelen offerirten sogar dem schielenden Halunken Unterstützung in seinem vermeintlichen Liebeswerk, ein Anerbieten, welches der Bursche jedoch mit heuchlerisch-betrübter Miene ablehnte, indem er versicherte, daß keines Anderen Hände, als die seinen, den „geliebten Oheim", den die verteufelten Soldaten erschossen hätten, nach Hause tragen sollten.

So keuchte er denn mit seiner Last davon, durch die Poststraße hindurch zurück nach der Piazza del Castello, um möglichst rasch seine Beute nach der „Gazza Ladra" zu bringen, wo neben allerlei erwünschten Herzstärkungen, deren er nach seiner Bluthat bedurfte, auch, wie er überzeugt war, der klingende Lohn seitens

des Pater Anselmo für seine energische Handlungsweise seiner wartete.

Kaum war er in eine ziemlich dunkle, von dem Platze sich abzweigende Nebengasse gelangt, als er einen Augenblick still stand, um sich die Schweißperlen von der Stirn zu wischen, welche die keineswegs unbedeutende Anstrengung hervorgerufen hatte. In diesem Moment huschte eine weibliche Gestalt an ihm vorüber. Es war zu dunkel in der Straße, um das Gesicht derselben genau erkennen zu können, auch war sie so dicht in ein Tuch eingehüllt, daß es selbst bei hellerer Beleuchtung scharfer Augen bedurft hätte, um ihre Züge zu sehen. Der Schielende jedoch, der, Dank dem kleinen Reste von bösem Gewissen, welches ihn dann und wann nach solchen kleinen Extravaganzen peinigte, während des ganzen Weges jeden Passanten mit mißtrauischen Argusaugen gemustert hatte, schien dennoch diese Gestalt zu kennen. Es fuhr wie ein elektrischer Schlag durch seine Glieder, und mit einer hastigen Bewegung, die einem panischen Schrecken verzweifelt ähnlich sah, warf er das Taschentuch, womit er sich soeben seine Stirn getrocknet hatte, über das Gesicht Simone Moretto's und bückte sich zu diesem nieder, um ihn wieder aufzuheben, offenbar in der Absicht, eiligst mit seiner Last sich aus dem Staube zu machen.

Doch seine Hast, seine rasche Bewegung schien auch die Aufmerksamkeit der Unbekannten erregt zu haben. Diese war der Gruppe eiligen Schrittes entgegen gekommen und hatte augenscheinlich beabsichtigt, nach einem flüchtigen, scheuen Seitenblicke, welchen sie auf den

„Schielenden“ und seine Bürde warf, rasch an den Beiden vorbei zu eilen. Jetzt jedoch blieb sie wie gebannt stehen. Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihren Lippen, zaghaft zwar noch, aber doch mit unverkennbarer Neugier trat sie näher. Bei einer raschen Bewegung verschob sich das Tuch, welches sie um den Kopf geschlungen hatte, und — das schöne, aber in diesem Augenblicke bleiche und angsterfüllte Gesicht Violetta's kam unter demselben hervor.

„Heilige Mutter Gottes — Vieco, seid Ihr es?“ stammelte sie.

Der erste Impuls des schielenden Burschen war, einfach auf- und davon zu laufen. Indessen besann er sich rasch eines Besseren. Ihm war aus seinen Erfahrungen in der Osteria der harte Kopf und der energische Charakter der schönen Nichte seines würdigen Kneipwirthes nur zu gut bekannt, und eine unklare Ahnung sagte ihm, daß es ihm unter Umständen nur schaden könnte, wenn er sich jetzt durch eine eilige Flucht verdächtig machte. Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen und hätte am liebsten Violetta einen ähnlichen Liebesdienst erwiesen, wie dem Manne, welchen er in den Armen hielt.

„Maledetto!“ knurrte er zur Antwort, unfähig, seinen Aerger über diese unerwünschte Störung völlig zu verbergen. „Was fragst Du mich, Mädel, wenn Du siehst, daß ich es bin? Wer heißt Dich bei dieser Aufregung in der Stadt Dich jetzt noch auf den Straßen herumzutreiben?“

Der Trotz des Mädchens erwachte gegenüber dieser flegelhaften Abweisung ihrer Frage.

„Seht Euch vor, Vieco!“ erwiderte sie, die Lippen trotzig aufwerfend. „Ich könnte Euch diese Frage zurückgeben oder andere Leute bitten, sie an Euch zu stellen. Wenn Ihr Euch auf den Straßen herumtreibt, so hat's sicherlich keinen guten Zweck. Gnade Gott, wer Euch jetzt allein begegnete.“

„Diavoletta, was willst Du damit sagen?“ zischte ärgerlich der Schielende.

„Pah“, entgegnete das Mädchen, „Ihr versteht mich recht wohl. Wäre ich nicht die Nichte meines Onkels, vor dem Ihr, wie die andern feigen Spitzbuben, einen heillosen Respekt habt, und wüßtet Ihr nicht, daß meine Taschen so leer sind, wie die Armenbüchsen in der Kathedrale vor dem Gottesdienst, — bei meiner Schutzpatronin, ich gäbe in diesem Augenblick nicht einen Soldo für mein Leben.“

„Hüte Deine Zunge, Mädchen“, rief der so Verhöhnte in heller Wuth, „sonst behandle ich Dich, wie es einer Straßendirne gebührt, die Abends auf den Gassen herumläuft, um reiche Gimpel aufzufangen.“

Diese unsaubere Apostrophe machte der Geduld des Mädchens ein Ende. Das italienische Blut wallte auf in ihr. Wie eine gereizte Tigerin sprang sie auf den schmächtigen Gesellen zu, welcher noch immer den Verwundeten in seinen Armen hielt und sich daher nicht einmal wehren konnte, und — ehe er sich es versehen, fiel Violetta's kleine aber kräftige Hand mit einem schallenden Schlage auf seine Wange nieder, so heftig, daß ihm das Wasser in die Augen trat und

er unfähig war, einen kurzen Laut des Schmerzes zu unterdrücken.

„So“, rief Violetta mit glühenden Augen, nachdem sie diese energische Lynchjustiz zum Schutze ihrer angetasteten Mädchenehre geübt, „so, das ist eine Abzahlung auf den Dank, Bursche, den Dir mein Oheim für diese infame Beleidigung seiner Nichte heute noch aussprechen soll!“

Die Scene wäre auf ein Haar in’s Drastisch-Komische ausgeartet. Das halb perplexe, halb wüthende Gesicht des schielenden Burschen, der, unfähig, seine beiden Arme zu rühren, den Richter krampfhaft festhaltend und Violetta mit Blicken ohnmächtiger Wuth fast verschlingend, dastand, — war ganz dazu angethan, in einer Komödie zu figuriren, und wahrscheinlich wäre dies zugleich, vorläufig wenigstens, die Schlußscene der Komödie gewesen, hätte sich nicht etwas Anderes ereignet.

Während nämlich Violetta sprühenden Auges und innerlich triumphirend den verhaßten Burschen betrachtete, streifte ihr Blick zugleich die vermummte Gestalt, welche er in den Armen hielt, die sie bei diesem kurzen aber sehr lebendigen Dialog momentan vergessen hatte, und sie bemerkte, daß der Kopf unter dem darüber geworfenen Taschentuch sich bewegte. Es sah aus, als versuche der Verwundete vergeblich Athem zu schöpfen. Ehe noch „Il Vieco“ eine Erwiderung auf die „schallende“ Attacke Violetta’s geben konnte, herrschte diese ihn mit barscher Stimme an:

„Wen habt Ihr hier in Euren Armen, Schurke?“

Die Situation für den Burschen fing an etwas kritisch zu werden. Er zog es vor, mit der Wirthsnichte nicht auf allzuschlechtem Fuße zu stehen und, wie bereits bemerkt, vor Allem sich in diesem Augenblicke bei ihr nicht allzu verdächtig zu machen. Dabei packte ihn die Gewißheit, daß Violetta, welche Ginevra kannte, auch den Richter erkennen würde, mit ganz beträchtlicher Angst.

„Ha, ha, ha", lachte er plötzlich auf, zutraulich näher tretend und dabei behende mit der linken Hand das Taschentuch dichter um den Kopf seines Opfers befestigend. „Daß Ihr doch keinen Spaß verstehen wollt, Signorina. Glaubt Ihr denn wirklich, daß ich es ernstlich gemeint habe, wenn ich Euch ein bischen ärgerte? Gefährlich ist's sicher für ein so hübsches Kätzchen, wie Ihr, bei solchen Zeiten Abends auf der Straße herum zu laufen. Bei der Madonna — Euer schönes Händchen hat aber Kraft, ha, ha, ha! Na — werde mich beim Herrn Oheim schon selbst dafür bedanken. Gehabt Euch wohl, Signorina, und seid auf Eurer Hut."

Mit diesen Worten wollte der Schielende sich heuchlerisch aus der Affaire ziehen und zugleich, der Frage Violetta's geschickt ausweichend, schleunigst sich davon machen, ehe es zu spät war. Er begann auch bereits mit Schrecken Regungen des wiederkehrenden Lebens an dem Verwundeten zu spüren. Doch so leichten Kaufes sollte er nicht davon kommen. Violetta sah das aus der Rückenwunde Moretto's auf den Boden tropfende Blut mit Entsetzen. Sie sah auch immer deutlicher,

daß der Verwundete sich zu bewegen begann, und bei ihrer ziemlich genauen Kenntniß von dem liebenswürdigen Charakter und der „dunkeln" Profession des Schielenden vermuthete sie sofort eine Unthat.

„Halt, bleibt! Nicht von der Stelle!" rief sie dem Schielenden zu, sich ihm in den Weg stellend. „Ihr sollt mir sagen, wer es ist, den ihr hier blutend in den Armen tragt. Ich muß es wissen, rasch oder ich rufe um Hilfe!"

Ein kräftiger Stoß, der sie zur Seite schleuderte, war die Antwort. Doch diese elastische Mädchengestalt ließ sich nicht so leicht bezwingen. In dem Moment, als Il Vieco zu schnellerem Laufe ansetzte, war Violetta dazwischen gesprungen, hatte mit ihrem Fuß dem Ausreißer einen heftigen Stoß an das Schienbein versetzt, so daß er, durch die schwere Last unfähig, sich im Gleichgewicht zu halten, mit einem lauten Fluche vornüber stürzte. Gleichzeitig hatte Violetta das Taschentuch von dem Gesichte des Verwundeten gerissen und rief nun, so laut sie konnte: Ajuto, ajuto, omicidio!"*)

Nun war allerdings die Straße selbst augenblicklich menschenleer, da die Massen an jenem Abend sich immer noch nach den Schauplätzen der stürmischen Ereignisse concentrirten. Doch eben passirten eilig laufende Menschen an der Mündung der Straße, auf dem Platze vorbei — und diese wurden durch das laute Rufen des Mädchens herbeigelockt. Auch aus den

*) Hilfe, Hilfe, Mord!

Fenstern mehrerer Häuser wagten sich die Köpfe einiger beherzter Turiner hervor, welche sich vorher, Angesichts der schwülen Temperatur in der Stadt, aus Furcht, eine „blaue Bohne" an den Kopf zu kriegen, vorsichtig in ihre innersten Gemächer zurückgezogen hatten.

Violetta hatte mit einem Blicke die bleichen und schmerzentstellten Züge des ihr wohlbekannten Gatten ihrer Gönnerin erkannt, und hatte sogleich die Ueberzeugung gewonnen, daß hier eine neue Teufelei des schielenden Burschen vorläge. Mit kräftigen Armen hatte sie bereits, noch ehe der verdutzte „Bieco" die ihm als Mensch gebührende perpendiculaire Stellung hatte wiedergewinnen können, Diesem den Verwundeten entrissen. In demselben Moment kamen auch schon Leute herbeigestürzt und umringten die Gruppe, Fragen, Rufe des Mitleids und Flüche auf die Soldateska ausstoßend. Keiner wußte, was sich eigentlich zugetragen, und naturgemäß wandte sich die Aufmerksamkeit Aller zunächst Violetta und dem verwundeten Giudice zu, welcher soeben zum ersten Male die Augen aufschlug und, wild und verwirrt um sich blickend, tief Athem holte. Der Schielende wußte die Sachlage geschickt zu benutzen. Er sah recht wohl ein, daß hier die größte Gefahr im Verzuge und es daher gerathener sei, lieber seine Beute im Stiche zu lassen und sich einer etwaigen Collision mit der Polizei durch die Flucht zu entziehen. Ein instinktives Gefühl sagte ihm, daß, wenn er erst aus der Nähe der zur Hilfe herbeigeeilten Leute sei, man ihm auch Nichts mehr würde anhaben können, da Violetta, aus Rücksicht auf

ihren Oheim, seinen Aufenthalt in der Gazza Ladra schwerlich verrathen würde.

Rasch entschlossen gab er daher, kaum daß er wieder auf den Beinen stand, dem Nächststehenden einen derben Stoß und eilte, von der Dunkelheit geschützt, mit mächtigen Sätzen davon. Nur zwei der Umstehenden besaßen Geistesgegenwart genug, den Sachverhalt einigermaßen zu durchschauen und dem Flüchtigen nachzusetzen. Sie mußten jedoch bald die Verfolgung aufgeben. Die Abruzzen-gewöhnten Füße des Banditen waren ihnen zu flink, und kaum waren sie in eine belebtere Straße gekommen, so schlug das Meer der aufgeregt hin- und herfluthenden Menschenmassen über dem entsprungenen Spitzbuben zusammen und entzog ihn ihren Blicken vollständig.

Die Zurückgebliebenen leisteten inzwischen Violetta in ihren Bemühungen um den Verwundeten werkthätige Hilfe.

Alle, theils der Neugierde, theils wirklicher Theilnahme entspringenden Fragen beantwortete Violetta mit der Versicherung, daß ihr der Verwundete allerdings zufällig bekannt sei, daß sie aber den Mann, in dessen Armen sie ersteren gefunden, nicht kenne. Der Dolchstich im Rücken des Giudice schloß die Vermuthung aus, daß derselbe ein Opfer der soldatischen Flintenkugeln sei, die heute so Viele niedergestreckt, und so gab sich denn allgemeine Entrüstung und Wuth über den offenbaren Mordversuch kund. Einige eilten dem Platze zu in der wenig Erfolg versprechenden Absicht, Gensdarmen zur

Verfolgung des Mordgesellen aufzubieten, während ein Anderer nach einem Miethwagen eilte, der Simone nach seiner Behausung bringen sollte, und Einige der Zurückbleibenden Violetta behilflich waren, den Verletzten in den nächsten Hausflur zu tragen.

Das Mädchen hatte ihr Umschlagetuch auf dem Boden ausgebreitet, auf welches der Richter vorsichtig niedergelegt wurde, während Violetta sorgsam bemüht war, mit dem Taschentuche, welches der Bandit seinem Opfer über das Gesicht geworfen hatte, das jetzt sparsamer fließende Blut zu stillen.

Simone Moretto war inzwischen vollständig wieder zur Besinnung gekommen, obschon es ihm noch nicht möglich war, sich ein Bild von den Vorgängen zu machen, welche ihn in diese Situation gebracht. Noch hallten in seinen Ohren die Geschützsalven der Soldaten, das Wirbeln der Trommeln, das Schreien der Verwundeten und ängstlich fliehenden Menschen nach, und er glaubte im ersten Augenblicke, daß auch er von einer Kugel getroffen worden und zu Boden gefallen sei.

„Bin ich verwundet?" fragte er, sich halb aufrichtend, mit schwacher Stimme. „Wie komme ich hierher?"

Sein Blick, der in seiner Umgebung umherschweifte, blieb mit einem Ausdrucke des Erstaunens auf dem hübschen Gesicht Violetta's haften. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er sich auf etwas besinnen.

„Wer sind Sie, Signora?" fragte er endlich. „Mir ist es, als hätte ich Ihr Gesicht schon gesehen. Es fällt

mir schwer, meine Gedanken zu sammeln. Können Sie mir sagen, was mit mir vorgegangen ist und wo ich mich befinde?"

Erröthend beugte sich die Nichte des Schankwirthes zu dem Verwundeten nieder. Sie hatte seinen Kopf in ihrem Schooße gehalten. Das Eigenthümliche der Situation wurde ihr, nachdem sich die erste Erregung gelegt hatte, allmählich klar.

„Strengen Sie sich nicht mit Sprechen an, Signore Moretto", flüsterte sie. „Sie sind in Sicherheit und werden bald nach Hause gebracht werden. Mein Name ist Violetta, und Ihre Gattin, Signora Ginevra Moretto, kennt mich gut!"

Ein freudiges Lächeln des Erkennens glitt nun über das Gesicht des Richters. Er reichte dem jungen Mädchen die Hand und sagte:

„Wahrhaftig, — mein Kopf muß doch gewaltig verwirrt gewesen sein, daß ich Dich nicht sogleich erkannt habe, mein liebes Kind. Das ist in der That ein seltenes Glück an diesem Unglückstage, das mich in Deine Hände geführt hat. Welchem wunderbaren Umstande habe ich das zu verdanken?"

Diese Frage verwirrte das junge Mädchen. Sie war sich über ihre Handlungsweise noch nicht klar. Vor diesem Forum von unbekannten Menschen wollte sie am allerwenigsten ihre Bekanntschaft mit dem „Schielenden" verrathen. Das für ein so edles Wesen ganz naturgemäße Gefühl einer gewissen pietätvollen Rücksicht auf den Oheim und Versorger, hielt sie, wie der schielende

Bandit ganz richtig combinirt hatte, ab, den Mordgesellen zu verrathen und damit vielleicht die „Gazza Ladra" der Polizei preiszugeben. So erzählte sie denn dem Richter, ein wenig von der stricten Wahrheit abweichend, vorläufig nur, daß sie ihn verwundet in den Händen eines Unbekannten gefunden, der bei ihrer und dieser Leute Annäherung die Flucht ergriffen habe.

„Ich sage Dir Dank, mein braves Mädchen", erwiderte der Richter, Violetta die Hand drückend. „Meine Ginevra wird Dir auch von Herzen dankbar sein und sich freuen, daß sie in Dir wirklich die Perle gefunden hat, die sie vermuthete. Oh, sie hält große Stücke auf Dich, Violetta!"

Ein Zucken flog durch Violetta's Glieder, und wie sie vorhin bei den Worten Moretto's erröthet war, so erbleichte sie jetzt und drückte wie zur Beschwichtigung eines augenblicklichen Schmerzes ihre rechte Hand auf's Herz. Es ist fraglich, ob der Richter ihre Bewegung bemerkte. Hätte er sie auch bemerkt, eine Auseinandersetzung für diesen Augenblick wäre Violetta jedenfalls erspart geblieben, denn soeben traf der Wagen ein, welcher Moretto heimführen sollte, und mit ihm auch zugleich ein Arzt, welchen der vorsorgliche Samariter zur ersten Hilfeleistung mitgebracht hatte. Eine weise Vorsicht, denn Aerzte waren an jenem Abend in Turin ein gesuchter und rarer Artikel.

Der Aesculap untersuchte zunächst den Verwundeten, legte einen Nothverband an und sagte lächelnd: „Sie sind, wie man zu sagen pflegt, mit einem blauen Auge

davon gekommen, Signor. Ich gratulire Ihnen zu Ihrer festen Wirbelsäule; wäre der Dolch nicht an einem Wirbelfortsatz abgeprallt, so hätte der Stahl in der Lunge gesessen und es wäre vielleicht schon mit Ihnen vorbei."

„Tanto meglio, dottore", sagte Moretto, bei dessen kernfester und männlicher Natur die gute Laune rasch die Oberhand gewann. „Ich glaube, es giebt noch ein Paar Menschen in Turin, welche Simone Moretto eine heile Lunge gönnen. Lassen Sie uns daher aufbrechen, um Diese vor aller etwaigen Unruhe zu befreien. Sie fahren doch mit, Dottore! Und Du, figliuola", fügte er, zu Violetta gewendet, hinzu, „wirst mich doch auch begleiten, damit Ginevra Dir ihren Dank aussprechen kann!"

„Ich weiß nicht — Signor!" stammelte Violetta sichtlich in peinlichster Verlegenheit und Unruhe. Ich — ich glaube, mein Oheim wird mich zu Hause erwarten, und —"

„Nichts da, Mädchen!" rief Moretto, ihre Hand erfassend. „Ich muß Dich als meine Lebensretterin betrachten, und mein Frauchen würde mir eine schöne Gardinenpredigt halten, wenn ich Dich gehen ließe. Es ist zu gefahrvoll für Dich in der Stadt. Deinen besorgten Oheim wollen wir schon zufriedenstellen."

„Heilige Maria, hilf mir!" stammelte das Mädchen für sich. Doch sie konnte keine weiteren Gründe gegen die Worte Moretto's anführen und ergab sich seufzend in ihr Schicksal.

So wurde denn Simone Moretto mit Hilfe einiger Männer vorsichtig in den Wagen gehoben, und alsbald

rollte er, in Begleitung des Arztes und Violetta's, seinem trauten Heim zu, beseligt in dem Gedanken, von seiner geliebten Ginevra mit offenen Armen empfangen zu werden, eine Vorstellung, die ihn selbst den durch das Rütteln des Wagens nicht wenig erhöhten Schmerz seiner Wunde vergessen ließ. — — —

Sein Hoffen sollte grausam getäuscht werden! — —

Nach einer ziemlich langen, weil langsamen Fahrt erreichten die Drei die „Casa Ginevra" (so hatte Simone seiner jungen Frau zu Ehren das Haus getauft) auf der Strada Bianca. Als der Wagen hielt und der Richter Violetta bat, zuerst in's Haus hineinzugehen, um Ginevra einigermaßen vorzubereiten und zugleich über das Ungefährliche seiner Verwundung aufzuklären, ferner auch, um Jankal zu citiren, dessen Gegenwart im Hause er mit Bestimmtheit voraussetzte, folgte Diese zwar mit sichtlichem Zögern seinem Wunsche, gab aber auch zugleich dem Arzte in verlegener Weise versteckte Zeichen. Dieser folgte ihr in den Eingang des Hauses und eine kurze, hastige Besprechung fand statt, während welcher Moretto ungeduldig dem Erscheinen seines getreuen Madagassen entgegen sah. Endlich trat der Arzt an den Wagen und sagte:

„Es thut mir leid, Signor Giudice, Ihnen mittheilen zu müssen, daß, wie ich soeben von dem jungen Mädchen, unserer Begleiterin höre, ihr Diener noch nicht eingetroffen ist. Der Himmel weiß, wohin ihn der Tumult in der Stadt verschlagen hat."

Der Verwundete schüttelte mit erstaunter und zugleich besorgter Miene den Kopf.

„Unglückseliger Tag!“ murmelte er. „Ich hänge an dem Burschen, wie an einem älteren Bruder. Die Jungfrau möge ihn schützen. Ich fürchte, es ist ihm irgend etwas zugestoßen. Wird meine Frau den Usciere heraussenden?“

„Der Usciere kommt soeben, Signor“, erwiderte der Arzt, auf den dem Wagen sich nähernden Portier deutend. „Doch — es ist meiner Treu ein unglücklicher Zufall — Signora Moretto ist ebenfalls nicht daheim.“

Mit weitgeöffneten Augen, aus denen eine ungewisse Angst sprach, starrte der Richter den Arzt an, während eine leichte Röthe sein in Folge des Blutverlustes und des Schmerzes bleiches Gesicht färbte.

„Meine Frau — Ginevra — nicht im Hause?“ stammelte er. „Mein Gott, wie soll ich das verstehen?“

„Beunruhigen Sie sich nicht, Signor, ich glaube —“

„Sie ist doch nicht etwa in jenes Menschengedränge gerathen!?“ fiel Moretto hastig dem Doctor in's Wort. „Mein Gott, sollte sie etwa — aus Besorgniß um mich? — Schnell, schnell, Doctor“, unterbrach er sich, „sorgen Sie, daß ich sofort in's Haus komme! Ich muß Gewißheit haben! Ich muß wissen, wie das zusammenhängt!“

Der Usciere war während dieses kurzen Zwiegespräches zwischen Moretto und dem Arzt herbeigeeilt, und der Verwundete ward in's Haus getragen. Violetta stand an der Treppe und blickte den Kommenden angstvoll entgegen. Ihre Augen waren besonders fragend auf den Arzt gerichtet. Dieser zuckte wie bedauernd mit den Achseln und flüsterte, als er an ihr vorüber ging,

ihr zu: „Es ist nicht zu ändern, er muß es erfahren. Doch fürchten Sie Nichts für ihn!"

Oben angelangt, wollte sich der Richter sogleich in Ginevra's Zimmer tragen lassen, um sich selbst zu überzeugen, ob seiner Frau nicht irgend etwas zugestoßen sei, was man ihm verheimlichen wolle. Doch der Arzt protestirte heftig dagegen, indem er erklärte, daß die definitive Reinigung und Verbindung der Wunde nicht den geringsten Aufschub erleiden dürfe. Wohl oder übel mußte sich der Richter fügen und sich zunächst mit dem Bescheide beruhigen, daß Ginevra thatsächlich nicht, wie er vermuthete, krank in ihrem Zimmer läge, sondern, wie ihm schon mitgetheilt worden, überhaupt nicht im Hause sei.

Wo war aber Ginevra? — — — Wann war sie fortgegangen? Was hatte sie als Grund ihres Ausganges angegeben? Diese Fragen traten in ihrer ganzen Wucht und Bedeutung auf die Lippen des Verwundeten, kaum daß der Arzt, welcher noch ein eiliges Zwiegespräch mit Violetta, anscheinend zu deren Ermuthigung, gehalten, das Haus verlassen hatte.

Der Usciere, sowie das Kammermädchen Ginevra's, die Köchin — wurden sämmtlich vor das Krankenbett ihres Herrn beordert und mußten aussagen, was sie über den Verbleib der Herrin wußten. Die beiden Letztgenannten konnten nicht das Geringste anführen, was Licht in die Angelegenheit zu bringen geeignet gewesen wäre. Sie wußten lediglich, daß Signora Ginevra vor etwa drei Stunden bereits in Begleitung eines ziemlich langen und hageren Mannes, dessen Gesicht aber der

Thürsteher nicht genau gesehen haben wollte, weil das betreffende Individuum einen sehr breitkrämpigen Hut getragen, das Haus verlassen habe.

Der Richter war dieser mysteriösen Aussage gegenüber völlig rathlos. Eine weniger kräftige Natur, als dieser Neapolitanische „Giudice", den sein Beruf in Fährlichkeiten und Strapazen aller Art gestählt hatte, würde unter der Last der Besorgniß, ja der Angst, die ihn bedrückte, verbunden mit den Schmerzen und dem langsam sich einstellenden Wundfieber, kraftlos zusammengebrochen sein. Simone Moretto jedoch blieb trotz der Seelen- und Körperqualen, welche er litt, bei voller, klarer Besinnung und suchte, als waltete er noch seines Amtes in der Tavoliere di Puglia, alle Indizien, die sich ihm boten, mit dem Scharfsinn eines Kriminalbeamten zusammen zu stellen. Freilich eine doppelt schwierige Aufgabe, Angesichts der körperlich hilflosen Lage, in welcher er sich befand. Doch ihm schwebte fortwährend belebend und anfeuernd der entsetzliche Gedanke vor, seine geliebte Ginevra könne sich in irgend einer Gefahr befinden.

In beträchtliche Aufregung versetzte ihn die Mittheilung der Kammerfrau. Diese erzählte Folgendes:

„Vor etwa drei Stunden erschien hier ein anständig gekleideter Herr, schlank gewachsen, mit etwas bleichem Gesicht und röthlichem Haar. Genau konnte ich sein Gesicht nicht sehen, habe auch nicht lange mit ihm gesprochen. Der Mann schien in großer Eile zu sein. Er fragte mit einer gewissen Hast, ob Signora Moretto anwesend sei. Nachdem ich diese Frage bejaht,

zog der Unbekannte einen Brief aus der Tasche und übergab ihn mir mit der Weisung, denselben sofort der Padrona einzuhändigen; es sei Gefahr im Verzuge, und er habe auf sofortige Antwort zu warten. Ich übergab natürlich den Brief der Padrona, nachdem ich den Mann gebeten hatte, im Erdgeschoß auf die Antwort zu warten. Die Signora saß in ihrem Zimmer, als ich ihr das Schreiben einhändigte. Sie schien unruhig zu sein. Sie mochte wohl auf Sie mit Bangen warten, Signor, da sie wußte, welche Aufregung in der Stadt herrschte, und fürchtete, es könne Ihnen etwas zustoßen. Ich bemerkte, daß ihre Hand zitterte, als sie den Brief erfaßte und öffnete. Mein Schreck war nicht gering, als die Padrona, nachdem sie wenige Zeilen gelesen, den Brief sinken ließ und erbleichend ausrief:

„„Santa Maria, meine Ahnung!““ Gleich darauf brach Signora Moretto in Thränen aus, las den Brief noch einmal durch, sprang dann auf und rief mir zu: „„Schnell, Maddalena, schnell meinen Hut und Mantel! Sage dem Manne, ich käme sogleich. Beeile Dich, zögere keinen Augenblick!““ Ich selbst war so heftig erschrocken, Signor, daß ich kaum wußte, was ich that. Ich hätte der Signora zureden sollen, sich zu beruhigen und erst mit dem Manne zu sprechen. Aber ich war verwirrt und die Padrona drängte mich zur Thür hinaus. Sie ließ mich nicht einmal zu Worte kommen. So beeilte ich mich denn, ihren Befehl zu erfüllen. Wenige Minuten darauf war die Signora angekleidet und eilte in's Erdgeschoß hinunter. Sie sah den Boten, welcher diesen

unglückseligen Brief gebracht hatte, kaum an. „„Führen Sie mich““, rief sie ihm nur zu, als er sich höflich verbeugte und zu ihr sprechen wollte, „führen Sie mich, rasch, ich bin bereit, Ihnen zu folgen!““ Und ohne sich von irgend Jemand zu verabschieden, ohne auch nur irgend ein Wort der Erklärung zurückzulassen, eilte sie mit dem Unbekannten davon. Oh, Signor, ich habe bitterlich geweint, als sie fort war, und mir Vorwürfe gemacht, daß ich nicht versucht habe, sie zurückzuhalten. Aber — was konnte ich thun?! Es ging Alles so schnell und ich selbst hatte vollständig den Kopf verloren. Erst später dachte ich daran, daß irgend ein verbrecherischer Streich vorgelegen habe. Das junge Mädchen, welches kurz darauf kam, das auch Sie hierher begleitet hat, Signor, war über meine Mittheilung so erschrocken und zeigte so große Zeichen von Unruhe, daß ich dadurch noch bestürzter wurde.“

„Das junge Mädchen? Du meinst Violetta?“ fragte der Richter erstaunt. „Sie ist heute hier im Hause gewesen? Mein Gott, warum sollte sie mir das verschwiegen haben! Sollte ihr eigenthümlich scheues Wesen — —? Rasch, Maddalena, sieh zu, ob das Mädchen noch im Hause ist, und bitte sie, sogleich zu mir herauf zu kommen!“

Bald stand Violetta schluchzend vor Simone Moretto — und erklärte unter Thränen, sie könne nur mit ihm unter vier Augen sprechen. Der auf's Aeußerste gespannte und erregte Verwundete willfuhr ihrem Wunsche sogleich, und Violetta stattete ihm in abgerissenen, häufig

durch Weinen unterbrochenen Worten Bericht ab. Sie war in einer schlimmen Lage insofern, als sie, wie wir bereits wahrgenommen haben, pietätvoll ihren Oheim zu schonen trachtete — so wenig dieser Spitzbube es verdiente — andererseits auch, in ihrer innigen Zuneigung für Ginevra, dieser zu dienen bestrebt war. Eine bange Ahnung sagte ihr, daß Ginevra in denselben Händen sich befand, wie Jankal, so wenig sie auch selbst den Zusammenhang dieser dunklen Affaire zu enträthseln vermochte.

So erzählte sie denn dem erstaunten Moretto von der Gefangennahme Jankal's, für die ihr freilich die Motive unbekannt seien. Sie theilte ihm auch mit, daß sie in ihrer Angst um Ginevra und den Richter am Nachmittage die Gelegenheit eines nothwendigen Ausganges benutzt habe, um hierher zu eilen und ihre freundliche Gönnerin von der Falle, in welche der Madagasse gerathen sei, zu berichten. Da habe sie denn zu ihrem Schrecken von der unter so sonderbaren Umständen stattgehabten Entfernung Ginevra's Kunde erhalten, und es sei ihr wie ein Blitz durch den Sinn geschossen, daß möglicherweise bei beiden Streichen dieselben Personen ihre Hände im Spiele hätten.

Von der Erregung fast zu Tode ermattet legte der Kranke sich in seine Kissen zurück und strich sich mit der Hand über die fieberheiße Stirne, dieselbe dann der schluchzenden Violetta reichend.

„Ich danke Dir, Kind. Aus jedem Deiner Worte und Deiner Schritte spricht ein warmes, dankbares Herz und ein erfreuliches Interesse für meine theure Ginevra

und mich. Meine Sinne fangen an, sich von allem Dem, was ich heute erlebt und gehört, zu verwirren, und es ist Zeit, daß wir die nöthigen Schritte rasch berathen, ehe mich das Fieber mit seiner ganzen Gewalt packt. Oh, daß ich auch so ganz hilflos hier liegen muß, jetzt — wo vielleicht mein süßes Weib in Lebensgefahr schwebt!" fügte er ächzend hinzu.

„Nein, Signore Moretto", rief Violetta sich aufrichtend, und aus ihrem hübschen Gesichte sprach jene trotzige Energie, welche wir schon wiederholt als einen hervorragenden Bestandtheil dieses interessanten Mädchencharakters zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. „Sie sollen nicht hilflos sein. Ich will und werde für Sie handeln. Nur — wollen Sie mir Eines versprechen?"

„Wenn ich es halten kann, gewiß, mein Mädchen", entgegnete der Richter mit schwacher Stimme. „Ich vertraue Dir vollkommen."

„Nun denn, Signor", sagte Violetta, „so lassen Sie zunächst mich vollständig auf eigene Faust handeln. Lassen Sie die Behörden aus dem Spiele und schonen Sie meinen Oheim. Er verdient es wahrlich nicht, — weder um Sie, noch um mich, — und doch — ich bitte Sie darum, versprechen Sie mir das, um meinetwillen!"

„Und glaubst Du, mir mein Weib wieder verschaffen zu können, wenn unser schlimmer Verdacht sich bestätigt?" fragte der Verwundete gepreßt und ängstlich.

„Ich werde zunächst einen Weg finden, Ihren Diener zu befreien, und ich weiß, er wird mir dann zur Seite stehen!"

„Bei der heiligen Jungfrau, das wird er!“ sagte Moretto im Tone vollster Zuversicht. „Aber weißt Du auch, daß Eile vonnöthen ist? Wer weiß, in welcher gefährlichen Lage Ginevra sich befindet. Die Motive dieser schlauen Entführung sind ja vollständig räthselhaft.“

„Oh — ich werde keine Zeit versäumen, Signor“, entgegnete das Mädchen. „Ich kenne leider — und doch in diesem Falle glücklicherweise — alle Schliche und Schlupfwinkel dieser Leute, in deren Händen ich auch Signora Ginevra vermuthe. Die Schlauheit eines Mädchens, Signor, hat schon oft Männerschlauheit besiegt. Seien Sie überzeugt, daß ich vor keiner Gefahr zurückschrecken werde, und sollte es sich als unmöglich herausstellen, unser Ziel zu erreichen, ohne meinen Oheim preiszugeben, nun denn, — so gebe ich Ihnen alsdann Ihr Versprechen zurück.“

„Es sei denn, Kind!“ erwiderte der Richter. „Du siehst, ich kann mich auf mich selbst nicht verlassen und so will ich Dir denn vertrauen. Gern sollen die Schurken ihrer gerechten Strafe entgehen, wenn ich nur mein Weib und meinen treuen Jankal wieder erhalte. Oh, Violetta, schaffe mir meine Ginevra wieder, und Simone Moretto wird Deine Zukunft glücklich und sorgenfrei machen!“

Ein halb verächtliches, halb melancholisches Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mädchens.

„Ein Mädchen, das in solcher Umgebung aufgewachsen ist, hat keine Zukunft, Signor, und braucht keine Zukunft, als die, welche uns Allen bevorsteht: den Tod! Gelingt es mir, meine Aufgabe zu erfüllen, so

bin ich genug belohnt. Doch, Signor, um bei der Hauptsache zu bleiben, — sollte nicht vielleicht Signora Ginevra jenen verhängnißvollen Brief zurückgelassen haben? Wenn wir denselben finden könnten, so wäre es doch möglich, daß wir irgend einen Anhalt gewinnen könnten, der uns auf die rechte Spur führte."

„Wahrhaftig, Kind", rief der Richter hastig, von diesem hoffnungsvollen Gedanken auf's Neue belebt, „Du hast recht. Es ist bezeichnend für meine Kopflosigkeit, daß ich daran noch nicht gedacht. Gehe mit Maddalena hinauf — oder besser, — nein, da Du die schwere Aufgabe allein auf Deine Schultern nehmen willst, so gehe auch allein hinauf in das Zimmer Ginevra's, wo sie diesen Unglücksbrief gelesen hat, und siehe zu, ob Du denselben findest."

Eilig kam Violetta dem Wunsche des Richters nach und — ihre Vermuthung sollte sie in der That nicht getäuscht haben. Unter dem Schreibtisch der Signora lag der Brief, so wie sie denselben in ihrer Angst und Hast von sich geworfen, am Boden. Mit vor Erregung gerötheten Wangen erschien Violetta wieder am Bett des Verwundeten.

„Hier, Signor" — rief sie, „hier ist der Brief, Gott gebe, daß er uns irgend einen Aufschluß über dieses Geheimniß verschaffe. Können Sie denselben lesen, oder fühlen Sie sich zu schwach?"

„Gieb her, Kind, gieb her!" erwiderte der Richter, fast gierig nach dem Schreiben fassend und es vor seine Augen haltend. „Ich werde den Brief laut lesen, damit

Du den Inhalt möglichst rasch erfährst und Dich nöthigenfalls danach richten kannst."

Das Schreiben war von einer festen, offenbar männlichen Hand geschrieben und sah wahrlich nicht aus, als stamme es aus der Banditenhöhle in der „diebischen Elster". Es lautete folgendermaßen:

„Signora!

Wenn ich als völlig Unbekannter mir die Freiheit nehme, diese Zeilen an Sie zu richten, so bitte ich Sie, mir diese Kühnheit durch den Drang der Umstände entschuldigen zu wollen. Die bedrohliche Stimmung, welche in der Stadt herrscht und immer ernstere Dimensionen annehmen zu wollen scheint, dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, ebensowenig, wie der thätige Antheil, welchen Ihr edler Gatte an der Beruhigung der erregten Massen genommen hat. Leider sind jedoch bereits Ausschreitungen vorgekommen, in Gestalt einzelner Scharmützel zwischen Gensd'armen und Volkshaufen. Bei einer solchen Gelegenheit ist, — es thut mir wehe, Ihnen dies mittheilen zu müssen, — Ihr Gatte in Folge eines unglückseligen Zufalles durch einen Steinwurf am Kopfe verwundet worden. Seine Umgebung nahm sich sofort des überaus populairen Mannes an und brachte denselben in mein dem Schauplatze der That nächstgelegenes Haus, behufs schneller ärztlicher Hilfeleistung. Ich habe mein Möglichstes gethan! Als Signore Moretto zur Besinnung kam, verlangte er sogleich nach Ihnen, und ich versprach ihm, Ihnen sogleich Nachricht zukommen zu lassen, welches Versprechen ich hiermit erfülle. Darf ich Sie bitten, so schnell es Ihnen möglich ist, sich von dem zuverlässigen Boten, den ich sende, nach meinem Hause geleiten zu lassen? Fürchten Sie nicht das Schlimmste und zeigen Sie sich gefaßt. Was ärztliche Kunst thun konnte, ist geschehen. Das Andere liegt in Gottes Hand. Es begrüßt Sie mit schuldiger Hochachtung

Doctor Giovanni Feraglio."

Die Hand des Richters ließ den Brief sinken. Sein Gesicht war noch bleicher geworden, als vorher. Er athmete noch einmal tief auf und — schloß die Augen. Seine eiserne Kraft war endlich durch die Uebergewalt der erregenden Eindrücke gebrochen, und eine tiefe Ohnmacht umfing seine Sinne.

„Schändlicher, grausamer Betrug", murmelte Violetta, und ihre schönen Augen reflectirten die Entrüstung, die in ihrer Seele glühte, während sie die Dienerschaft zur Hilfeleistung herbeiholte. Sie kannte recht wohl die Verquickung der in ihres Oheims Hause verkehrenden Banditengesellschaft mit gewissen pfäffischen Kreisen, und der glatte, gewandte Stil des Briefes brachte sie sogleich auf den Gedanken, daß aller Wahrscheinlichkeit nach jene ehrwürdigen Protektoren der „Gazza Ladra" mit in diesem räthselhaften Complot waren. Eile und — Schlauheit, höchste Schlauheit war in der That nöthig, um hier zum Ziele zu gelangen, und Violetta beschloß, ohne Verzug an's Werk zu gehen. In wenigen Minuten hatte sie die Casa Ginevra verlassen und war auf dem Wege heimwärts, sich unterwegs die Schritte, welche nun zu thun seien, überlegend.

Im Herzen des jungen Mädchens tobten widerstreitende Gefühle. Das Kind des Volkes, das ein grausames Schicksal zwang, mit der Hefe der Menschheit zu verkehren, hatte in der letzten Zeit Blicke in eine neue, wunderbare Welt gethan, in eine Welt, wo zu Glanz, Friede und Behaglichkeit die Genien der Liebe und der Sittlichkeit sich gesellten, wo so ganz andere, ideale Interessen die Geister beschäftigten, als in der wüsten Ban-

ditenhöhle ihres Oheims. Was war es doch für eine wunderliche Stimme in ihrem Herzen, die ihr zurief, daß dieses und nur dieses der Boden sei, in dem sie zu gedeihen vermöge, daß, selbst wenn sie Jahrzehnte noch dazu verdammt sein sollte, in jenem Sumpfe der Verworfenheit zu vegetiren, die schädlichen Miasmen, die sie in demselben athmete, selbst vermöge der Macht der Gewohnheit keinen Eingang in ihre Seele finden würden?! Wie eine Traumwelt stiegen ganze Reihen von Bildern vor ihrem geistigen Auge auf, in denen sie sich selbst erblickte, unter dem Schutze und in der trauten, behaglichen Umgebung liebender und geliebter Wesen. Waren es Träume der Vergangenheit? Waren es Visionen der Zukunft? Sie vermochte sich selbst auf diese Fragen keine Antwort zu geben. Doch in ihrem Inneren wogte und stürmte es. Es galt das Glück und Leben derjenigen Menschen, die ihr zum ersten Male jene Wunderwelt erschlossen. That sie recht, die Geschöpfe zu schonen, unter denen sie ein trauriges Dasein führte? War es nicht edler, natürlicher, diese preiszugeben und ohne alle Rücksichtnahme ihren wahren Freunden rasch und energisch zum Ziele zu verhelfen? — — —

Als Violetta in die mit eklem Qualm gefüllte Schankstube trat, befiel sie ein Grauen und zugleich ein mächtiges Sehnen. In ihrer Hand lag es, diese Pesthöhle mitsammt ihren Bewohnern zu vernichten, — und dann? — — Dann warteten ihrer draußen freundliche Hände, edle, liebende Herzen.

In Rom.

Wieder erheben wir den Zauberstab der Phantasie und gebieten Raum und Zeit, diesen beiden mächtigsten Tyrannen, uns unterthan zu sein. In dem bunten Mosaik unseres historisch-romantischen Gesammtbildes sind soviel verschiedene Steine und Steinchen der Betrachtung werth, daß der geneigte Leser sich es schon gefallen lassen muß, auf Kosten der gestrengen „rules and regulations“, die dem Romancier von den Richtern des literarisch-kritischen Areopag gezogen worden sind, mit uns ein wenig kreuz und quer, vorwärts und rückwärts zu wandern. An dieser Stelle sei noch einmal dafür die Nachsicht des Lesers in Anspruch genommen. Will er unsere Erzählung nicht einen Roman „wie er sein soll“ nennen, — nun, so nenne er ihn ein romantisches Panorama, — ein Kaleidoskop meinethalben. Was verschlägt's, — wenn er nur hineinblickt und hier und da unsere Bilder und Gestalten sein freundliches Interesse fesseln.

Somit hofft der Verfasser auf die Verzeihung des Lesers, wenn er ihn mitten aus den soeben geschilderten Scenen und Umgebungen herausreißt und auf dem

magischen Eilwagen der Phantasie wiederum in die Stadt Sanct Peters versetzt.

Zur Orientirung sei überdies erwähnt, daß zwischen der Zeit, in welcher unser gegenwärtiges Kapitel spielt, und den zuletzt erlebten Turiner Ereignissen mehrere Wochen liegen.

Wir befinden uns also auf dem classischen Boden Rom's, doch in einem Viertel, von welchem sich nicht sagen läßt, daß „die Schauer der Jahrtausende" darüber hinwehten. Es ist nicht eine jener Gegenden der „ewigen Stadt", wo auch die Werke einer edleren, älteren Epoche in Form von gebrochenen Säulen und Bogen, gleich den kaum kenntlichen Stückchen zerfallenen menschlichen Gebeines, hervorgescharrt aus uralten Gräbern, melancholisch hervorragen; wo der Beschauer sich im Geiste zurückversetzt fühlt in die Zeiten historischen und künstlerischen Glanzes, in die Zeiten, da von unerreichbarer Höhe der Imperator die Welt lenkte und sein Befehl wie ein Blitzstrahl traf auf die fernste, vorherbestimmte Stelle; da die großen Geschicke der Welt an Rom hingen und die Kunst, das Reich der Formen und Farben, alles Wissen und Glauben von diesem wie durch ein wunderbares Fatum erkorenen Punkte des Erdbodens aus- und wieder dahin zurückging. — — —

Auf dem Exquilin und Viminal, jenseits des von Sixtus V. angelegten Straßenzuges, östlich vom Bahnhof und im Rücken von Maria Maggiore, erhoben sich eine Anzahl mit peinlicher Regelmäßigkeit und fast ängstlicher Sauberkeit erbauter, moderner Häuser, in schnur-

gerader Linie und in rechten Winkeln aneinander angeschlossen. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, in der großen Republik jenseits des Oceans die mit schablonenhafter Regelmäßigkeit gebauten jugendlichen Städte zu sehen, welche insgesammt nur sehr wenig Geschichte haben oder gar nur die Geschichte, welche die hochlöbliche Legislatur des Staates im Laufe der Jahrzehnte für sie macht, der wird sich eines Vergleiches zwischen einer solchen transatlantischen Stadt und jenem jugendfrischen Viertel Rom's, in dem wir uns jetzt befinden, nicht erwehren können. Auch der Eindruck ist derselbe, wie wenn man etwa aus dem altehrwürdigen Nürnberg nach dem allenthalben nagelneu und wenig abgenutzt aussehenden Philadelphia versetzt würde. Hat man lange in den labyrinthischen Stadtvierteln Rom's umhergeirrt, Kunst und Geschichte in vollen Zügen genossen, und steigt dann, übersättigt von malerischen Motiven, zu diesen Anfängen einer amerikanischen Stadt auf, dann kann man vorübergehend ein Wohlsein empfinden, wie Derjenige fühlt, der etwa nach staubiger Fußwanderung oder langer, schmutziger Arbeit in den Fall kommt, frische Wäsche anzulegen. In eines dieser mit mehr oder weniger Eleganz ausgestatteten Häuser laden wir jetzt unsere Leser ein, uns zu begleiten.

Das Haus lag ziemlich am Anfange der Via nazionale und zeichnete sich vor vielen seiner Nachbarn in zweierlei Punkten aus: es war etwas schmaler und äußerlich mit mehr architektonischer Eleganz und baumeisterlichem Geschmack ausgestattet, als die übrigen Gebäude.

Beide Umstände verliehen dem Hause einen traulicheren oder sagen wir, um ein deutschgewordenes Fremdwort zu gebrauchen, comfortableren Charakter. Es erinnerte mehr denn alle andern an eines jener gemüthlichen, schmalen englischen Familienhäuser, die der Engländer mit berechtigtem Stolze sein „castle“ zu nennen pflegt, wo nur ein Familienkreis haust, wo man Nichts hört und sieht von dem Lärmen und Zanken, von dem taubenschlagähnlichen Wirrwarr, der Unsauberkeit und dem — Elend der modernen Miethkaserne, dieses nothwendigsten Uebels der menschenüberflutheten Großstadt.

Und wenn dies als das äußere Gepräge des Hauses zu bezeichnen war, so entsprach auch seine gegenwärtige Bestimmung diesem Charakter ganz trefflich. Der derzeitige Bewohner desselben war in der That ein Engländer — der in unserer Erzählung bereits mehrfach erwähnte Lord Duncombe.*) Es hätte dem fremden Besucher, selbst wenn das Haus vollständig menschenleer bei seinem Eintritte gewesen wäre, Niemand zu sagen brauchen, daß es ein von den großbritannischen Inseln hierher verpflanztes „home“ sei, — denn alle Attribute eines solchen, in der ausnehmend luxuriösen Einrichtung desselben waren vertreten und sprachen laut genug für den Geschmack und den Reichthum seines Bewohners, wie auch für seinen conservativen Nationalsinn, mit welchem

*) Der Verfasser sieht sich wiederholt veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß der Name des Lords, hinter welchem sich eine vor Kurzem verstorbene, in Rom und London nicht unbekannte Persönlichkeit verbirgt, ein fingirter ist.

er in jedem Stück Meubel, im Arrangement der Zimmer, des ganzen Haushaltes ein heimathliches Muster auf das Stricteste im Auge behalten hatte.

Lord Duncombe gehörte zu jenen englischen Italienschwärmern, — soweit ein Sohn Albion's überhaupt für eine andere Nation, als für die englische, im eigentlichen Sinne des Wortes schwärmen kann, — welche, freilich unter möglichster Beibehaltung ihrer nationalen Sitten und Gepflogenheiten, es vorziehen, die größte Zeit ihres Lebens unter der südlichen Sonne Italien's, statt in den Dunstkreisen des „London fog“ zuzubringen. Sein Reichthum machte ihm die kostspielige Erfüllung dieses Wunsches sehr leicht, und so hatte er denn schon als sehr jugendlicher Lord seine Römerfahrt angetreten und es verstanden, die mannigfachen Schönheiten des Landes nach allen Richtungen hin in vollen Zügen zu genießen. Man erzählte sich seiner Zeit, namentlich in Neapel, sehr viel von dem verschwenderischen Leben des jungen, mit allen Vorzügen und auch mit allen Schattenseiten eines feurigen, unsteten Geistes ausgerüsteten Briten, welcher neben dem warmen und aufrichtigen Interesse, das er den Natur- und Kunstschätzen des herrlichen Landes entgegenbrachte, auch recht wohl verstand, sich für sein Geld Genüsse zu verschaffen, welche für wenig oder gar nicht idealistisch angelegte Gemüther das Paradies auf Erden zu schaffen pflegen. In der eingeborenen und fremdländischen Aristokratie Italien's war er allenthalben „der Hahn im Korbe“, weil in seinen Abenteuern toller und tollster Sorte stets ein gewisser imponirender „chic“

lag, welcher der chronique scandaleuse ein höchst pikantes und willkommenes Material lieferte, ohne dem Helden irgend einen reellen Makel anhaften zu können.

Die betreffenden Kreise an den verschiedenen Schauplätzen der Thätigkeit unseres Lords fühlten daher eine gewisse Leere, als der Held so vieler interessanter Tragikomödien, dieser ebenso kecke, wie enragirte Schwärmer für Carbonarismus, Jung-Italien und Sturz der päpstlichen Oberhoheit, der in allen kleinen und großen Conspirationen eine Rolle zu spielen pflegte, plötzlich dem Lande der Citronen und Goldorangen den Rücken drehte und so gut wie spurlos in den Nebelmassen Alt-England's verschwand.

Es war niemals, trotzdem Hunderte von Zungen sich in Aufstellung aller möglichen und unmöglichen Theorien lange genug abmühten, ganz klar geworden, wo die Motive dieser plötzlichen Abreise zu suchen waren. Da weder Schulden noch Polizei die treibenden Kräfte waren — das stand allgemein fest — so konnte es nur ein mit dem Don-Juanismus des Lords zusammenhängendes Motiv sein, aber an diesem Punkte hörte auch das Wissen auf und das vage Vermuthen fing an. Man munkelte von einer unglücklichen Liebe, aber da diese Munkelei absolut zu keinem greifbaren Resultate führen wollte, gab man sich endlich zufrieden und stellte einfach die Diagnose auf — „Spleen", mit welcher angeblichen Nationalkrankheit man ja gewohnt ist, selbst die unerklärlichsten Extravaganzen eines Engländers zu erklären.

Die offenbaren Thatsachen lagen einfach so, daß Lord Duncombe aus unbekannten Gründen nach England zurückkehrte und daselbst nach etwa Jahresfrist eine der ersten Ehrenpflichten eines Sprößlings aus edlem Geschlechte erfüllte, nämlich sich standesgemäß vermählte. Man hörte auch durch englische Wandervögel in den früheren Freundeskreisen des chevaleresken Briten, im Laufe der Zeit, daß die Ehe durch mehrere Kinder gesegnet ward, daß nach der Geburt der dritten Tochter Lady Duncombe starb und daß der Lord ein Paar Jahrzehnte hindurch theils auf Duncombe-Hall ein ziemlich einsames Leben führte, theils auf dem Continente, freilich mit sorgfältiger Vermeidung Italien's, herumreiste.

Doch als sich der junge, lebenslustige Don Juan in einen alternden Mann zu verwandeln begann, da schien bei ihm mit einem Male die Sehnsucht nach dem Lande „wo die Citronen blüh'n" mit mächtiger Gewalt wieder hervorzubrechen. Nachdem er, — entsprechend seiner nie erkaltenden Wanderlust, — in Begleitung seiner ältesten Tochter einen Abstecher nach dem transatlantischen Continent gemacht und in dem jugendfrischen und an belebenden Eindrücken so reichen Columbien vermuthlich alle Erinnerungen an seine italienischen Abenteuer versenkt hatte, erschien er plötzlich mit seinem gesammten Haushalte, den er in Amerika noch um eine bildschöne deutsch-amerikanische Gesellschaftsdame bereichert hatte, wieder in Italien. Indessen dort, wo er in seiner Jugendzeit am liebsten und längsten sich aufgehalten hatte, auf dem einstigen Schauplatze seiner Sturm- und Drangperiode, in Neapel, ließ er sich, wie

man doch hätte vermuthen können, nicht nieder. Er wählte sein neues „home“ auf — römischem Boden und bezog jenes Haus auf der Via nazionale, welches wir soeben dem geneigten Leser in flüchtigen Zügen beschrieben haben.

In dem gealterten Manne, mit dem ernsten, oft schwermüthigen Gesicht, der sein ganzes Glück in dem häuslichen Leben, im Kreise seiner Kinder zu suchen und zu finden schien, hätte freilich Niemand auch nur die leisesten Spuren des einstigen Helden der neapolitanischen chronique scandaleuse entdecken können. Es schien in dem Herzen des Lord Duncombe unendlich still geworden zu sein. Ja, es gab Tage, wo er sich in sein Studirzimmer einschloß und wo selbst seine Kinder, sonst die Genossen aller seiner Beschäftigungen und Vergnügungen, keinen Zutritt zu dem Vater haben durften. Der Einzige, der ihm bei solchen anachoretischen Anwandelungen nahen durfte, war ein alter Diener oder richtiger ein Factotum des Hauses, Bloxam genannt, — mürrischer, schweigsamer noch wie sein Herr, — welcher in den „flush-times“ dieses britischen Don Juan bereits, — theilweise wohl in der Eigenschaft eines diskreten Leporello, — in Diensten des Lords gestanden hatte, und seinem Herrn, wie dessen Kindern eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit bewahrte.

Als wir in jenem Kapitel, das uns in das Kellergewölbe des Bäckers Asti auf der Strada di Giovanni in Turin führte, zum ersten Male den Namen des Lord Duncombe erwähnen hörten, geschah dies in Verbindung

mit einem doppelt traurigen Ereignisse, das denselben getroffen. Der Leser wird sich erinnern können, wie damals Doctor Malder dem „Abbé" jenen tragischen Vorfall auf dem protestantischen Friedhofe in Rom erzählte, bei welchem unter seinen, des Doctors, Augen Lord Duncombe von Mitgliedern der „Todten-Brüderschaft" lebensgefährlich verwundet ward, als er sich gegen die gewaltsame Entfernung des Kreuzes wehren wollte, das er seiner vor wenigen Tagen verstorbenen Tochter hatte auf das Grab setzen lassen. Es dürfte dem Leser wohl begreiflich sein, welchen tiefen und nachhaltigen Eindruck der Tod seiner von ihm nahezu vergötterten ältesten Tochter auf den Lord machen mußte, bei seiner an und für sich zur Schwermuth neigenden Gemüthsveranlagung. Er war in jenen Tagen um Jahre gealtert — und als man ihn damals schwer verletzt den Seinen zuführte, da waren seine ersten Worte zu den Seinen, als er wieder zur Besinnung kam: „Quält mich nicht! — Laßt mich sterben! — Ich bin euch dankbar, wenn ihr mich zu meiner Maud gehen lasset!" —

Selbstverständlich war entgegen diesem seinem Wunsche Alles aufgewandt worden, was ärztliche Kunst vermochte, um das Leben des Lords zu retten. Und als Doctor Malder, nach seinem unfreiwilligen Aufenthalte in der Zelle des Jesuitenklosters, seinen Besuch in der Casa Grimaldi, — so war das Haus, in welchem der Lord wohnte, von seinem Erbauer getauft worden, — abstattete, war auch er zur ärztlichen Hilfeleistung hinzugezogen worden. Zur unendlichen Freude der Seinigen konnte

Doctor Malder nach Verlauf von einigen Tagen erklären, daß jede Gefahr für das Leben des Lords nunmehr ausgeschlossen sei. Der Doctor war seitdem ein regelmäßiger und auch außerordentlich gern gesehener Gast in dem Hause des Lords geworden. Namentlich der Patient selbst fand an seinem jungen Arzte ein ausnehmendes Gefallen, nachdem er in demselben nicht nur einen hervorragend geschickten und erfahrenen Vertreter der Heilwissenschaft, sondern auch einen Menschen von seltenem, edlem Charakter, einen für alles Große und Ideale begeisterten Mann gefunden hatte. Sehr bald hatte der Lord die politischen Gesinnungen und Verbindungen des Doctors durchschaut, und es war dies für ihn um so mehr ein Grund, für den Mann Sympathie zu fühlen, als er selbst ja in seiner Jugend, wie wir wissen, ein begeisterter Anhänger der Carbonari gewesen war und selbst jetzt noch, ungeachtet der hochtoryistischen Antecedenzien seines Geschlechtes, nicht nur durchaus liberal, sondern au fond sogar strikt republikanisch gesinnt war.

In dem Grade, wie die Genesung des Lords fortschritt, ward auch das Verhältniß zwischen dem Patienten und seinem Arzte ein immer intimeres, und es kam schließlich dazu, daß der Lord mißgestimmt wurde und ungeduldig nach seinem neugewonnenen Freunde fragte, wenn dieser einmal zur gewohnten Stunde nicht in der Casa Grimaldi eintraf. Im Uebrigen verstand es Doctor Malder, sich die Zuneigung der übrigen Familienmitglieder in demselben Maße zu erwerben, wie die des Hausherrn, und man sah ihn um so lieber kommen, als seine Gegen-

wart stets dazu beitrug, Lord Duncombe seine Schmerzen vergessen zu machen und aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches er seit dem Tode seiner Lieblingstochter öfter denn je zu versinken pflegte, herauszureißen.

So lagen die Verhältnisse an dem Tage, an welchem wir den Leser auffordern, uns in das Innere der Casa Grimaldi zu begleiten.

Doctor Malder hatte soeben oben im Schlafzimmer des Lords, welcher inzwischen das Bett verlassen hatte und bereits täglich mehrere Stunden im Garten des Hauses die „Times“ und den „New-York-Herald“ studirte, das Levée seines Patienten vom medizinischen Standpunkte überwacht und trat in den „Parlor“, um daselbst so lange zu verweilen, bis die Diener Lord Duncombe in den Garten hinunter trugen. Doctor Malder hatte eine Vorliebe für diesen Parlor, und namentlich um diese Zeit, in den letzten Stunden des Vormittags. Es ist kaum anzunehmen, daß die lauschig-elegante Ausstattung dieses englischen Salons, die mannigfachen Bücher und Bildermappen, welche den Raum zierten, eine so hervorragende Anziehungskraft auf unsern Doctor ausüben konnten, daß er mit der Regelmäßigkeit einer pünktlich gehenden Uhr und mit dem Ausdrucke einer gewissen Spannung und inneren Befriedigung auf dem männlich-ernsten Gesichte stets zur selben Stunde in den mit duftigem Blumenparfum erfüllten Parlor trat. Dagegen spricht schon der Umstand, daß er bei der so häufigen Wiederholung dieser Prozedur schließlich doch des Schauens und Bewunderns müde geworden sein müßte.

Sollte ein anderer Gegenstand vorhanden sein, der ihn so sehr zu fesseln vermochte? Das einzig lebende Wesen in dem eleganten Zimmer, das Doctor Malder, wie gewöhnlich, so auch heute in demselben antraf, war außer einem Papagei — eine Dame, welche mit einer Handarbeit beschäftigt am Fenster saß. Auf einem dieser beiden Geschöpfe muß also nothwendiger Weise der Verdacht jenes zauberhaften Magnetismus sitzen bleiben. Am Gravirendsten lastet nach des Verfassers unmaßgeblicher Meinung, — welche keineswegs die selbstständige Meinung des ihm über die Schulter blickenden geehrten Lesers zu beeinflußen wünscht, — jener Verdacht auf dem blondhaarigen weiblichen Wesen, welchem Doctor Malder seine Augen mit deutlich sprechendem Interesse sogleich bei seinem Eintritte zuwandte. Sie stand sicherlich nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, diese schlanke Gestalt, welche den auffallend schön geformten Kopf mit so hartnäckiger Andacht über ihre Arbeit beugte, als erfordere der Eintritt des Arztes die Entwickelung eines doppelten und dreifachen Fleißes. Die Augen der jungen Frau, — denn für einem Mädchen angehörig konnte man diese vollen und reifentwickelten Formen nicht halten, — reflectirten einen viel zu großen Reichthum an tiefernsten Erfahrungen, als daß sie für den Spiegel einer jungen Mädchenseele hätten angesehen werden können. Doch was dieser Frauenerscheinung an jugendlichen Reizen abging, das ward reichlich ersetzt durch die piquante Schönheit dieses eigenartigen Gesichtes. Die Hautfarbe der Dame war eine so dunkle, daß man sie wohl für

eine Creolin hätte halten können, dagegen sprach das blonde Haar und der hervorstechende germanische Typus des Gesichtes. Dieses trug alle Spuren eines sanften, echt teutonisch-häuslich angelegten Charakters, jenes Thusneldenhafte, was die deutsche Jungfrau so trefflich kleidet. Und doch — aus diesen festen, charaktervollen Linien um Mund und Kinn, aus diesen oft wie trotzig oder doch energisch aufgeworfenen Lippen sprach jene kecke Selbstständigkeit, die das Eigenthum der Amerikanerin zu sein pflegt, ein Ausdruck, mit dem das Südländische, Sonnenverbrannte dieses ungewöhnlich schönen und interessanten Gesichtes ganz prächtig harmonirte. Alles in Allem — es war eine wie aus zwei Elementen zusammengesetzte Erscheinung, von denen das eine auf ein deutsches Heim, mit all' seinen friedlich-gemüthlichen Attributen vom Spinnrocken bis zur Lade mit „schneeigem Lein", das andere auf eine Wiege im Urwald, auf ein Leben in der Muth und Nerven stärkenden Wildniß, unter heißbrennender Sonne, nickenden Palmen und dem erregenden Dufte exotischer Blumen hinwies. Die Vereinigung dieser beiden Elemente hatte ein Wesen geschaffen, welches Jeden mächtig anzog, der dem Gesichtskreis desselben nahte. — —

„Ist eine Störung erlaubt, Mrs. Robertson?" fragte Doctor Malder, näher tretend und seine Augen mit sichtlichem Wohlgefallen auf der schönen Gestalt ruhen lassend.

Sie blickte auf, und ihre ausdrucksvollen, ernst blickenden Augen begegneten denen des Fragestellers mit so sprechender Freundlichkeit und Zutraulichkeit, daß man

es ihm wohl nicht verargen konnte, wenn er sich, ohne erst eine laute Antwort abzuwarten, einen Sessel heranzog und dicht neben der interessanten Stickerin Platz nahm.

‚Ein schönes Paar!‘ — hätte eine sich für Ehefabrikation interessirende Dame (und welche besäße dieses Interesse nicht?!) beim Anblick dieser Beiden unfehlbar mit einem sehnsuchtsvoll wollüstigen Seufzer ausgerufen. — — — Und es war Zeit und Gelegenheit genug, sie mit Muße zu beobachten, denn sie waren Beide schweigsam und saßen eine Weile so still, als ständen sie unter der Einwirkung einer irgendwo verborgenen photographischen Camera obscura.

„Was macht der Patient heute, Herr Doctor?“ unterbrach endlich Mrs. Robertson das Schweigen, in gutem und wohlklingendem Deutsch, welchem nur ein linguistisch sehr gut geübtes Ohr eine Spur fremdländischen Dialectes hätte anzuhören vermögen.

„Oh, vortrefflich geht es“, erwiderte der Doctor, ohne seinen Blick von dem Gesicht der wieder mit derselben Hartnäckigkeit auf ihre Arbeit niederblickenden Dame zu verwenden. „Ich denke, wir werden Körper und vor allem auch Gemüth bald wieder auf dem richtigen Punkte haben.“

Sie blickte ihn mit forschender Aengstlichkeit an.

„Glauben Sie wirklich, Doctor Malder“, fragte sie, „daß Lord Duncombe von seiner periodischen Schwermuth zu heilen ist?“

„Wenn die rechten Mittel angewandt würden, warum nicht?“

„Ich fürchte, daß der Tod Miß Maud's die letzte Hoffnung nach dieser Richtung hin gebrochen hat."

„Derartige Erschütterungen der körperlichen Constitution, wie Lord Duncombe sie jetzt durchzumachen gehabt hat, sind oft von ganz unberechenbar günstigem Einflusse auf Gemüthsleidende. Freilich müßte man immerhin noch das Uebel gewissermaßen an der Wurzel anfassen und den Leidenden dazu bringen, einer Person, die sein volles Vertrauen genießt, sein Herz auszuschütten —"

„Bloxam!" warf Mrs. Robertson mit leisem Lächeln ein.

„Bloxam", entgegnete Doctor Malder gleichfalls lächelnd, „ist ein prächtiger alter Kerl, genießt allerdings das volle Vertrauen des Lords und ist auch unfehlbar über den Ursprung dieses Gemüthsleidens unterrichtet, aber — das ist's nicht, was ich meine. Diese Person, die ich im Sinne habe, müßte nicht nur ein stummes Sprachrohr, nicht blos ein discreter Bewahrer des anvertrauten Geheimnisses sein, sie müßte auch einen gewissen seelischen Einfluß auf den Patienten besitzen. Sie müßte im Stande sein, mit vorsichtig gewählten Worten des Trostes und Zuspruchs die Wunden zu heilen, welche irgend ein uns unbekanntes, folgenschweres Ereigniß diesem Gemüthe geschlagen hat."

„Nun — und ich dächte, Herr Doctor, Sie hätten wohl das Vertrauen und die Zuneigung des Lords in einem Maße gewonnen, das Sie zu dieser Rolle des Seelenarztes ebenso befähigen müßte, wie zu der Rolle des Leibesarztes!"

Der Doctor schüttelte lächelnd den Kopf.

„Wollen Sie mich wirklich herausfordern, Mrs. Robertson, Ihnen das zu sagen, was ich Ihnen eigentlich schon lange hätte sagen sollen?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doctor", entgegnete sie mit aufrichtigem Erstaunen.

„Wirklich nicht, Mrs. Robertson?" sagte Doctor Malder. „Nun, ich wollte Ihnen einfach Ihre Insinuation zurückgeben, verehrte Landsmännin. Wenn eine Persönlichkeit die wärmste Sympathie des Lords genießt, so sind Sie es wohl, sollte ich meinen. Und wenn irgend Jemand wahres und tiefes Interesse für den Herrn dieses Hauses zeigt und nach dem, was ich gehört habe, stets gezeigt hat, so sind auch wiederum Sie es. Hier haben wir ja also die gewünschten Bedingungen erfüllt und — die Seelenärztin wäre gefunden!"

Während der Doctor diese Worte sprach, ruhten seine Augen noch prüfender, als vorher, auf dem Gesichte der schönen Deutsch-Amerikanerin. Sie fühlte offenbar diesen Blick, ohne ihn zu sehen, da ihr Gesicht tiefer denn je auf die Handarbeit niedergebeugt war — und eine glühende Röthe überzog ihre Wangen. Doch sie erhob gleich darauf den Kopf und blickte den Doctor mit ruhigem Lächeln in die Augen, indem sie sagte:

„Ich wüßte nicht, Herr Doctor, wo und von wem Sie über die große Sympathie des Lord Duncombe für meine Wenigkeit gehört haben könnten. Wahr und richtig ist nur, daß der Lord mich, — seit ich die Ehre habe, seiner verstorbenen Tochter Maud Gesellschafterin zu sein

und zum Theil seinem Haushalte vorzustehen, — mit einer seiner edlen und milden Natur völlig entsprechenden Liebenswürdigkeit behandelt. Daß ich allerdings dies mit Dankbarkeit anerkenne und meinerseits das wärmste Interesse und gegenwärtig besonders die tiefste Theilnahme für diesen Mann, der mir ein zweiter Vater geworden ist, fühle, darin haben Sie vollständig Recht."

„Wissen Sie, Mrs. Robertson", sagte der Doctor nach einer kleinen Pause, während welcher er sinnend vor sich hin geblickt hatte, „wissen Sie, daß ich an jenem Tage, da ich dieses Haus zum ersten Male betrat, Sie für die Gebieterin der Casa Grimaldi gehalten habe, für die Lady Duncombe? Ich wußte damals nicht, daß unser Lord Wittwer ist."

Ein helles Lachen tönte von den Lippen der jungen Frau, doch schien dieses Geständniß des Doctors in Wahrheit keineswegs einen lächerlichen Eindruck auf sie zu machen, denn auf's Neue färbte das eine tiefere Bewegung verrathende Roth ihre Wangen.

„Eine sehr schmeichelhafte Eröffnung, Doctor!" entgegnete sie. „Freut mich, daß ich Ihnen so ‚ladylike' erscheine. Ich fürchte nur, daß sie einen sehr verschiedenen Begriff von mir bekommen würden, wenn Sie wüßten, wie weit oder vielmehr wie unweit meine gesellschaftlichen Talente reichen. Drüben in Texas und Louisiana lernt man wenig von der hohen Schule der Repräsentation."

„Sie sind doch in Deutschland geboren, Mrs. Robertson?" fragte der Doctor.

„In Süddeutschland, ja", erwiderte die Amerika-

nerin, und ihr Blick richtete sich gedankenvoll auf das Fenster, an dem sie saß, und schien in die Ferne zu schweifen.

„Sie werden es nicht für Neugierde halten, Mrs. Robertson", begann der Arzt auf's Neue, mit einem zögernden Tone, der fast an Schüchternheit grenzte und diesem selbstbewußten, energischen Manne recht sonderbar zu Gesichte stand, — „Sie werden es nicht für Neugierde, für Indiscretion halten, wenn ich mein Erstaunen darüber ausdrücke, daß ich, der ich nun fast täglich mit Ihnen zu verkehren das Vergnügen habe, so gut wie Nichts über Ihre Lebensschicksale erfahren habe. Darf ich, als Landsmann wenigstens, das nicht erwarten, oder haben Sie kein Vertrauen zu mir?"

Bei diesen Worten hielt ihr Doctor Malder die Hand hin, mit einem Blicke, welcher sie in ihrem innersten Herzen erbeben machte. Sie las mehr in diesem Blicke, als die Worte, welche ihn begleiteten, mehr, weit mehr als Sympathie, Theilnahme, Freundschaft. Die glühende, plötzlich aber mit elementarer Kraft hervorbrechende Leidenschaft eines feurigen Herzens, — sie strahlte ihr aus diesen Augen entgegen, so daß sie unter dem Eindrucke eines unerklärlichen Gefühles, gemischt aus Scheu, Bestürzung, momentanem Stolze und — einem Körnchen Freude, vor diesem Flammenblicke die Augen niederschlug. Und doch — sie vermochte nicht die ihr dargebotene Hand zurückzuweisen. Wie mit magischer Gewalt zog es sie zu derselben hin, und als sie ihre kleine Hand in diese feste, männliche Rechte legte, als sie den energischen Druck der-

selben empfand, da durchzuckte sie eine beseligende Vorahnung, ein Gefühl, als sei sie an einem Wendepunkte ihres Lebens angelangt und als versänken mit einem Male alle düsteren und melancholischen Bilder der Vergangenheit vor ihrem geistigen Auge für immer.

Rasch sich ermannend (doch nicht rasch genug, daß der erfahrene Psycholog nicht ein wenig die Bewegung gemerkt hätte, welche das ganze Wesen der jungen Frau momentan durchbebte), entzog sie ihm ihre Hand wieder und sagte:

„Meine Schicksale, lieber Doctor und Landsmann, sind nicht geheimnißvoll, aber — auch nicht erheiternd und erfreulich. An Vertrauen zu Ihnen fehlt es mir wahrlich nicht, indessen habe ich allen Grund, anzunehmen, daß meine Biographie auch nicht das Geringste bieten dürfte, was Interesse für Sie haben könnte."

„In dieser Annahme müssen Sie sich logischerweise irren, Mrs. Robertson", entgegnete der Arzt, ohne den Blick von ihrem Gesichte, das auf's Neue den Ausdruck von Melancholie annahm, abzuwenden. „Jede Phase ihrer Biographie muß mich interessiren, welcher Art sie auch sein möge, aus dem einfachen Grunde, weil mich überhaupt Alles interessirt, was Ihre Person angeht."

Wieder durchzuckte die Frau dasselbe Gefühl — und doch fühlte sie sich momentan so eigenthümlich beklommen, daß sie nicht vermochte, dem Arzt irgend ein Wort auf seine Bemerkung zu erwidern. Letzterer überhob sie auch rasch dieser Mühe, indem er fragte:

„Darf ich eine Frage thun, ohne Sie zu beleidigen?"

„Ich halte Sie nicht für fähig, eine Dame zu beleidigen!" lautete die kurze, mit leiser Stimme gegebene Antwort.

Ein freundlicher, fast dankbarer Blick aus den Augen des Arztes streifte sie.

„Nun denn", sagte er, „so erlauben Sie mir, zu fragen, ob Sie von — — Mr. Robertson geschieden waren, als Lord Duncombe bei seinem Besuche in Amerika Sie in sein Haus nahm?"

Einen Augenblick schien die Gefragte mit sich zu kämpfen, welche Antwort sie auf diese Frage geben sollte. Dann blickte sie dem Arzte mit ihren seelenvollen Augen voll und gerade in das Gesicht, als beabsichtige sie den Eindruck ihrer Antwort genau zu studiren, und sagte mit fester Stimme:

„Ein Mr. Robertson hat für mich niemals existirt!"

Aufrichtiges Erstaunen spiegelte sich im Gesichte des Arztes.

„So wären Sie nicht —" begann er zögernd.

„Verheirathet gewesen?" ergänzte Mrs. Robertson lächelnd. „Doch — ich war verheirathet, doch nicht mit einem Amerikaner. Mein Gatte war ein Deutscher, wie ich, ja er stammt mit mir aus einem und demselben Orte."

„Und Sie wanderten zusammen aus?"

„Nein, ich folgte meinem — Bräutigam in die Fremde."

„Und der Dank war, daß er Sie dann verließ?" fragte der Doctor, mit immer größerem Interesse das schöne, junge Weib vor sich betrachtend.

„Ich bin Wittwe, Herr Doctor", erwiderte Mrs. Robertson, zugleich mit einem Kopfschütteln die Frage Malder's verneinend. „Mein Mann fiel als das Opfer eines Mörders", fügte sie mit leiserer Stimme hinzu. „Die Bäume des Urwaldes sind die Wächter seines Grabes und wilde Blumen zieren den Hügel."

Tief erschüttert durch den Ton der fast verzweiflungsvollen Melancholie, mit der sie diese Worte sprach, erhob sich der Doctor und sagte mit weicher Stimme:

„Verzeihen Sie mir, Eva! Ich bereue es bitter und schwer, daß ich mich dazu hinreißen ließ, Sie an so schmerzliche Bilder der Vergangenheit zu erinnern. Gott ist mein Zeuge, daß es nicht hohle, leere Neugierde war, welche mich dazu antrieb. Seit ich Sie zum ersten Male gesehen, Eva, — gestatten Sie mir, Sie bei diesem Namen zu nennen, da der andere doch nicht der Ihre ist, — fühlte ich eine warme Theilnahme, ein Interesse für Sie, welches den Rahmen landsmannschaftlicher Sympathie weit überschreitet. Ausschließlich dieser Gesinnung Ihnen gegenüber entsprang meine anscheinende Neugier. Und nicht wahr — Sie sind mir darum nicht böse!?"

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe und auf einen Moment ruhte ihr Blick mit unendlich freundlichem und vertrauensvollem Ausdrucke auf seinem männlich-schönen Gesichte.

„Und Sie gestatten mir, Eva, daß ich jene Gesinnungen weiter cultivire, auf die Gefahr hin, daß sich dieselben in noch andere, tiefere, heiligere Gefühle verwandeln?"

War dieser Mann — crasser Revolutionair, Kirchen-

feind, Atheist vielleicht, wirklich so zarter Gefühle fähig? Seine Stimme zitterte merklich, als er diese Worte sprach und zugleich Eva seine Hand entgegenstreckte.

Ein tiefes Roth überflog das Gesicht der jungen Wittwe. Ihre Lippen zuckten, doch sie blieben stumm. Mit der schüchternen Zaghaftigkeit eines jungen Mädchens, die ihr so natürlich zu Gesicht stand, daß kein Mensch Ziererei hinter derselben zu vermuthen fähig gewesen wäre, streckte sie endlich ihre Hand aus und legte sie vertrauensvoll in die dargebotene Rechte des Arztes, welcher sich niederbeugte und auf die kleine Hand, trotz ihres Widerstrebens, seine Lippen preßte. Ein entscheidender Bund wurde hier für das Leben geschlossen, und wer weiß, um wie viel Züge fester sich jetzt schon das Band geknüpft hätte, wer weiß, welche Worte Doctor Malder noch zu Eva gesprochen hätte, wäre nicht in diesem Augenblicke auf der Haustreppe eine fremde Männerstimme laut geworden. Die Hand Eva's befreite sich mit einem schnellen Ruck aus der Gefangenschaft.

„Mein Gott, der Marquis!“ rief sie, während ein verlegenes Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Ein ebenso pünktlicher, wie beharrlicher Gast“, sagte der Doctor lachend, „welcher jedenfalls mehr Theilnahme für unsern Patienten zeigt, als die übrigen Mitglieder der Gesellschaftskreise, in denen, wie Sie mir sagten, Lord Duncombe, seiner lebenslustigen Tochter Maud zu Liebe, zu verkehren pflegte.“

„Gefällt Ihnen der Mann?“ fragte Eva — so wollen wir fortan die Gesellschaftsdame der verstorbenen

Tochter des Lords nennen — den Doctor groß anblickend.

„Ich könnte nicht sagen, daß er mir mißfällt", erwiderte der Doctor, durch den Ernst der jungen Wittwe einigermaßen erstaunt. „Er ist Lebemann durch und durch — französischer Landedelmann par excellence! Offenbar oberflächlich, auch ein bischen frivol, wenn's darauf ankommt, im Uebrigen aber, wie es mir scheint, ein ganz gutmüthiger und harmloser Geselle."

Eva zuckte mit den Achseln.

„Man hat bei uns in Amerika eine Redensart", sagte sie, „welche lautet: ‚he is too sweet to be good'.*) Diese fällt mir stets ein, wenn ich mit diesem überhöflichen Franzosen zu thun habe. Ich glaube, Herr Doctor, Sie thun gut, wenn Sie ihm gegenüber nicht zu vertrauensselig sind."

Der Doctor lachte jetzt hell auf.

„Sie haben allerdings Recht, Eva", sagte er, „wenn Sie die Höflichkeit dieses lustigen Gascogners speziell Ihnen gegenüber constatiren. Man könnte diese Galanterie nahezu mit dem gallisch-germanischen Worte Courschneiderei bezeichnen."

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen Eva's.

„Allerdings eine Art von Galanterie, welche bei mir doppelt schlecht angebracht ist", sagte sie. „Doch — ich muß Ihnen gestehen, daß ich an meine Wenigkeit bei dieser abfälligen Beurtheilung des Marquis de San-

---

*) Er ist zu süß, um gut zu sein.

tillier nicht im Geringsten gedacht habe. Ich habe derartige galante Anwandelungen desselben als Naturfehler angesehen und daher kaum beachtet. Speziell Sie hatte ich bei meiner Bemerkung im Sinn, weil mir die Freundschaft, welche der Marquis Ihnen gegenüber zur Schau trägt, ein wenig auffällig zu werden begann."

Noch immer schien den Doctor diese Besorgniß zu belustigen. Doch er fühlte eine viel zu große Zuneigung für Eva und sah überdies mit viel zu großer Freude aus dieser Besorgniß für sein Wohl einen Hoffnungsstrahl der Erwiderung durchleuchten, als daß er nicht Alles vermieden hätte, was Eva verletzen konnte. Er unterdrückte daher die scherzhafte Erwiderung, welche ihm auf den Lippen schwebte, und sagte nur mit einer Verbeugung:

„Ich unterwerfe mich dem sprichwörtlichen Scharfsinne der Frau und werde auf meiner Hut sein, so sehr auch, offen gestanden, meine Ansichten in diesem Punkte von den Ihren verschieden sind. Doch interessant wäre es mir wohl, so einigermaßen zu erfahren, worauf sich Ihr Verdacht gründet. Die Interessen des Marquis können sich mit den Meinigen unmöglich in irgend einem Punkte kreuzen, und ich wüßte daher nicht, wie er dazu käme, mir feindlich gesinnt zu sein."

Wiederum stieg ein verrätherisches Roth in den Wangen Eva's auf. Sie biß sich auf die Lippen und schien mit sich selbst im Kampfe zu liegen, welche Antwort sie auf diese Frage Doctor Malder's geben sollte.

„Ich habe Ihnen Vertrauen geschenkt, Herr Doctor", sagte sie endlich, „so vergelten Sie auch jetzt Gleiches

mit Gleichem und erlassen Sie mir bis auf Weiteres jede Auseinandersetzung hierüber. Ich habe ein erfahrungsreiches Leben hinter mir, obwohl ich noch keine alte Frau bin, und glaube einen guten Theil von Scharfblick zu besitzen. Und dieser nöthigt mich, so zu sprechen, wie ich soeben zu Ihnen gesprochen habe. Wird Ihnen das genügen?"

Doctor Malder hatte nur Zeit, mit einem raschen Händedrucke seine Zustimmung anzudeuten, denn in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür und der uns wohlbekannte Marquis, wie immer tiré aux quatre epingles, trat ein.

Der Eintretende warf einen raschen, forschenden Blick auf die beiden im Parlor befindlichen Personen; es sah aus, als wolle er aus dem Gesichtsausdrucke derselben den Inhalt des Gespräches herauslesen, welches sie vor seinem Eintritte geführt. — —

* *
*

Wir wollen hier, ehe wir in unserer Erzählung weiter fortfahren, betreffs zweier uns in diesem Kapitel wesentlich beschäftigenden Personen, des Marquis und der amerikanischen Gesellschaftsdame, zum besseren Verständniß des Lesers das Nothwendigste in kurzen Worten nachholen.

Der Marquis hatte an jenem verhängnißvollen Abend, da Doctor Malder aus seiner Gefangenschaft befreit worden war, noch ein sehr langes und äußerst animirtes Gespräch mit seinem Herrn und Meister, dem

Pater Mariano, gepflogen. Man kann sich denken, daß dasselbe sich um die Andeutungen gedreht, welche der Jesuit dem Franzosen bezüglich des Doctor Malder gemacht hatte. Die Gesichter der beiden Complotteure zeigten im Augenblick der späten Trennung einen sehr verschiedenen Ausdruck. Während Pater Mariano mit einer Miene höhnischen Triumphes dem Marquis nachblickte, ehe er sich an die Lectüre des uns bekannten Schriftstückes machte, eilte der Gascogner mit einem Gesichtsausdrucke seiner Wohnung zu, welcher für diese frivol-leichtsinnig angelegte Natur nicht besser paßte, als die Faust auf's Auge. Er befand sich offenbar in dem Stadium eines tiefen, seelischen Kampfes, den der Ormuzd und der Ahriman in seinem Innern auszufechten begannen, eines Kampfes zwischen dem Bewußtsein von der seelischen Sklaverei, in welcher er sich dem Pater gegenüber befand; von der Gefahr, die ihm bei jedem Versuche, die Fesseln zu brechen, drohte und dem beau reste der ritterlich-edelmännischen Natur, die ihm angeboren war und die sich gegen die Rolle eines jesuitischen „Bravo" mit aller Gewalt aufbäumte.

Ahriman, der Gott der Finsterniß, mußte doch wohl den Sieg davongetragen haben. Denn wenige Tage darauf erschien bereits der Marquis beim Lord Duncombe in der alten Gestalt eines „lustigen Schwerenöthers", mit demselben frivolen Lächeln auf den Lippen, derselben gutmüthigen Nonchalance und demselben, seine Umgebung stets erheiternden Humor auf der Zunge. Zu Lebzeiten seiner Tochter hatte Lord Duncombe, nur

ihr, wahrlich nicht sich selbst zu Gefallen, wie man zu sagen pflegt: „ein Haus gemacht“, hatte sich in die „Gesellschaft“ Rom's gemischt und eine große Anzahl von Bekanntschaften cultivirt. In jenen Tagen hatte er auch den Marquis, der sich, wie viele verkappte Jesuitenspione, in den besten Cirkeln bewegte, kennen gelernt und einen gewissen Grad von Gefallen an dem stets munteren, schlagfertigen und anscheinend harmlosen Bonvivant gefunden, Diesem auch bei verschiedenen Gelegenheiten Zeichen von seiner Sympathie gegeben. Kein Wunder, wenn der Franzose einer der Ersten war, welcher, bei seiner Rückkehr von einer „Geschäftsreise“, dem Lord Duncombe einen Condolenzbesuch abstattete. So hatte der Marquis Eva näher kennen gelernt, so hatte er Malder getroffen und sich unmerklich mit seiner ohrwurmartigen Glätte, seinem insinuirenden Wesen nahezu in die Freundschaft des Letzteren hineingestohlen. Was Eva anbetraf, so machte sie aus ihrer Antipathie gegen den Gascogner eigentlich recht wenig Hehl, ebenso wie Dieser mit einem fast komisch wirkenden Mangel an Reserve, und völlig das oft abstoßende Wesen Eva's unbeachtet lassend, der jungen Wittwe den Hof machte. Anders kann man sein Verhalten ihr gegenüber kaum bezeichnen. Denn für den oberflächlichen Beobachter war es in der That nur ein fast krampfhaftes Ausüben jener zahllosen Galanterien und Aufmerksamkeiten, die man wohl einem hübschen Weibe gegenüber, für das man sich interessirt, erweist. Da war von einem wärmeren, intensiveren Interesse kaum eine Spur zu bemerken. Kaum! — — Denn Eva selbst,

deren Augen hierfür scharf genug waren, verstand recht wohl die glühenden, verlangenden Blicke zu deuten, welche zuweilen inmitten aller faden Galanterien aus den Augen des Marquis sie trafen. Sie verstand wohl ungefähr zu lesen, was in der Seele dieses anscheinend so oberflächlich angelegten Mannes vorging, wenn er bald mit forschendem, bald mit triumphirendem, bald auch mit haßerfülltem Blicke auf Doctor Malder hinsah, sobald Dieser an der Conversation mit Eva theilnahm und bei solcher Gelegenheit seine ernsten Augen mit einem sehr deutlich sprechenden Ausdrucke von Bewunderung auf dem Gesicht der Amerikanerin ruhen ließ. Aus der Quelle dieser Erkenntniß entsprang die Warnung, welche Eva dem Doctor Malder, bezüglich der sogenannten „Freundschaft“ des Marquis, geben zu müssen geglaubt hatte. — —

Nun noch zu Eva, der kleinen, aber interessanten Centralsonne, um welche sich die Handlung in diesem Kapitel gewissermaßen dreht.

Der geneigte Leser wird kaum noch im Zweifel sein, daß diese Frauengestalt nicht eine neue in seinen Gesichtskreis tretende Erscheinung unseres Romanes ist. Er wird wohl aus den Andeutungen, welche die Amerikanerin Doctor Malder gegeben hat, wie aus dem Namen und der wenngleich oberflächlichen Personalbeschreibung erkannt haben, daß er niemand Anders vor sich hat, als jenes blonde Schulmeistertöchterlein, das mitten aus dem Idyll eines süddeutschen Dorfes durch des Schicksals wunderbares Walten und den mächtigen Antrieb treuer und selbstloser Liebe plötzlich mitten hineinversetzt ward in

die Wildniß der texanischen Prairie. Er wird sich auch erinnern, wie grausam jenes glückliche Zusammenleben des Prairiejägers mit seinem treuen, alle Mühe und Fährlichkeiten theilenden Weibe durch die Hand des Meuchelmörders zerstört ward. Gerhard und Robert — diese zwei Gestalten treten wieder vor unser geistiges Auge, und wir sehen einerseits, wie das stille Grab in der Waldlichtung sich über dem deutschen Jäger schließt, andererseits, wie die Kugeln des Richter Lynch dem Leben des Mörders ein wohlverdientes Ende bereiten, während seine Lippen als trotzigen Todesgruß den Namen ‚Eva' stammeln. — — — —

Die ihres Gatten und Ernährers beraubte Jägerfrau war, wie wir wissen, in Gesellschaft des Karavanenführers und begleitet von dem treuen Kehe-Paha weiter gezogen, um, völlig entsprechend den dortigen Ansichten und Verhältnissen, die für das Weib in gleichem Maße gelten, wie für den Mann, den Ort zu verlassen, aus dem die Fügungen des Schicksals sie hinausgetrieben, und anderwärts „ihr Glück zu versuchen", d. h. sich darnach umzuthun, ob es ihr gelänge, irgend eine für sie und das Kind brodbringende Thätigkeit zu erhalten, bei welcher sie zugleich einigermaßen die quälende Erinnerung an die verlebten glücklichen Tage und die damit so grausam contrastirenden, blutigen Vorgänge löschen oder doch in den Hintergrund drängen könnte.

Der Leser wird sich noch jenes Jenkins erinnern können, in dessen Zelt Gerhard oder Steffen, wie er sich damals nannte, die letzte Nacht seines Lebens hatte über-

nachten sollen. Der biedere Kentuckier, welcher von vornherein ein unerklärliches Mißtrauen gegen Gerhard gehabt hatte, interessirte sich nächst dem Karavanenführer und Kehe-Päha vielleicht am meisten für das Schicksal der verlassenen Jägersfrau. Während der Fahrt ritt er fast ausschließlich neben dem Wagen her, in welchem Eva mit ihrem Kinde Platz genommen, und er ließ es sich angelegen sein, von ihr soviel wie möglich über ihre Lebensgeschichte, ihr Verhältniß zu Robert und die bewegten Schicksale des jungen Ehepaares in der Prairie zu erfahren. Er war Menschenbeobachter und Menschenkenner genug, um aus dem, was er hörte, verbunden mit dem, was er selbst vor wenigen Tagen gesehen und erlebt, sich ein getreues und wahrlich nicht ungünstiges Bild von den Charaktereigenschaften, dem inneren Werthe dieser jungen Deutschen zu machen. Und so rückte er denn eines Tages mit einem Vorschlage heraus, welcher das Resultat einer ziemlich andauernden, nachdenklichen Schweigsamkeit und einer damit verbundenen, erschrecklich erhöhten Consumption von Kautaback zu sein schien. Er war vor fast einem Jahre schon, wie er Eva auseinandersetzte, mit seiner Familie von Kentucky weggezogen und hatte, da ihm seine reichen Mittel dies erlaubten, für dieselbe einen schönen Landsitz im „sonnigen Süden" und zwar in der allernächsten Umgebung der „Halbmondstadt" New-Orleans erworben. Nach diesem Landsitze, in den Schooß seiner Familie, lud er Eva, ohne viel Umschweife zu machen, nachdem er erst über diesen Plan mit sich selbst einig geworden war, ein, ihr

im Voraus die Versicherung gebend, daß sie mit offenen Armen aufgenommen werden würde, und daß sie sich keinen besseren Ort wünschen könnte, um behaglich und mit Muße „auszulugen" und sich zu überlegen, was nun weiter anzufangen sei. Eva hätte nicht genug von der amerikanischen Luft geathmet haben müssen, wenn sie diesem offenbar in jedem Punkte günstigen und annehmbaren Vorschlage überbescheidene Einwände und Ziererei entgegen gesetzt hätte. Der Gedanke an die ziemlich nahe bevorstehende Geburt eines zweiten Kindes genügte schon, um sie, nach einer kurzen Ueberlegung und einem Gespräch mit dem Führer der Handelskaravane, zu einer freudigen Annahme des gemachten Vorschlages zu veranlassen, worüber Niemand sich mehr zu freuen schien, als Jenkins, und Niemand sich mehr betrübte, als — Kehe-Paha. Das Gefühl dieses Natursohnes für die schöne Lebensgefährtin seines ermordeten Freundes und Beschützers war offenbar mehr als Anhänglichkeit, mehr als Pietät für das Andenken Robert's. Zu Zeiten, wenn er sich unbeachtet sah, ruhten seine Augen mit einem Ausdrucke verzehrender Gluth auf Eva und sprachen deutlich genug für die heiße, wilde Leidenschaft, die ihn zu der jungen Wittwe hinzog und gegen die er nur mit Anwendung der furchtbarsten Selbstbeherrschung, — einer hervorragenden Eigenthümlichkeit seiner Rasse, — anzukämpfen vermochte. An dem Tage, wo sich Eva von der Karavane trennen und in der Begleitung von Jenkins und zweier anderer Männer sich in der Richtung nach New-Orleans begeben sollte, kam endlich das im Herzen

des Indianers mühsam unterdrückte Gefühl zum Ausbruch. Eva erzitterte unter der Gewalt der Leidenschaft, mit welcher Kehe-Paha, in dem sie bisher stets nur den mit allem Stoizismus seiner Rasse ausgerüsteten Indianer vermuthet hatte, ihr seine heiße Liebe zu erkennen gab. Die elementare Gewalt dieser Leidenschaft, nicht gezügelt durch die Schranken des „guten Tones“ und der „Etiquette“, innerhalb deren wir Söhne der Civilisation selbst unsere Herzensangelegenheiten zu erledigen verpflichtet sind, gab dieser originellsten, aber sicherlich wohl aufrichtigsten aller Liebeserklärungen einen piquanten, eigenartigen Reiz, um welchen vielleicht manche von faden, süßholzraspelnden Gecken umschwärmte Großstadtdame der haute volée Eva von ganzem Herzen beneidet haben würde. Wir können uns mit der Schilderung der wilden Geberden und einer Wiedergabe der blumenreichen Sprache, welcher Kehe-Paha sich bediente, um das Herz der schönen Deutschen für sich zu gewinnen, nicht aufhalten. Es genüge, zu bemerken, daß er Eva die Reize seines Wigwam in den lebendigsten Farben malte und sie alles Ernstes dazu überreden wollte, ihm in die Prairien zu folgen oder in der Nähe des Grabes ihres Gatten ein Blockhaus mit ihm zu errichten und an seiner Seite das unstete und gefahrvolle Leben einer hinterwäldlerischen Jägersfrau wieder aufzunehmen. Eva hatte, ehe diese Scene ihr die Augen öffnete, die Absicht gehabt, den treuen Begleiter durch ein ganzes Leben voller Drangsalen und Fährlichkeiten aufzufordern, sich ihr nach New-Orleans anzuschließen und als Diener, als Freund,

als Gefährte, wie er es haben wollte, in ihrer Nähe zu bleiben. Ihr Gönner Jenkins hatte an der jungen Rothhaut, wie man zu sagen pflegt, einen Narren gefressen und somit von seinem Standpunkte nicht das Geringste dagegen einzuwenden, daß Kehe-Paha seine Adoptivtochter, — mit diesem Namen bezeichnete er Eva bereits, — in das Haus seiner Familie begleitete.

Natürlich erstarb Eva das Wort auf den Lippen, als sie die Gemüthsverfassung des Indianers gewahr wurde. Mit milden aber energischen Worten stellte sie Kehe-Paha das Unmögliche einer Verbindung zwischen ihm und ihr vor, schon aus dem Grunde, daß das Andenken an den theuren gemordeten Gatten ihr es auf Jahre hinaus, vielleicht für immer, unmöglich machen würde, mit einem andern Manne zusammen zu leben. Sie versicherte ihn ihrer treuen Freundschaft, ihrer innigen Dankbarkeit für die Treue und Anhänglichkeit, welche er dem Verstorbenen und ihr jederzeit erwiesen, bat ihn aber, um seiner selbst willen, sie zu verlassen und zurückzugehen in die Wigwams seines Volkes, wo sicherlich manche braune Pottawatamie-Maid stolz und glücklich sein würde, die „Squaw" des tapfern jungen Kriegers zu werden.

Eigenthümlich war der Eindruck, den diese Worte auf den Indianer ausübten. So wild und erregt der Sturm der Leidenschaft, welcher in dem Innern dieses Natursohnes tobte, an die Oberfläche getreten war, so war er nach den Worten Eva's stumm und starr geworden, wie eine Bildsäule von Erz. Mit keinem

Wimperzucken verrieth er, welchen Schmerz ihm die Weigerung des schönen Bleichgesichtes bereitet, nicht ein Wort kam über seine Lippen, welches Ausdruck gegeben hätte von dem niederschmetternden Gefühle, mit welchem er die Kluft erkannte, die sich zwischen ihm, dem Sohn der Wälder und Prairien, und der schönen Tochter der Civilisation aufthat. Stumm und starr ergriff er die dargereichte Hand der selbst auf's Tiefste erschütterten Eva, verbeugte sich mit der seinem Volke eigenen Grandezza und legte die flache Hand der Deutschen als Zeichen der Ehrerbietung auf seine Stirn. Dann schritt er, immer noch wortlos, zu dem Pferde, welches der Missourier ihm damals als Andenken für Robert mitgegeben, drehte sich noch einmal um, warf einen einzigen Blick auf die vor ihm stehende Gestalt Eva's, einen Blick, der beredter war, als alle Wortschätze seiner blumenreichen Sprache zusammengenommen, und schwang sich in den Sattel. Ehe noch Eva Zeit hatte, dem jungen Krieger ein Wort des Abschiedes zuzurufen, drückte er die Schenkel in die Weichen des Pferdes und schoß dahin auf dem durch den Wald führenden Pfade, wie ein Flüchtling, der dem ihn verfolgenden Feinde zu entrinnen trachtet. Die Waldriesen entzogen ihn bald den Blicken der ihm mit thränendem Auge nachschauenden Eva.

Eilte er in die Jagdgründe seines Stammes? Wollte er Eva's Prophezeihung wahr machen und eine Tochter seines Stammes als Squaw begrüßen? Eilte er zum Grabe des gemordeten Freundes zurück, um do[rt] zu seinem Gotte Manitu zu beten, oder ging er de[m]

um das Kriegsbeil auszugraben und in wildem Kampfe gegen die weiße Rasse, deren Vertreterin ihn, den tapfern Häuptling, verschmäht, den Sturm austoben zu lassen, der sein Innerstes bewegte? Sollten sich diese zwei Gestalten auf den so seltsam gewundenen Pfaden des Lebens wieder begegnen? — — —

Diese Fragen mögen einstweilen für den Leser offen bleiben. Die **Völker in Waffen** bieten ein Panorama von seltener Buntheit dar, und in diesem weiten, wilden Meere vielförmiger Ereignisse tauchen die einzelnen Gestalten, hier von den Wellen verschlungen, dort wieder auf. — — — — — — —

Zurück zu unserer Heldin. — Eva fand, mit ihrem freundlichen Beschützer in New-Orleans angelangt, im Hause der Familie Jenkins', welche nur aus Frau und Tochter des Handelsherrn bestand, eine Aufnahme, welche in jeder Beziehung geeignet war, sie das Leid der vergangenen Wochen vergessen zu machen. Sie ward behandelt wie eine Tochter des Hauses, und Nellie, die anmuthige Tochter des Kaufmannes, der verhätschelte Liebling und Tyrann des Hauses, schloß sich mit so inniger Zuneigung an die deutsche Schulmeisterstochter an, daß jedes Wort Eva's, welches dahin zielte, sich irgend eine für sie angemessene Beschäftigung zu suchen, um sich womöglich die Mittel zur Heimkehr zu erwerben, in einem Sturm von Bitten und Thränen seitens Nellie's erstickt ward, und in gleicher Weise der eindringlichsten Vor-tellung seitens der Eltern des jungen Mädchens be- ete.

Das Band, das Eva zu der Familie zog, ward womöglich noch enger, nachdem der Tod ihr das Kind entriß, und auch das letzte Pfand der Liebe ihres Gatten, das nachgeborene Kind, wenige Stunden nach der Geburt starb. So blieb denn Eva zunächst unter dem Schutze der liebenswürdigen Familie, und es fiel ihr, wenn sie ihre eigenen Gefühle und Wünsche zu Rathe zog, eigentlich auch recht leicht, den Bitten der gastfreundlichen Leute nachzugeben, da sie in der That sich in diesem Kreise guter Menschen so wohl fühlte, daß die Bilder aus den Zeiten ihres Prairie- und Urwaldlebens nach und nach nur noch wie wesenlose Gestalten eines wüsten Traumes vor ihrem geistigen Auge zu erscheinen begannen. Sie lebte auf diese Art fast ein volles Jahr in dieser Familie ein durch gesellschaftliche Abwechselungen aller Art noch verschöntes, sonst aber stilles und beschauliches Leben. Mehr denn einmal näherten sich ihr Männer aus den Bekanntenkreisen des Hausherrn, deren Besitz so manches mit den reichsten Gaben des Glückes bedachte Yankee-Mädchen glücklich und zufrieden gemacht haben würde, — indessen Eva setzte allen Anträgen, welche ihr gemacht wurden, stets denselben Einwand entgegen, daß, so sehr sie sich auch durch die ihr geschenkte Aufmerksamkeit geehrt fühle, die Erinnerung an den Verstorbenen in ihr noch viel zu lebendig sei, als daß sie im Stande wäre, ihr Herz voll und ungetheilt einem andern Manne zu schenken.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu, als in dem Rahmen dieses erfreulichen Familien-Stilllebens zwei

neue Erscheinungen eintraten. Um diese Zeit langte nämlich Lord Duncombe, welcher, wie dem Leser bereits bekannt ist, in Gesellschaft seiner ältesten Tochter Maud den amerikanischen Continent bereiste, in der „Crescent-City" an, um von dort aus Excursionen den romantischen Mississippi-Strom aufwärts zu machen. Der Lord war kein besonderer Freund des Hôtellebens und hatte es daher auf seiner ganzen amerikanischen Reise, soweit es möglich war, so eingerichtet, daß er da, wo er etwas längeren Aufenthalt zu nehmen beabsichtigte, stets seine Wanderheimstatt in einem Privathause, bei einer Familie, welche auf unbestimmte Zeit Zimmer zu vermiethen bereit war, aufschlug. Kaum war er daher in New-Orleans angelangt und provisorisch in einem Hôtel abgestiegen, als er auch sogleich Schritte that, um für sich und seine Tochter, — er war außerdem nur von seinem alten Bedienten und einem Kammermädchen für seine Tochter begleitet, — eine geeignete Wohnung zu finden. Der Zufall führte ihn bei einem Spaziergange entlang den mächtigen Waarenspeichern auf der „Levee" mit Jenkins zusammen, und im Laufe des Gespräches machte es sich ganz natürlich, daß Lord Duncombe dem Kaufmanne, bei dem er weitausreichende Lokalkenntnisse vermuthete, von seinem Wunsche Kunde gab.

Nun war das Haus, welches Jenkins besaß, ein für amerikanische Verhältnisse ziemlich großes, und da die Familie, wie schon bemerkt, eine sehr kleine war, so standen mehrere Räume desselben unbewohnt. Sehr häufig schon hatte Mrs. Jenkins, eine praktische Amerikanerin du fond au comble, ihren nicht minder speku-

lativen Ehemann darauf aufmerksam gemacht, daß es doch eigentlich sehr zweckmäßig sein würde, die leerstehenden Räume, welche ebenso geschmackvoll, wie reichlich möblirt waren, durch Vermiethung auszunützen. Der Hausherr war prinzipiell mit seiner Gattin in diesem Punkte natürlich vollständig einverstanden, — indessen der Miether hatte bis Dato gefehlt. Nicht, als sei nicht so Manchem die allerliebste Cottage am Mississippistrome in der schönsten Umgebung von New-Orleans als wünschenswerthes Asyl in die Augen gefallen. Im Gegentheil, es hatte, nachdem die Absicht der Familie bekannt geworden war, an Offerten und Anfragen keineswegs gefehlt. Indessen Jenkins nebst Gemahlin und Fräulein Tochter (last, not least) waren wählerisch, — sehr wählerisch, und hielten viel zu große Stücke auf ihr trauliches Familienleben, als daß sie ohne Weiteres das Risiko auf sich genommen hätten, dasselbe durch irgend einen unliebsamen Störenfried, einen Wolf in der Schafhürde stören zu lassen.

Nun gefiel aber Lord Duncombe dem Kaufmanne ganz ausgezeichnet, der Peers-Titel mochte wohl auch ein wenig mit in's Gewicht fallen, und hierzu kam noch der Umstand, daß der Lord eben nur seine Tochter und die nothwendigste Dienerschaft bei sich hatte, also keine allzugroßen Ansprüche an Raum stellte. So kam es denn, daß sich Jenkins nach kurzer Ueberlegung veranlaßt fühlte, den Lord auf die in seinem Hause leerstehenden Räume aufmerksam zu machen und ihn zur Besichtigung derselben aufzufordern. Um kurz zu sein: Die Angelegen-

heit war sehr bald „a bargain“, — wie der Handelsherr nachher, sich die Hände reibend, zu seiner Gattin sagte. Ein Tag genügte, um die gegenseitige Bekanntschaft anzuknüpfen, und das Resultat war ein sehr günstiges. Denn, als am nächsten Tage Lord Duncombe nebst Maud mit Sack und Pack in dem oberen Stockwerk des Jenkins'schen Hauses seinen Einzug hielt, — da war es, als ob man sich schon seit langer Zeit kannte, und „the old folks“ konnten sich ruhig in dem Bewußtsein zu Bett legen, daß ihr Familientempel trotz der neuen Gäste keinerlei Störungen zu fürchten haben würde.

Nicht wenig zur Erweckung dieser Harmonie und zur immer größeren Befestigung derselben trugen die sympathischen Gefühle bei, welche der jugendlichere und jugendlichste Theil dieser kleinen Hausgesellschaft einander entgegenbrachte, nämlich Eva, Nellie und Maud. Eva war hier gewissermaßen das vermittelnde, vereinigende Element, denn sehr bald begegneten sich die beiden jungen Mädchen in ihrer herzlichen Zuneigung zu der jungen Wittwe und fanden sich um so leichter selbst zu einander. Es war auch kaum zu verwundern, daß das milde und dabei doch energische Wesen Eva's, welches übrigens auch den Lord Duncombe selbst sehr bald im größten Maße anzog, ihr interessantes Aeußere und auch das Tragisch-Romantische ihrer Schicksale einen geradezu zauberhaften Eindruck auf die beiden in sehr vieler Beziehung gleichgearteten, mit äußerst lebhaftem, impulsivem Temperament veranlagten jungen Mädchen machte.

Wer hätte wohl ahnen können, daß dieses trauliche Zusammenleben, bei welchem der Gedanke an Trennung seitens der betheiligten Personen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche verschoben wurde, in furchtbarer und rücksichtsloser Weise gestört werden konnte! Gab es wirklich Menschen, die mißgünstig genug sein konnten, die Rolle der Schlange in diesem kleinen Paradiese zu übernehmen? — — — Die Störung kam nicht von Menschenhand. Das Fatum geht seinen Weg mit ehernem Schritt und kennt keine Rücksicht; menschliches Glück, — menschliches Unglück, Freud' oder Leid, alles ohne Unterschied schwindet dahin oder verändert sich vor dem unbeugsamen Willen der Schicksalsgötter.

Es war ein furchtbares Gespenst, das sich raschen Schrittes nahte, nicht Denen allein, die dort in der Vorstadt-Cottage ein fast idyllisches Leben genossen, sondern, ohne Ausnahme, sämmtlichen Bewohnern des Staates Louisiana. Wer hat nicht schon von dem grausamsten aller Würgengel gehört, der fast in jedem Spätsommer mit größerer oder geringerer Strenge die Staaten des „sonnigen Südens" heimsucht? Muthige Herzen erzittern vor dem Namen dieses Zwillingsbruders des „Schwarzen Todes", und wo er erscheint, da füllen sich die Straßen des Landes mit Flüchtlingen, die seiner todbringenden Umarmung zu entfliehen trachten.

Die gelbe Pest! — — — Furchtbarer, tödtlicher, rascher war sie seit Menschengedenken in Louisiana nicht aufgetreten, als in jenem unvergeßlichen Herbste. Noch ehe die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden

konnten, noch ehe die entsetzte Bewohnerschaft, — soweit ihr das überhaupt möglich gewesen wäre, — entrinnen konnte, wehte der Pesthauch des gelben Fiebers, entstiegen den Morästen des Mississippi, über das Land dahin, hier Tod, Hunger und Elend, dort Verzweiflung, Kopflosigkeit, Demoralisation verbreitend. Die Feder vermag den Jammer nicht zu schildern, welcher binnen wenigen Tagen auf den Straßen und in den Häusern von New-Orleans, Vicksburg, Memphis, Granada und andern Städten sein trauriges Regiment aufschlug. Während ringsum der Gürtel der Quarantaine sich um die von dem Würgengel heimgesuchten Distrikte schloß, hielt drinnen der Tod seine Ernte, und seine Schrecken sprengten alle Bande gesetzlicher Ordnung. In New-Orleans selbst war das Unterste zu Oberst gekehrt. Die Apotheken, bis auf zwei oder drei, waren geschlossen. Keine andern Fahrzeuge erblickte man fast, als die Wagen der Aerzte — und Leichenfuhren. Holz- und Theerfeuer sandten in der Nacht vor den Häusern ihre blutige Lohe zum Himmel empor: es waren die furchtbaren Warnungssignale, — anzeigend, daß Tod oder Krankheit im Hause, zugleich bestimmt, die Kutscher der Leichenwagen herbeizurufen, während am Tage schwarze oder rothe Tücher die Stelle dieser Feuer vertraten. Viele freilich starben dahin ohne Signal, ohne Pflege. Personen, plötzlich von der Seuche ergriffen, durch Schwäche oder Delirium unfähig gemacht, Hilfe herbeizurufen, fielen nieder, starben verlassen, und erst die eintretende Verwesung oder andere Zufälligkeiten führten die Auffindung der Leichname her-

bei. Vagabunden krochen, froh, einmal ein ordentliches Obdach zu finden, in verödete Häuser, — die sie lebend nimmer verließen, — Andere fand man todt unter freiem Himmel. Selbstverständlich wurden die Beerdigungen in größter Hast ausgeführt. Nebeneinander und aufeinander wurden die rohgezimmerten Särge in die Massengräber gesenkt; der Name ward, — wenn bekannt, — mit Kreide auf den Sargdeckel geschrieben. Die Aerzte waren in wenigen Tagen nahezu erschöpft, die Mitglieder einer im ersten Feuer gebildeten Hilfsgesellschaft hatten nach wenigen Tagen sämmtlich das Weite gesucht, von den Zeitungen erschienen nur noch zwei, je auf halben Bogen, nichts wie Nachrichten über den Verlauf der Seuche und Todtenlisten enthaltend. Die Stadtverwaltung war außer Rand und Band. Weiße und farbige Landstreicher trieben sich, dem Fieber trotzend, umher, um von der Barmherzigkeit anderer Leute oder dem Diebstahl zu leben. In den Händen einer einzigen wohlthätigen Gesellschaft, der Howard-Association, lag die ganze Last der Samariterarbeit. Sie that, was sie konnte, sie theilte die Stadt in Districte, speiste unzählige Personen, schickte Lebensmittel in die Häuser der verarmten, ihrer Ernährer beraubten Familien, sandte auf ihre Kosten Aerzte und Krankenwärter umher, soweit es in ihren Kräften stand, — aber was wollte das Alles heißen gegenüber dem panischen Schrecken, dem unsagbaren Elend, das die gelbe Pest mitsammt ihrem furchtbaren Gefolge allenthalben in der Stadt verbreitete!? Was half es, daß die Menschen schaarenweise in's Land hinauspilgerten und

außerhalb der Stadt ganze Zeltlager errichteten, um der Seuche zu entgehen? Der Würgengel, welchem sie zu entfliehen trachteten, heftete sich an ihre Fersen und setzte draußen in der Zeltstadt das Zerstörungswerk fort, wie er es drinnen begonnen, so daß sich diese theils aus Zelten der Bundesarmee, theils aus rohgezimmerten Hütten bestehenden Ansiedelungen und improvisirten Baracken-hospitäler bald in Sammelplätze demoralisirter, vor Furcht halb wahnsinniger Geschöpfe verwandelten.

So sah es in New-Orleans aus, so in Memphis und Vicksburg, so in vielen andern Städten des „sunny South“. Und wie stand es bei unsern Freunden in dem Landhause am Ufer des Mississippi!? Diese Frage wird vielleicht der geneigte Leser mit einer gewissen Ungeduld über die lange Abschweifung, für welche der Verfasser um Verzeihung bittet, aufwerfen.

Wir haben schon bemerkt, daß die Seuche*), welche

---

*) Wir wollen, behufs Verhütung von Mißverständnissen, nicht unterlassen zu bemerken, daß die obige Schilderung der furchtbaren Gelben-Fieber-Epidemie, welche wohl noch in der Erinnerung vieler Bewohner der nordamerikanischen Südstaaten fortlebt, nicht auf Phantasie beruht oder irgend welche Uebertreibungen enthält, sondern in Wahrheit nur einen kleinen Theil des grauenvollen Jammers schildert, den in jenem Spätsommer und Herbst der „yellow Jack“ über die Staaten des sonnigen Südens gebracht. Die Schilderung gründet sich auf dem, was der Verfasser als Augen- und Ohrenzeuge, mitten drinnen in dem Chaos von Tod und Elend, gesehen und erlebt hat. Die Lebhaftigkeit dieser Erinnerung und das Intensive der damals empfangenen Eindrücke möge dem Verfasser zugleich dem geneigten Leser gegenüber als Entschuldigung für diese abschweifende und detaillirte Schilderung dienen.

ja an sich für die Bewohner der Südstaaten leider keineswegs ein fremder und ungewohnter Gast ist, mit einer Raschheit und Plötzlichkeit, und zwar gleich mit so voller Kraftentfaltung, auftrat, daß selbst Diejenigen, deren Mittel und Verhältnisse es ihnen wohl gestattet hätten, sich eiligst nach dem Norden zu flüchten, den Kopf verloren und erst an Flucht dachten, als es schon zu spät war. So stand denn auch bei der Familie Jenkins und den übrigen Bewohnern der Cottage das furchtbare Gespenst auf der Schwelle, noch ehe sie Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, irgend welche Vorbereitungen zur Flucht oder sonstige Vorsichts- und Schutzmaßregeln zu treffen. — Als es einmal so weit gekommen war, daß mit einem Schlage Elend, Verzweiflung und Hungersnoth ringsum Platz griffen, da war es wiederum die echt edle Regung männlichen Stolzes, welche es Jenkins sowohl, wie dem Lord verbot, das Hasenpanier zu ergreifen. Sie thaten Beide freilich ihr Möglichstes, wenigstens die Frauen zur Flucht zu überreden. Begleiter genug boten sich an, und es wäre unter den gegebenen Umständen immerhin verhältnißmäßig leicht gewesen, die Frau des Kaufherrn, sowie Eva und die beiden jungen Mädchen noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Indessen alle dahin zielenden Versuche und Ueberredungskünste scheiterten an der einmüthigen Erklärung aller Vier, daß sie nicht einen Schritt aus New-Orleans hinaus thun würden, so lange die beiden Männer bei ihrem Entschlusse beharrten, in der Pesthöhle zu bleiben, und nach Kräften dazu beizutragen, das furcht-

bare Elend zu mildern und, in der allgemeinen Kopflosigkeit, mit Rath und That gegen ein allgemeines Zusammenbrechen aller Ordnung und Gesetzmäßigkeit anzukämpfen.

So kam es denn schließlich dazu, daß, bis auf die Dienerschaft, welche, mit Ausnahme Bloxam's, des alten Dieners Lord Duncombe's, durch die Bank schon in den ersten Tagen davon gelaufen war, der gesammte Hausstand in der freundlichen Cottage am Mississippi-Ufer beisammen blieb, nunmehr fest entschlossen, nicht zu weichen und nicht zu wanken, auf den Schutz Gottes zu vertrauen und im Uebrigen Rath und Hilfe zu spenden, wo dies nur irgend erforderlich und möglich war.

Doch das gelbe Gespenst hatte kein Erbarmen! Kaum eine Woche war vergangen, da pochte es an die Thüre des friedlichen Hauses und erfaßte zuerst die Gattin des Kaufherrn mit seinen todbringenden Armen. Es dauerte nicht lange, da kniete Nellie jammernd am Todtenbett der Mutter, während vor Schmerz starr und stumm die Andern auf das bleiche Todtenantlitz der dem friedlichen Kreise so rasch Entrissenen blickten. Und als der Morgen graute, als die letzten Reste des vor dem Hause entzündeten Holzfeuers verglimmten, da erschienen die schwarzen Leichenträger sammt ihrem mit Wachstuch überzogenen Kasten, um mit der Gleichgiltigkeit und stumpfen Geschäftsmäßigkeit, welche ihr in diesen Tagen ununterbrochen geübtes Amt mit sich brachte, die theure Todte aus dem Hause zu bringen, welches noch vor Kurzem der Zeuge des glücklichsten und heitersten

Familienlebens geworden war. Laut schreiend brach Lillie zusammen, als die Männer ihre traurige Bürde aufrafften, — und der Schrei war bereits das Zeichen des beginnenden Deliriums. — Mit so grauenhafter, blitzartiger Schnelle ergreift diese Seuche ihre Opfer. — Bange und lange vierundzwanzig Stunden folgten, noch trauriger und kummervoller gemacht durch den Umstand, daß auch Lord Duncombe, erschöpft und fast zu Tode ermattet durch seine aufopfernde Samariterthätigkeit in der Stadt, sich niederlegte, und der mit Mühe und Noth herbeigeschaffte Arzt auch ihn als vom gelben Fieber ergriffen bezeichnete.

Hier zeigte sich in seinem glänzendsten Lichte der Heroismus und die eiserne Willens- und Thatkraft Eva's und die innige, aufopfernde Liebe Maud's zu ihrem Vater. Die Beiden, obwohl selbst von all dem Elend, das sich um sie herum abspielte, seelisch und körperlich auf's Tiefste angegriffen, theilten sich mit unermüdlicher Sorgfalt in die Pflege der beiden Patienten, nicht einen Augenblick daran denkend, daß ihr eigenes Leben jeden Moment in derselben Gefahr schwebte, aus deren Armen sie die geliebten Kranken mit Aufbietung aller Kräfte zu entreißen suchten. Der Kaufherr, niedergeschmettert durch den Verlust der geliebten Frau, selbst erschöpft durch die gleiche Thätigkeit, welcher Lord Duncombe zum Opfer gefallen, stündlich zitternd für das Leben der von ihm fast vergötterten Tochter, des einzigen ihm gebliebenen Kleinods, schöpfte neuen Muth und neue Kräfte beim Anblick der beiden heroischen Frauengestalten, welche

inmitten dieser tod- und verderbenspeienden Umgebung keinen Augenblick den Kopf verloren, sondern mit unermüdlichem Eifer ihre Pflicht erfüllten.

Doch wiederum und wiederum das alte Lied: Das gelbe Gespenst hatte kein Erbarmen. Am zweiten Tage, nachdem die liebliche Lillie sich im Fieberdelirium niedergelegt hatte, veränderte sich mit einem Male ihr Zustand anscheinend zum Bessern. Doch die auflebende Hoffnung ihrer mit diesem tückischen Gaukelspiel des gelben Fiebers noch unbekannten Pflegerinnen, welche in dem glänzenden Auge und dem zarten, rosigen Roth der Wangen die erfreulichen Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit zu sehen glaubten, sollte bitter getäuscht werden. Das gelbe Gespenst hatte kein Erbarmen. Noch einmal malte es, seiner grausamen Gewohnheit gemäß, die lieblichen Rosen der Gesundheit auf die Wangen des jungen Mädchens und verschaffte sich den grausamen Genuß, der holden Mädchengestalt eine fast überirdische Schönheit noch zu verleihen, um dann in grausamem Contraste — ihr den Stempel des „gelben Todes" auf die Züge zu drücken.

Die Feder schreckt vor der Aufgabe zurück, den namenlosen Schmerz auch nur annähernd zu beschreiben, der den unglücklichen Vater und die Freundinnen beim Verluste dieses liebenswürdigen Wesens ergriff. Es ist als ein Wunder zu betrachten, daß Jenkins selbst nicht der Wucht des Jammers, der ihn am Todtenbette seiner einzigen Tochter niederbeugte, vollständig erlag. Viel, sehr viel war wohl hierbei dem selbst im furchtbarsten

Schmerze gefaßten Wesen Eva's zu verdanken, welche kein Mittel unversucht ließ, den völlig gebrochenen Mann aufzurichten, mit der Hoffnung auf ein einstiges Wiedersehen in jenen unbekannten Fernen, zu denen sein geliebtes Kind entrückt war. Und dennoch behielt das wackere Mädchen noch Kraft, Muth und Zeit genug, ihre Freundin Maud, welche gleichfalls nahe daran war zu unterliegen, in der Pflege des Lords mit derselben Sorgfalt und Aufopferung zu unterstützen, wie vorher.

Ein schöner Lohn dieser Treue und Beharrlichkeit war es wenigstens, daß Lord Duncombe, bald nachdem Lillie in der kühlen Erde gebettet war, deutliche und diesmal untrügliche Zeichen der Genesung zeigte. — Maud triumphirte selbst in ihrem Schmerz. Und ihr Triumph sollte Recht behalten, denn binnen Kurzem war in der That jede Gefahr für das Leben des Lords beseitigt und mit thränendem Auge konnte alsbald der Wiedergenesene seinem vereinsamten Gastfreunde theilnahmsvoll die Hand drücken.

Wir müssen über das nun Folgende möglichst kurz hinweggehen. — Die Seuche ließ auch in den am schwersten heimgesuchten Distrikten endlich nach, und die außer Rand und Band gebrachten Verhältnisse kehrten allmählich in die altgewohnte Ordnung zurück. Nun dachte auch der Lord, nachdem es für ihn in seinem muthvollen Samariterwerk Nichts mehr zu thun gab, an die Heimkehr. Der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten war ihm durch die Ereignisse der letzten Wochen begreiflicher Weise verleidet und er sehnte sich nach Ruhe

und Erholung, nach einem Vergessen der grauenvollen Bilder, welche er in diesem Chaos menschlichen Elends hatte schauen müssen. Wie seine Liebe zu seiner schönen Tochter nach dieser Krankheit, in welcher sie ihre kindliche Zärtlichkeit so glänzend dargethan hatte, noch inniger geworden war, so war auch die unbegrenzte Hochachtung und warme Zuneigung, welche er für Eva von Anbeginn gehegt, noch mehr gewachsen. Sah er doch mit Recht, nächst seiner Tochter, in ihr seine Lebensretterin. Eva war durch den Tod der Mrs. Jenkins und Lillie's gewissermaßen verwaist. Es lag auf der Hand, daß der Kaufherr seine kleine Mississippi-Villegiatur aufgeben und, wie er dies auch schon andeutungsweise hatte fallen lassen, sein unstetes Leben, als sein eigener „travelling agent“, wieder aufnehmen würde, um in der Abwechselung Vergessenheit oder doch Linderung für seinen Schmerz zu suchen. So war es denn fast natürlich, daß Lord Duncombe Eva das Angebot machte, bei ihm zu bleiben, und ihn und seine Tochter nach der „alten Welt“ zu begleiten. Wir müssen eine Schilderung der Kämpfe übergehen, welche Eva's Herz zu bestehen hatte, ehe sie zu dem Vorschlage des Lords und den flehendlichen Bitten Maud's Ja sagte. Verdankte sie doch dem einsamen Manne, welcher sie in der bittersten Stunde ihres wechselvollen Daseins in sein Haus aufgenommen und seinem Kinde gleich behandelt hatte, nach ihrer Ansicht unendlich mehr, als sie durch ein ganzes Leben der Hingebung und sorgfältiger Pflege zurückzahlen konnte. Doch Jenkins selbst machte ihr den Kampf so leicht, als es

bei ihrem feinfühlenden und dankbaren Herzen möglich war. Er verkannte keinen Augenblick die Vortheile, welche für Eva sich durch eine so günstige Gelegenheit, Amerika zu verlassen, darboten. Er fühlte recht wohl, wie das Herz der jungen Wittwe höher schlagen mußte bei dem Gedanken, dem Flecken Erde wieder näher zu kommen, wo sie geboren war, wo sie ihren Gatten kennen gelernt. Und in dieser Erkenntniß bot der selbstlose Mann Alles auf, um Eva zur Einwilligung zu veranlassen. Kurz und gut — der Tag kam, wo der Lord mit seiner Tochter und Eva sich von Jenkins verabschiedeten. Es war ein thränenvoller Abschied für Eva, — kaum weniger schwer wohl auch für Jenkins selbst. Doch — was konnte ihm jetzt, nach dem Verluste des Liebsten, was er auf Erden gehabt, noch wirklich tiefen Kummer verursachen? — —

So kam es denn, daß Eva ein, — man kann dies Wort hier mit vollem Rechte gebrauchen, — integrirender Bestandtheil der Familie des Lord Duncombe wurde, in welche sie sich sehr bald nicht minder einlebte, und in welcher sie nicht minder geachtet und geliebt ward, als damals in dem Hause ihrer Freunde zu New-Orleans. Sie besuchte auf den ausdrücklichsten Wunsch des Lords in seiner und Maud's Begleitung ihren Heimathsort, — doch sie fand nur die Gräber ihrer Lieben und meist fremde oder doch theilnahmslose Gesichter, welche die aus fernen Zonen Heimgekehrte, deren Aussehen sich in dem Urwaldleben so charakteristisch verändert hatte, anstaunten wie ein interessantes Schaustück eines ethnologischen

Museums. Auch nicht einen Gegenstand, außer den Gräbern ihrer Eltern, fand Eva, welcher sie hätte zu dem Wunsche veranlassen können, sich hier oder in der Nähe irgend ein Heim zu schaffen, um innerhalb der Kreise zu leben, unter denen sie sich in ihrer Jugend bewegt hatte. So kostete es ihr denn keinerlei Ueberwindung, dem dringenden Wunsche des Lords und den Bitten ihrer Freundin und zweiten Schwester Maud zu willfahren und völlig und für immer in die Familie des Engländers einzutreten. Es ward, um diesem Verhältnisse alles Drückende und Peinliche für Eva zu benehmen, ihr vor der Welt die Stellung einer Gesellschafterin für Maud eingeräumt, und die Liberalität Lord Duncombe's stattete diese Stellung mit einem Jahresgehalte und sonstigen Vergünstigungen aus, die geeignet waren, die einstige hinterwäldlerische Jägersfrau aller Sorgen für die Zukunft zu entheben.

So standen die Dinge, als die grausamste aller Schicksalsmächte, der Nichts verschonende Tod, die liebliche Maud dahinraffte und dem Vater seinen Liebling, und Eva die wie eine Schwester geliebte Freundin entriß.

* *
*

„Mille fois pardon!“ rief der Marquis, der sichtlich widerstrebenden Eva galant die Hand küssend. „Bitte Sie, meine schöne Halbtochter Columbien's, und insbesondere auch Sie, werther Freund und Doctor, um Entschuldigung, daß ich das tête-à-tête zweier Lands-

leute und Freunde so grausam störe. Doch" — fügte er mit einer komisch-kläglichen Miene hinzu, „ich bin nur das unwillige Werkzeug einer höheren Macht. Der Lord sehnt sich erschrecklich nach Ihnen, Dottore. Ich hatte das Vergnügen, mit demselben eine kleine Conversation im Garten zu pflegen, — indessen wie könnte meine unbedeutende Gesellschaft diejenige unseres werthen Aeskulap und Freundes ersetzen? Mit einem Worte, — ich bin beauftragt, Sie vor Seine Lordschaft zu citiren, Doctor Malder."

Der Marquis sprach alles Dies mit einem Tone so lustiger Bonhommie, daß auch der größte Argwohn nicht im Stande gewesen wäre, aus denselben irgend welche Ironie herauszuhören. Trotzdem kräuselte Eva fast verächtlich die Lippen, während ihre Augen das lächelnde Gesicht des Marquis streiften, als derselbe zu Doctor Malder gewendet sprach.

Dieser hatte offenbar allen Argwohn, den Eva ihm gegen den Marquis hatte einflüstern wollen, vergessen. Er reichte dem Franzosen lächelnd die Hand und sagte:

„Immer derselbe Spötter, Marquis! Man möchte glauben, Sie beneideten mich um dieses tête-à-tête und es spräche eine Art Galgenhumor aus Ihnen."

Ein rascher Blick, halb forschend, halb ärgerlich, aus den dunklen Augen des Gascogners schoß nach dem Gesichte Malder's hinüber. Es schien, als sei die offenbar sehr harmlos gemeinte Neckerei des Arztes ein scharfer Hieb gewesen, welcher den gewandten Weltmann für den Augenblick aus seinem gewohnten Gleichgewicht brachte.

Der Doctor bemerkte diese Wirkung seiner in der Scherzlaune hingeworfenen Worte nicht. Eva hingegen hatte den häßlichen Blick des Marquis wohl gesehen, und der bittere Haß gegen Malder, der aus demselben sprach, war ihrem scharfen Auge keineswegs entgangen. Sie faßte den Entschluß, den Marquis um so genauer zu beobachten und um jeden Preis, soweit es in ihrer Macht stand, den Mann, der zum ersten Male, seit dem Tode ihres unglücklichen Gatten, ein wärmeres Gefühl in ihrem Herzen zu erwecken verstanden hatte, gegen die gefährlichen Ränke des Franzosen zu schützen. Denn daß glühende Eifersucht die Seele des Marquis erfüllte, daß in dieser zunächst sein Haß gegen den Deutschen wurzelte, war ihr in den Wochen, während welcher sie in Gesellschaft dieser beiden Männer so häufig verkehrt, längst klar geworden. Daß noch andere Motive des Antagonismus zwischen den Beiden bestanden, daß der Marquis außerdem noch das gehorsame Werkzeug eines mächtigeren Ränkeschmiedes war, das konnte sie freilich damals noch nicht ahnen.

Der Marquis hatte sich von seiner augenblicklichen Verlegenheit rasch erholt. Das verbindliche Lächeln des Diplomaten schwebte wiederum auf seinen Lippen, als er sagte:

„Allen Respekt vor Ihrer Bescheidenheit, Dottore, — allein Sie wissen selbst am Besten, was Sie unserm Lord werth sind, abgesehen von Ihrer Eigenschaft als Arzt. Also — zieren Sie sich nicht und werfen Sie mir über-

dies nicht meine unbegrenzte Verehrung für unsere gemeinsame, schöne Freundin vor."

Bei diesen Worten machte er vor Eva eine galante Verbeugung. Der Doctor wandte sich lachend zur Thür.

„Nun wohl, ich gehe", sagte er, „um nach meinem Patienten zu sehen. Begleiten Sie mich, Marquis, oder —"

„Ich habe mich schon von dem Lord verabschiedet, — indessen es wäre mir lieb, wenn ich Sie noch sprechen könnte, ehe Sie fortgehen. Darf ich Sie hier erwarten?"

Mit einer zusagenden Handbewegung verließ Doctor Malder das Zimmer. Kaum war der Marquis mit Eva allein, als sich sein ganzes Wesen mit einem Male veränderte. Das Lächeln, welches soeben noch auf seinen Lippen gespielt hatte, verschwand und machte einer Miene nervöser Erregung Platz, welche sich auch in seinem ganzen sonstigen Gebahren zeigte. Ohne ein Wort zu reden blickte er verstohlen zu Eva hinüber und zupfte verlegen an seinem Schnurbarte. Dabei glühte in seinen Augen, welche die elegante Gestalt der Deutsch-Amerikanerin verschlingen zu wollen schienen, ein unruhiges Feuer, welches deutlich genug Kunde gab, daß in diesem Augenblick ein ungewöhnlich heftiger Kampf sich im Innern dieses scheinbar so oberflächlich veranlagten Mannes abspielte. Plötzlich trat er Eva einige Schritte näher und sagte mit mühsam unterdrückter Erregung und gedämpfter Stimme:

„Eva — ich muß heute eine Frage an Sie stellen. Wollen Sie mir dieselbe der Wahrheit gemäß beantworten?"

Die junge Wittwe überhörte absichtlich die vertrauliche Anrede. Sie hatte den Entschluß gefaßt, vorsichtig zu sein und den Marquis durch einen mäßigen Grad scheinbaren Entgegenkommens sicher zu machen. — — Sie zwang sich daher zu einem gleichgiltigen Lächeln, während Sie erwiderte:

„Halten Sie mich nicht für sehr wahrheitsliebend, Herr Marquis? Sie sind sonst galanter.“

„Mrs. Robertson — Eva — keine ausweichenden Antworten in diesem Augenblick! Ich bitte Sie darum! Darf ich offen zu Ihnen reden?“

„Aber, mein Gott, Marquis! So reden Sie doch! Ich verstehe mir Ihre Erregung gar nicht zu deuten!“

„Nun denn, Eva, so sagen Sie mir offen und ehrlich: Warum stoßen Sie mich so beharrlich von sich? Was ist es, das Sie so sehr gegen mich einnimmt?“

Eine leichte Röthe flog über das Gesicht der schönen Frau. Sie mußte sich bezwingen, um nicht aus ihrer Rolle zu fallen. Ernst, jedoch nicht in abweisend unfreundlichem Tone, entgegnete sie:

„Ich habe Sie schon einmal, als Sie gewisse Fragen an mich richteten und gewisse Anträge an mich stellten, darauf aufmerksam gemacht, daß ich in diesem Punkte Ihnen kein Gehör schenken kann. Wenn ich dem entsprechend zurückhaltend bin, Herr Marquis, so werden Sie das doch wohl begreiflich finden. Von einem Eingenommensein gegen Sie ist dabei keineswegs die Rede.

Ich habe dazu durchaus keinen Grund, ja würde Ihnen gegenüber sogar weniger zurückhaltend sein, wenn Sie mich versichern könnten, daß Sie niemals wieder jene Punkte zur Sprache bringen wollten, die ich nun für immer als abgethan betrachtet wissen möchte. Sie sehen also", setzte sie lächelnd hinzu, „wenn Ihnen an meiner Freundschaft etwas gelegen ist, so steht die Erwerbung derselben völlig in Ihrer Hand."

Der Marquis biß sich bei dieser im ruhigsten Tone gegebenen Antwort auf die Lippen. Er fühlte, daß der Entschluß Eva's feststand, und daß es ihm im Guten wohl niemals gelingen würde, dieses Weib, für welches er, — darüber konnte er sich selbst nicht täuschen, — von Tag zu Tag in immer heftigerer Leidenschaft entbrannte, zu gewinnen. Und jetzt — gerade jetzt mußte er Gewißheit haben! Die ganze Zukunft hing für ihn von dieser Entscheidung ab! Diese Frau war im Stande, ihn wieder zu dem zu machen, was er gewesen, ehe ein unglückseliges Geschick ihn in die Hände der Jesuiten geworfen. Er empfand, daß die Liebe zu ihr, wenn erwidert, ihn läutern, ihm Muth geben würde, jene verhaßten Sklavenketten von sich zu werfen, und mit Eva vereint, fern von den Schauplätzen seiner gegenwärtigen entwürdigenden Thätigkeit, herausgerissen aus dieser Umgebung, welche ihn zum gemeinen Spion und Heuchler gemacht, ein neues, glückliches Leben zu beginnen. Und jetzt oder niemals mußte diese Umwandlung geschehen, denn die finstern Mächte, in deren Hände er sich begeben, trieben ihn zu einer Krisis, in welcher sich der alte Kampf zwischen Ormuzd

und Ahriman nun endgiltig entscheiden mußte. So intim er mit Doctor Malder geworden war, so sehr er, — und bis zu einem gewissen Grade mit Recht, — das Vertrauen des Deutschen zu besitzen meinte, so war es ihm doch nicht gelungen, die Hauptaufgabe zu erfüllen, welche ihm von seinem Herrn und Meister von der Jesusgasse auferlegt worden, nämlich den Doctor über seine Absichten, betreffs Frau Montal, auszuforschen und vor Allem festzustellen, ob Malder, trotz der kleinen Eingriffe, die sich Pater Mariano in dessen Privatcorrespondenz, wie wir wissen, erlaubte, von der verunglückten römischen Mission seiner Clientin und ihrer Gefangennahme Wind bekommen habe. In diesem Punkte war der Doctor ausnehmend „zugeknöpft", und alle Versuche, welche der Marquis bisher gemacht hatte, um ihn ganz unbemerkt zu einem Aussprechen über diese Angelegenheit hinzuleiten, waren glänzend gescheitert. In plumper Weise aber selbst davon zu beginnen und somit seine Kenntniß davon zu verrathen, den Nimbus völliger Harmlosigkeit von selbst zu zerstören, das war natürlich nicht möglich.

So hatte denn gerade am Tage vor demjenigen, an welchem unsere Erzählung gegenwärtig angelangt ist, der Marquis eine sehr lange und augenscheinlich wichtige Conferenz mit Pater Mariano, in welcher der Letztere, auf Grund seiner auf eigene Faust gemachten Entdeckungen, dem Marquis ohne Umschweife die Alternative stellte, entweder den Doctor auf jede beliebige Weise unschädlich zu machen, oder die Folgen auf sich zu

nehmen, welche der Ungehorsam gegen die stricten Vorschriften des Ordens für ihn, den Marquis, haben werde. Der Franzose witterte bezüglich Eva's nur zu wohl den Nebenbuhler in Doctor Malder, und zwar fühlte er instinktiv, daß der Deutsche der begünstigte Nebenbuhler sei. Darum haßte er ihn aus tiefster Seele. Ihm hätte es wahrlich fern gelegen, darüber zu wachen, daß Malder kein Haar gekrümmt werde, und ein Beiseiteschaffen desselben für immer hätte mit seinen, des Marquis' Wünschen und Interessen durchaus übereingestimmt. Aber — er selbst sollte das Werkzeug der Vernichtung sein?! Er selbst sollte, wie ein gedungener Bravo, zu der Rolle des Heuchlers und falschen Freundes auch noch die Rolle des Mörders fügen!? Dieser furchtbare Gedanke, diese Verpflichtung, welche ihm Tag und Nacht vorschwebte, — unterstützt von dem Knallen der jesuitischen Sklavenpeitsche, — hatte ihn zu dem Entschlusse der Verzweiflung getrieben. Entweder die Liebe Eva's rettete ihn, und er brach die Fesseln für immer, oder — er folgte seinem furchtbaren Fatum und vernichtete ihn, den er haßte, den er überdies im Auftrage eines Mächtigeren — hassen mußte! Mit diesem Entschlusse, mit dem festen Vorsatze, eine entscheidende und unzweideutige Erklärung von Eva zu erlangen, war er heute hier erschienen, und wohl selten hatte sich unter seiner üblichen Maske weltmännischer Galanterie eine gewaltigere Erregung seines Innern verborgen, als in diesem Augenblicke, wo er vor Eva stand, von ihr den Urtheilsspruch über

seine und seines Nebenbuhlers nächste Zukunft erwartend. — — —

„Freundschaft — Freundschaft", sagte er endlich, krampfhaft die Stuhllehne mit der Hand umklammernd, auf welche er sich während des Gespräches gestützt hatte. „Ein jammervoller Ersatz für Liebe, Eva. Ich verlange Brod von Ihnen und Sie geben mir einen Stein! Doch es soll, es darf dies nicht ihr letztes Wort sein!" fügte er ungestüm hinzu, Eva noch einen Schritt näher tretend. „Sie ahnen nicht, Eva, wie ich Sie liebe, Sie ahnen nicht, welches Feuer unter dieser Decke formeller Galanterie lodert. Wenn Sie denn, wie Sie sagen, nicht gegen mich eingenommen sind, — nun, so lernen Sie mich lieben. Ich bin reich, ich bin unabhängig, ich kann Ihnen, wenn Sie mit mir aus diesen monotonen Regionen der Alltäglichkeit in die weite Welt hinausziehen, ein Leben bieten, so reich an Freuden, an bunten Abwechselungen und Zerstreuungen, wie kein Anderer von Denen, die sich hier Ihnen nahen oder noch zu nahen versuchen werden. Ich werde Sie auf Händen tragen, Eva, und Sie werden meinem inhaltsleeren Leben einen Zweck geben, Sie werden aus dem ziellos in den Tag hineinlebenden Genußmenschen einen ernsten, thatkräftigen Mann machen, der an Ihrer Seite nach Idealen zu streben und der Welt zu nützen fähig sein wird! Gilt Ihnen das nichts, Eva? Achten Sie den Werth einer Liebe, die einen solchen Einfluß auf ein Mannesherz auszuüben vermag, so gering, daß Sie es vorziehen, einem falschen Vorurtheile zu Liebe, hartnäckig bei Ihrer vielleicht nur

in der ersten Ueberraschung gegebenen Erklärung zu verharren? Sind Sie, das praktische, lebenserfahrene Weib, die zwei Welten gesehen, nicht im Stande, Ihren eigenen Vortheil zu erkennen? Sprechen Sie, Eva, — sprechen Sie! Entscheiden Sie sich, und machen Sie mich und sich selbst glücklich!"

War es nicht ein sonderbares Walten des Schicksals, welches Eva nun zum zweiten Male in ihrem Leben in die Lage versetzte, die Liebesschwüre eines Mannes anhören zu müssen, den sie verabscheute; zum zweiten Male, wie Sie wohl fühlte, durch das unumwundene Geständniß ihrer Abneigung den zu gefährden, für den ihr Herz wirklich warme Liebe fühlte; zum zweiten Male es hören zu müssen, daß ihre Liebe einen Mann, der sich selbst offen vor ihr anklagte, bessern und läutern solle! Ein kalter Schauer rieselte durch die Glieder Eva's, als sie sich diesen Umstand vergegenwärtigte und sich unwillkürlich jener furchtbaren Scene im Urwalde erinnerte, wo der bleiche Gerhard, wenige Schritte von dem blutigen Leichnam ihres gemordeten Gatten, vor ihr kniete und ihr zurief: „Eva, — denke an unsere Jugendzeit! Du kannst mich leiten, Du wirst einen andern, bessern Menschen aus mir machen!" — — War die Situation nicht jetzt eine ganz ähnliche, wenngleich die Umgebung und die sonstigen Nebenumstände verschiedene waren? Und sollte diese unglückselige Liebe, die, — das wußte sie nur zu wohl, — nie und nimmer Erwiderung auf ihrer Seite finden konnte, — gleich grauenvolle, blutige Früchte tragen? — — —

„Bedenken Sie meine hilflose Lage, Marquis!“ stammelte sie endlich, nachdem sie sich einigermaßen von dem Eindrucke dieser Erinnerungen erholt. „Seien Sie ein Mann und quälen Sie mich nicht länger! Ich kann von meinem Entschlusse nicht zurückgehen, denn derselbe ist fest in mir gewurzelt und war keineswegs, wie Sie vermuthen, die augenblickliche Folge der Ueberraschung Angesichts der ersten Erklärung, die Sie mir vor etwa vierzehn Tagen an dieser selben Stelle gemacht haben, und die ich, das werden Sie wohl bemerkt haben, als tiefstes Geheimniß unverletzt bewahrt habe. Gehen Sie, Marquis, ich bitte Sie darum!“

Der Abgewiesene machte seiner Erbitterung in einem höhnischen Lachen Luft.

„Oh, ich weiß es wohl, welches der wahre Grund Ihrer Weigerung ist!“

Der verletzte Stolz des Weibes begann sich bei dieser Aeußerung des Franzosen in der Brust Eva's zu regen.

„Die Weigerung an sich, Herr Marquis“, sagte sie in festem, gemessenem Tone, „sollte Ihnen, als Ehrenmann, genügen. Die Gründe dafür sind nebensächlich. Jedenfalls bin ich keineswegs verpflichtet, Ihnen dieselben auseinander zu setzen.“

„Das wäre auch wahrhaftig in diesem Falle nicht nothwendig“, versetzte der Marquis mit ironischem Lächeln. „Wo das Herz nicht mehr frei ist, — da muß ich freilich zu spät kommen!“

Eva richtete sich hoch auf und maß den Franzosen mit einem flammenden Blicke. Ihre offene, energische Natur bäumte sich mit aller Gewalt dagegen auf, noch länger die Gefühle des tiefen Abscheus, welche sie gegen diesen Mann hegte, zu verbergen.

„Sie gehen zu weit, mein Herr! Zwingen Sie mich nicht, mich an meinen natürlichen Beschützer, den Herrn dieses Hauses, zu wenden, und seinen Beistand gegen Ihre Beleidigungen zu erbitten."

Todtenblässe überzog bei diesen Worten das bisher in der Erregung geröthete Gesicht des Marquis. Das Gefühl seiner Ohnmacht diesem stolzen, selbstbewußten Weibe gegenüber verdoppelte seinen Ingrimm und raubte ihm den letzten Rest seiner diplomatischen Ruhe und Gelassenheit.

„Oh — haben Sie keine Furcht, Mrs. Robertson, daß ich Sie viel länger mit meiner Gegenwart belästigen werde!" zischte er tonlos hervor. „Es wird der Hilfe des Portiers nicht bedürfen. Es genügt mir, zu wissen, daß ich auf dem richtigen Pfade bin, und Sie sollen wenigstens erfahren, schöne Frau, daß es dem Marquis de Santillier nicht an dem nöthigen Scharfblick fehlt. Ich muß vor dem deutschen Arzte zurücktreten, Madame, der seine landsmännischen Beziehungen zu Ihnen in geschickter Weise auszunützen verstanden hat!"

Die Geduld Eva's hatte bei diesem Ausfalle ein Ende erreicht. Sich hoch aufrichtend, trat sie dicht an den Marquis heran und rief mit zornbebender Stimme:

„Und wenn dem so wäre, Herr Marquis de Santillier!? — — Habe ich Ihnen Rechenschaft darüber zu geben? Dessen bin ich fest überzeugt, daß Doctor Malder, der ein Ehrenmann durch und durch ist, sich niemals dazu hinreißen lassen würde, einer Dame in dieser Weise entgegen zu treten, welche seine Liebesbewerbungen zurückweist. Seine Galanterie ist nicht Maske, seine Höflichkeit ist nicht Heuchelei, und — Herr Marquis“, setzte sie mit scharfer Betonung jedes Wortes hinzu, „Doctor Malder wäre auch niemals im Stande, sich in die Freundschaft eines Mannes hinein zu schmeicheln, den er innerlich aus tiefster Seele haßt!“

Einen Moment überzog wieder jene fahle Blässe der Wuth das Gesicht des Franzosen, dann ging mit einem Male eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Sein Gesicht nahm einen fast melancholischen Ausdruck an, und es war ein Blick fast ehrfurchtsvoller Scheu, mit welchem er das im Zorne noch verschönte Weib vor sich ansah. Seine Erregung schien verflogen zu sein und einem gemessenen Ernste Platz gemacht zu haben. Es sah aus, als fühlte er, daß er zu weit gegangen sei, und er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und blickte um sich, als erwache er eben aus einem wüsten, beängstigenden Traume.

„Ich hätte nicht geglaubt“, sagte er endlich in ernstem Tone, „daß ich mich jemals hätte soweit hinreißen lassen können. Wenn Sie können, Mrs. Robertson, so verzeihen Sie mir! Glauben Sie mir Eines gewiß, daß Sie meine Gefühle, gegenüber Doctor Malder,

falsch beurtheilen. Ich leugne das augenblickliche Aufwallen einer eifersüchtigen Regung nicht. Doch das ist menschlich und natürlich. Messen Sie daher meine wahren Gesinnungen nicht mit dem Maßstabe meiner in der höchsten Erregung gesprochenen Worte, die ich selbst auf das Lebhafteste bedauere. Sie werden niemals wieder aus meinem Munde eine Erwähnung dieses Gegenstandes hören. Vielleicht können wir wieder Freunde werden, — doch für jetzt werde ich Sie von meiner Gegenwart befreien. Leben Sie wohl, Mrs. Robertson."

Mit einer Verbeugung verließ der Franzose das Zimmer. Eva sah ihm mit gemischten Gefühlen nach. Die Veränderung in dem Wesen des Marquis war eine so plötzliche und zugleich so auffällige, daß sie kaum fähig war, an der Echtheit derselben zu glauben. Unwillkürlich drängte sich ihr der Verdacht auf, daß sie es hier wiederum mit einer gut gespielten Komödie zu thun habe, welche vor Allem darauf hinzielte, sie über die wahren Gefühle des Marquis gegen Doctor Malder zu täuschen, welche Ersterer in dem Augenblicke heftiger Erregung unvorsichtiger Weise verrathen hatte. War dies der Fall, so erschien in ihren Augen die Gefahr für den geliebten Mann noch größer. Worin diese bestand, das wußte sie sich selbst kaum zu sagen. Es war eben nur der scharfe Instinkt des Weibes, welcher dieses ungewisse Bangen in ihr erregte. Und diesem Instinkte gemäß beschloß sie zu handeln, so rasch zu handeln und so vorsichtig, als es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Sie selbst mußte sich, das war ihr klar,

möglichst im Hintergrunde halten, da ja der Marquis, wenn er Malder gegenüber eine falsche Rolle spielte, auf Eva zweifellos ein scharfes Augenmerk richten werde. So galt es denn, eine dritte Person in's Vertrauen zu ziehen und diese mit der möglichst sorgfältigen Beobachtung des Marquis zu betrauen. Doch wo war eine solche hierzu geeignete Person schnell zu finden? Eile schien Eva vonnöthen. Da sie, — und zwar, wie wir wissen, nicht unrichtig, — combinirte, irgend ein besonderes, plötzliches Ereigniß habe den Marquis veranlaßt, sie so ungestüm und in so unerwarteter Weise zu rascher Entscheidung zu drängen, so vermuthete sie auch, daß, wenn er irgend einen feindlichen Anschlag gegen Doctor Malder vorhabe, er denselben nunmehr auch rasch zum Austrage bringen werde.

Halt — jetzt hatte sie den Rechten gefunden. Bloxam! Das alte Factotum des Hauses hing, wie wir wissen, mit ganz besonderer Zuneigung an Eva, und er würde so wie so ihr jeden Gefallen gethan haben, welchen sie von ihm gefordert haben würde. In dem gegebenen Falle war Eva seiner Bereitwilligkeit um so gewisser, als der Diener, nach dem alten Prinzip: „les amis de mes amis sont mes amis“, dem deutschen Arzte genau dieselben Sympathien entgegenbrachte, wie der Herr, und zweifellos doppelt bereit sein würde, da wacker einzugreifen, wo es sich um Eva's und Malder's Interesse gleichzeitig handelte.

Eva zog, dem augenblicklichen Impulse rasch folgend, die Glocke. Bloxam erschien auf den Ruf der-

selben. Man sah es den Augen des alten, aber offenbar noch rüstigen und handfesten Mannes an, daß es ihm ein Vergnügen war, Eva dienlich sein zu können.

„Bloxam!“ rief sie ihm freundlich, doch mit hastiger und leiser Stimme entgegen. „Komm näher heran zu mir. Ich habe Dir etwas anzuvertrauen, was kein Anderer hören soll.“

„Meine Seele soll ewig im Fegefeuer braten“, sagte der wackere Irländer mit komischem Ernste, indem er dem Geheiß Eva's folgte, „wenn irgend ein menschliches Wesen etwas davon erfahren soll, wenn's erst einmal hier hinein gekommen ist.“ Und dabei zeigte er auf seinen Kopf, vermuthlich als das festverschlossene Receptaculum für das fragliche Geheimniß, und machte dann eine bezeichnende Geberde mit dem Finger, in der Richtung seines rechten und linken Ohres, was augenscheinlich bedeuten sollte, daß dieser Gehörkanal zwei Oeffnungen habe, deren eine alle in denselben hineingeflüsterten Geheimnisse unverzüglich wieder in alle Winde fliegen lasse.

„Oh, ich weiß, daß Du schweigen kannst“, sagte Eva, über diese vielsagende Geberdensprache unwillkürlich lächelnd. „Doch, Bloxam, Du sollst nicht nur schweigen, sondern auch handeln, für mich und — für Einen, den wir Beide ehren und achten. Dazu bist Du bereit, nicht wahr?“

„Oh, Mrs. Eve“ (mit dieser vertraulichen Anrede beehrte der Irländer die junge Wittwe schon seit den Tagen gemeinsamen Leides und Schreckens in New-Orleans), „Sie brauchen mir nur zu sagen, was es zu

thun giebt, und Sie werden Bloxam auf dem rechten Flecke finden. Handelt es sich um Se. Lordschaft?"

„Nein, Bloxam, das nicht. Ich will Dir gleich kurz auseinander setzen, was Du zu thun hast, denn ich glaube, wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Doctor Malder war stets freundlich gegen Dich?"

„God bless your soul, Mrs. Eve! — der ist gegen Jedermann freundlich. Es liegt ihm einmal im Blute. Das ist, meiner Treu, ein anderer Kerl, als der windige Pflasterkasten in New-Orleans, der seine Nase nicht mehr in's Haus stecken wollte, nachdem der yellow Jack Mrs. Jenkins in seine Klauen gekriegt hatte. Hätten wir den in der verteufelten Cottage an der Sumpfpfütze von Mississippi gehabt, oder nachher, wie Miß Maud erkrankte, so —"

„Gut, gut Bloxam", unterbrach Eva lächelnd den Redefluß des Irländers, „ich weiß schon, was Du sagen willst. Doch wir können uns jetzt mit diesen traurigen Erinnerungen nicht aufhalten. Ich sehe jedenfalls, daß Du große Stücke auf Doctor Malder hältst, und daß Du somit gern bereit sein willst, ihm einen Dienst zu erweisen."

„Oh jeden, jeden, den ich ihm erweisen kann, Mrs. Eve!" rief Bloxam mit dem Ausdrucke eines aufrichtigen Enthusiasmus. „Hat er uns nicht Se. Lordschaft gerettet, den sonst diese verteufelten römischen Straßenräuber wahrhaftig in's Grab gebracht hätten? Sagen Sie mir nur, was ich thun soll!"

„Vor allen Dingen — kennst Du den Marquis de Santillier genauer?"

„Den Franzosen? Hm. Wüßte nicht. Scheint mir ein lustiger Geselle zu sein, der selbst Se. Lordschaft zum Lachen zu bringen versteht, was meiner Treu ein Kunststück ist, Mrs. Eve, so wahr, als Pater Mac Carthy in Limmerick meine Braut im Beichtstuhle geküßt hat." — —

„Ich will Dir sagen, Bloxam, was ich vom Marquis de Santillier mit Bestimmtheit zu wissen glaube. Er ist ein Heuchler, der es mit seiner angeblichen Freundschaft zu Doctor Malder nicht ehrlich meint!"

Der Irländer riß vor Erstaunen weit die Augen auf.

„Ist das möglich, Mrs. Eve?" sagte er. „Bei meinem Schutzpatron, ich habe geglaubt, es giebt auf der Welt keine größeren Freunde, als diese Beiden!"

„Und doch ist es so, wie ich Dir andeute, Bloxam", fuhr Eva fort. „Doch paß auf: Willst Du das thun, was ich Dir jetzt auftrage, ohne nach den Gründen zu fragen? Es würde zu umständlich sein, Dir Alles genau auseinander zu setzen."

„Of course, Mrs. Eve! Sie brauchen blos zu sprechen, was Sie wollen. Ich höre und werde thun, was Sie wollen. Ich weiß sehr gut, daß das, was Sie von mir verlangen, nichts Schlechtes ist, und Nichts, was gegen Se. Lordschaft, meinen Herrn, geht. That's all!"

„Nun wohl, Bloxam, das ist recht so. Ich sehe, daß ich mich auf Dich verlassen kann. So höre: Ich habe gewichtige Gründe, anzunehmen, daß der Marquis de Santillier einen bösen Anschlag gegen Doctor

Malder vor hat, vielleicht sogar ihm nach dem Leben trachtet.“ — — —

„Mrs. Eve!“ — — fiel ihr Bloxam mit dem Tone maßloser Ueberraschung in's Wort.

„Bloxam“, unterbrach ihn Eva, „bedenke Dein Versprechen, daß Du, ohne zu fragen, meinen Auftrag ausführen wolltest. Dazu gehört vor Allem auch, daß Du mir Glauben schenkst und meinen Mittheilungen nicht von vornherein Zweifel entgegensetzest.“

„Nun — ich glaube Ihnen ja, Mrs. Eve“, stotterte der Irländer, offenbar noch immer bestürzt über das Ueberraschende und Räthselhafte der Andeutungen Eva's. „Aber — da soll doch gleich — —! Wer hätte das wohl denken können! Dieser spitzbübische Franzose, der so aussieht, als könne er kaum einer Fliege den Kopf abreißen!“

„Allerdings, und doch ist dem fast zweifellos so, wie ich sage. Fast zweifellos, Bloxam, hörst Du? Es gilt also, noch sicher festzustellen, ob mein Verdacht begründet ist oder nicht, und das ist die Aufgabe, welche Dir zufällt.“

„Oh, ich verstehe, ich soll ein Auge auf diesen windigen Franzosen haben.“

„Auf Beide, Bloxam, auf Beide! Ich werde Dir das gleich erklären. Kannst Du Dich auf irgend eine Weise für heute und vielleicht für den folgenden Tag ein wenig vom Dienste des Lords frei machen?“

„Hm — jetzt, wo Se. Lordschaft krank sind“ — — versetzte der Irländer, nachdenklich mit dem Kopfe

schüttelnd. „Doch — darf ich ihm sagen, um was es sich handelt, so —"

„Unter keiner Bedingung!" fiel ihm Eva rasch in's Wort. „Er darf vorläufig nicht ein Wort von der Angelegenheit wissen. Es würde ihn unnütz aufregen. Doch, Bloxam, das darf kein Hinderniß sein. Bedenke, um was es sich handelt! Es liegt vielleicht in Deiner Hand, Demjenigen das Leben zu retten, welchem Dein Herr, an dem Du mit solcher Treue hängst, sein Leben verdankt! Ich bin überzeugt, daß Du einen Weg finden wirst, einen geeigneten Vorwand, Deine häuslichen Beschäftigungen hier auf kurze Zeit andern Händen zu übertragen."

Diese Worte schienen ihren Eindruck auf den Irländer nicht zu verfehlen. Er nahm eine mehr entschlossene Miene an und sagte:

„Very well, Mrs. Eve. Ich werde ihren Wunsch erfüllen. Sie haben Recht, es muß sich ein Weg finden, um unserm guten Doctor dienen zu können. Sagen Sie mir genau, was ich zu thun habe."

„Glaubst Du einiges Geschick zum Detectiv zu besitzen?"

„Oh, ich denke doch, Mrs. Eve", erwiderte Bloxam, sich stramm aufrichtend, mit einer schlauen Miene. „Bin zwar kein junger Springinsfeld mehr und mag Manches von den „tricks" und „manners" eines guten Londoner Bob*)

---

*) „Bob" ist eigentlich eine Abkürzung für Robert. Mit diesem Scherznamen bezeichnet der Londoner seine Schutzleute.

verlernt haben, aber — Mrs. Eve, Sie werden sich wohl erinnern können, daß, als Se. Lordschaft mich in seine Dienste nahm und ich zum ersten Male dieses unglückselige Land hier mit ihm betrat, ich ein ganz strammes Mitglied der Londoner „Police-Force" war."

„Ganz recht", erwiderte Eva, „ich erinnere mich, daß Lord Duncombe mit mir davon gesprochen hat. Nun, um so besser. Denn Deine Arbeit in dieser Angelegenheit wird sich zuvörderst auf Detectiv-Dienste beschränken. Weißt Du, wo der Marquis de Santillier wohnt?"

„Gewiß, Mrs. Eve. Habe manches Billet von Se. Lordschaft zu dem Franzosen getragen."

„Du kennst natürlich auch die Wohnung Doctor Malder's?"

„Freilich kenne ich sie. Hôtel de Londres."

„Ganz recht. Du mußt nun zunächst zu erfahren suchen, ob der Marquis sich von hier aus — doch halt, ist er noch im Hause? Er sprach davon, auf den Doctor warten zu wollen, weil er mit ihm zu sprechen habe."

„Oh bless you no, Mrs. Eve. Der Franzose stürmte vorhin die Treppe hinunter, nachdem er aus dem Parlor hinaus getreten war, und jagte davon, als ob ihm der leibhaftige Teufel auf den Fersen säße."

„Nun, so sieh zu, Bloxam", sagte Eva, durch diese Mittheilung in ihren Befürchtungen nicht wenig bestärkt, „daß Du so bald wie möglich feststellen kannst, ob der Marquis sich nach seiner Wohnung begeben hat oder irgend wo anders hin. Kannst Du im letzteren Falle ausfindig machen, wo er sich hinbegeben, um so besser. Die Haupt-

sache ist die, daß Du genau aufpaßt, ob im Laufe des heutigen Tages Doctor Malder und der Marquis zusammen kommen. Sobald Du diesen Fall eintreten siehst, verdoppele Deine Wachsamkeit, wende alle Mittel der Schlauheit an, spare kein Geld, — es steht Dir reichlich zu Gebote, — um heraus zu bekommen, wohin sich etwa Beide begeben, oder was zwischen ihnen vorgeht. Sobald Du irgend eine Gefahr für Doctor Malder vermuthest, schreite sofort ein. Ich bin fest überzeugt, daß ich alles Das ruhig Deiner Geschicklichkeit, Deiner Klugheit und Vorsicht überlassen kann. Und ich bitte Dich dringend, Bloxam, daß Du mich, soweit möglich, von jedem wichtigen Vorgange rasch in Kenntniß setzest. Begreifst Du jetzt, was Du ungefähr zu thun hast, und wirst Du im Stande sein, es auszuführen?"

„Alles in Ordnung, Mrs. Eve", sagte der Irländer. „Jetzt weiß ich schon, wie der Hase läuft, und Sie sollen sehen, daß ich es an Nichts werde fehlen lassen. Goodness gracious — der Doctor Malder ist fast zu beneiden, Mrs. Eve! Eine bessere Beschützerin kann er sich nicht wünschen, und ich wüßte, was ich an seiner Stelle thäte, wenn wir ihn aus der Patsche herausbringen, in die der verteufelte Franzose ihn stürzen will, um seine Dankbarkeit Ihnen gegenüber —"

„Genug, genug, Bloxam", unterbrach ihn Eva, während eine leichte Röthe ihr Nacken und Wangen färbte. „Diese Bemerkungen gehören nicht zur Sache, und wir müssen bei dem einen, wichtigsten Punkte bleiben. Wirst Du Dich gleich frei machen können?"

„So schnell, als nur irgend möglich, mache ich mich an die Arbeit. Sie können sicher sein, daß ich Nichts versäumen werde."

„Ich glaube es Dir gern, Bloxam", entgegnete Eva freundlich, dem alten Factotum des Hauses die Hand reichend. „Und nun beeile Dich, — irre ich nicht, so höre ich draußen die Stimme des Lord Duncombe. Sieh' zu, daß Du ihn sogleich sprechen kannst!"

Während der Irländer hinaus eilte, um von seinem Herrn, unter einem plausiblen Vorwand, einen kurzen Urlaub zu erlangen, raffte Eva ihre Handarbeit zusammen, um sich auf ihr Zimmer zurück zu ziehen. Sie vermuthete, daß Lord Duncombe, wie er dies seit seiner Rekonvalescenz häufig zu thun pflegte, sich auf einige Zeit in den Parlor begeben würde, um noch mit Doctor Malder zu plaudern, und sie befand sich augenblicklich, unter dem Eindrucke der Scene mit dem Marquis, in solcher Aufregung, daß sie es nicht über sich bringen konnte, in diesem Seelenzustande dem Arzte zu begegnen. Kaum hatte sie den Parlor verlassen, als auch in der That Lord Duncombe in einem von einem jüngeren Bediensteten des Hauses geschobenen Rollsessel, begleitet von seinem aesculapischen Freunde, erschien.

Der Lord, wenngleich sein Gesicht sehr deutlich die Spuren der kaum überstandenen Krankheit trug und sein Körper daher momentan nicht die charakteristische „Strammheit" zeigte, welche bekanntlich den alten englischen Aristokraten, der bis in sein spätestes Lebensalter dem leibesübenden Sport huldigt, auszeichnet, so verrieth doch jede

Linie dieses im Alter schönen Gesichtes, das offene, klare Auge mit dem festen Blick und der ausdrucksvolle Schnitt der Züge einen jener interessanten, oft problematischen Charaktere, die wohl im Stande sind, hier und da die ihnen „philisterhaft" erscheinenden Bande der gesellschaftlichen Ordnung kühn zu durchbrechen, einer kleinlich-gemeinen Handlung aber nicht fähig sind, oder wenigstens, wenn sie jemals sich zu einer solchen haben hinreißen lassen, in aufrichtiger Reue unter Umständen bereit sind, ihr Leben für die Sühne derselben einzusetzen.

Augenblicklich freilich strahlte wenig Leben, wenig von dem genialen Feuer, das diesem Manne, von dessen wilder Abenteuerlust in der Jugend wir bereits gehört haben, innewohnte, aus den Augen wieder. Ein Schatten düsteren Trübsinnes lag über seinem Gesichte ausgebreitet, und seine Augen starrten, während der Diener den Stuhl auf seinen Wink zu demselben Fenster rollte, an welchem Eva gesessen, in's Leere, als erblickten sie in weiter Ferne allerlei melancholisch stimmende Nebelbilder, welche sich durch keine Macht der Welt verscheuchen lassen wollten. Der Arzt, nachdem er einen raschen und anscheinend Enttäuschung verrathenden Blick durch den Raum geworfen hatte, — er hatte offenbar gehofft, Eva noch hier zu finden, — sah mit dem Ausdrucke der Besorgniß und des Mitleides auf seinen Patienten, während er auf dessen stumme Bitte an seiner Seite Platz nahm.

„Es wird hohe Zeit, Mylord", sagte er endlich, „daß Sie wieder etwas hinaus kommen und mehr von der Welt sehen, als die Via nazionale. Dieses Ge-

banntsein an die kleine, enge Welt der Krankenstube und des Hausgartens hat einen Einfluß auf Ihren Gemüthszustand, den ich als Arzt und als Freund auf das Lebhafteste bedauere."

„Wenn Sie unter der weiteren Welt das Leben in der römischen Gesellschaft verstehen, in welche ich mich bei Lebzeiten meiner Maud gemischt, — dann danke ich für die Zerstreuung. Es würde mich das nur noch melancholischer stimmen, als ich schon ohnedies bin."

„Doch, Mylord, erlauben Sie mir zu bemerken", erwiderte der Arzt, „daß ich eine wesentliche Besserung Ihres Gemüthszustandes in den letzten Tagen mit Freude beobachtet habe."

Der Lord zuckte mit den Achseln.

„Täuschung, Doctor", erwiderte er, „Nichts wie Täuschung!"

Lächelnd schüttelte der Arzt mit dem Kopfe.

„Wenn eine Täuschung vorhanden ist, so liegt sie auf Ihrer Seite, Mylord", sagte er. „Ich glaube Scharfblick genug zu besitzen, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß Sie sogar heute ganz ungewöhnlich verändert sind. Die Conversation des Marquis de Santillier pflegt sonst eine sehr entgegengesetzte Wirkung auf Sie auszuüben."

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um den Mund des Patienten. „Das sind momentane Einflüsse, bester Doctor", sagte er nach einer kurzen Pause. „Augenblickliche Sonnenstrahlen, die momentan eine dichte Wolkenschicht durchbrechen, um sogleich wieder hinter um so

dunkleren Wolken sich zu verstecken. Wissen Sie, daß ich mich heute über mich selbst gewundert habe, daß es der Suade des Gascogners gelingen konnte, mich momentan in erheiternder Weise zu beeinflussen. — — Freilich, ich hatte heute Morgen auf einen Augenblick vergessen, daß, — — daß — —"

Hier stockte der Lord und wischte sich mit dem Tuche über die Stirn, als wolle er auf diese Art eine in ihm aufsteigende Erinnerung auslöschen.

Der Doctor sah ihn prüfend an. Es war ihm längst klar geworden, daß nicht allein der Schmerz um den Verlust der Lieblingstochter wie ein Wurm am Herzen dieses Mannes nagte. Hatte er doch schon aus den Mittheilungen Eva's, der Kinder und der sonstigen Umgebung des Lords gehört, daß Dieser, längst vor dem Tode Maud's sehr häufige Anwandlungen einer durch keine Mittel zu verscheuchenden Melancholie gehabt. Es lag daher auf der Hand, daß wohl der schmerzliche Verlust, der ihn betroffen, einen noch verschlimmernden Einfluß auf die getrübte Gemüthsverfassung des Lords gehabt, daß aber diese selbst auf ganz andere, zweifellos in der entferntesten Vergangenheit liegende Motive zurückzuführen sei.

Welch' düsteres Schreckbild, welches frohsinnverscheuchende Gespenst konnte es sein, das so erbarmungslos, so hartnäckig Jahrzehnte hindurch diesen einst so lebenslustigen, mit den reichsten Gaben des Glückes und des Geistes ausgestatteten Mann verfolgte? — — Wo lag der Schlüssel zu diesem Räthsel?

Und stand zu hoffen, daß Lord Duncombe selbst einst dieses drückende, wie ein böser Krebsschaden an seiner Seele nagende Geheimniß dem Ohre eines Freundes offenbaren und diesem dadurch Gelegenheit geben würde, heilenden Balsam auf die immerwährend eiternde Wunde zu träufeln? — —

Diese Fragen beschäftigten Doctor Malder schon lange und niemals lebhafter, als in diesem Augenblick, wo der Lord durch seine mysteriösen Worte anzudeuten schien, daß jene quälende Erinnerung gerade an dem heutigen Tage mächtiger, als an irgend einem andern, ihren melancholischen Einfluß ausübte. Er entschloß sich, mit Vorsicht die Sonde anzulegen.

„Wollen Sie mir, als Ihrem Arzte, eine Frage ganz rückhaltlos beantworten?“ fragte er endlich, während der Lord noch immer stumm zum Fenster hinausstarrte.

Der Patient wandte ihm das Gesicht zu und blickte ihn etwas verwundert an.

„Haben Sie je Mangel an Vertrauen zu Ihnen bei mir gefunden?“ erwiderte er.

„Sie haben mich mit Ihrer Freundschaft beehrt, Mylord“, sagte Malder in herzlichem Tone, „und das ist an sich schon das schönste Zeichen von Vertrauen, das Sie mir geben konnten.“

„Und ich habe es Ihnen gern und aus voller, warmer Ueberzeugung gegeben, Doctor“, erwiderte der Lord, dem Arzte die Hand drückend, mit einem Aufleuchten seiner Augen, welches Zeugniß ablegte, daß das Feuer wärmerer Gefühle in der Seele dieses

Mannes noch nicht erloschen war. „Warum daher die Frage?"

„Sie gründet sich auf meine ärztlichen Erfahrungen, Mylord."

„Meinen Sie, dies freundschaftliche Vertrauen sei eine Art pathologischen Symptoms bei mir, das mit der Krankheitsursache verschwindet?"

„Nicht im Entferntesten, Mylord", entgegnete Malder. „Ich wollte damit nur sagen, daß der vertrauensvollste Mensch seinem vertrautesten Freunde gegenüber oft verschlossen wird, wenn dieser Freund zufällig Arzt und in seiner Eigenschaft als solcher Fragen an ihn stellt."

Ueber Lord Duncombe's Gesicht, das für einen Moment belebter ausgesehen, flogen wieder die finstersten Wolken. Ohne zu antworten, blickte er wieder zum Fenster hinaus. Fast schien es, als habe er den Sinn, welcher den Worten des Arztes zu Grunde lag, wohl verstanden, und als wolle er vermeiden, durch eine Antwort denselben zur Fortsetzung dieses Themas zu veranlassen.

Allein Doctor Malder ließ sich keineswegs abschrecken. „Am allermeisten habe ich das, — ich spreche wiederum auf Grund meiner ärztlichen Erfahrungen", — fuhr er fort, „in solchen Fällen gefunden, wo die Sonde des Arztes versucht, sich in das wunde Gemüth, statt in den wunden Körper zu senken!"

Noch immer keine Antwort von Seiten des Lords. Doch das scharfe Auge des Arztes bemerkte wohl, wie

durch den Körper desselben ein nervöses Zittern ging, als fechte sich im Innern des Patienten ein Kampf aus.

Einen Augenblick zögerte er, in seinem Inquisitorium weiter fortzufahren. Mußte er doch befürchten, daß der durch die Krankheit und seelische Leiden nicht unbeträchtlich geschwächte Körper des Lords einer allzugroßen Aufregung gegenüber nicht würde die Wage halten können. Doch er sagte sich alsdann wieder, daß eine günstigere Gelegenheit sich möglicherweise nicht wieder finden würde, und daß es oft nothwendig sei, eine Wunde, ehe man sie wirklich heilen könne, mit dem operirenden Messer noch weiter zu öffnen.

So entschloß er sich denn, — anscheinend ohne die Bewegung seines Patienten, noch auch seine hartnäckige Schweigsamkeit zu bemerken, — muthig auf dem betretenen Wege vorwärts zu gehen.

„Seien Sie überzeugt, Mylord, daß ich auch genau weiß, daß ein Leiden des Gemüthes nur dann geheilt werden kann, wenn Derjenige, dem diese Aufgabe zufällt, vollständig über die — Ursachen desselben instruirt ist."

Dies war deutlich genug. Und der Lord war bei alledem zu sehr Gentleman, um nicht zu empfinden, daß er nun den Auseinandersetzungen des Arztes füglich nicht mehr jene beharrliche Schweigsamkeit entgegensetzen konnte.

Er wandte sein Gesicht wiederum Doctor Malder zu und sagte:

„Lieber Doctor, ich wüßte Keinen, der bereit wäre, diese Aufgabe zu übernehmen, und, — soll ich es Ihnen

offen gestehen, ich wünsche dieselbe Niemandem zu übertragen. Es wäre fruchtloses Bemühen. Weil ich das weiß, bin ich zurückhaltend. Nicht aus Mangel an Vertrauen. Sie haben mir den Körper geheilt, Doctor. — Meine Seele ist ein Objekt, welches, — welches, — — nun denn, welches Ihres Interesses nicht würdig ist."

„Sagen Sie das nicht, Mylord, — — niemals darf ein Mann, wie Sie, in diesem Tone sprechen. Mißverstehen Sie mich nicht. Sie wissen, daß Neugierde mein Motiv nicht sein kann. Ich habe lange mit mir selbst gekämpft, ob ich, auf die Gefahr hin, Ihre Freundschaft zu verlieren, offen zu Ihnen sprechen sollte. Ich möchte nicht —"

Hier unterbrach ihn der Lord mit einer raschen Handbewegung. Ueber sein Gesicht zuckte es wie die Widerspiegelung eines inneren Kampfes. Doch dies dauerte nur wenige Sekunden. Während er soeben noch starr vor sich hingeblickt hatte, sah er jetzt dem Arzte mit einem halb nachdenklichen, halb forschenden Ausdrucke in die Augen.

„Mein junger Freund!" sagte er endlich. „Sie erlauben mir, daß ich Sie so nenne, wenigstens sagt mir eine innere Stimme, daß Sie mir nicht minder zugethan sind, wie ich Ihnen, — ich weiß, was Sie mir soeben sagen wollten, und Sie haben Recht. Es bleibt doch ewig wahr, daß getheiltes Leid nur halbes Leid ist, und ich selbst bin davon überzeugt, daß ich einen würdigeren Vertrauten nicht finden kann, als Sie."

Der Arzt wollte seinen Patienten in diesem Momente,

wo offenbar, wie man zu sagen pflegt, „das Eis zu brechen“ schien, nicht durch irgend eine Bemerkung in seinem Gedankengange stören. Er beantwortete daher die freundschaftliche und ehrende Aeußerung Lord Duncombe's nur mit einem ernsten Kopfnicken und einem warmen, ermuthigenden Händedruck.

„Ja, ja!“ rief der Lord tiefaufathmend, wie in dem Bestreben, seine Brust von einem drückenden Alp zu befreien. „Es ist besser so. Kein Tag paßt besser, als der heutige Erinnerungstag, zu einer Beichte. Vielleicht gewinne ich mehr Ruhe, wenn ein Freund um meinen Seelenzustand weiß.“

Da er hier wiederum eine Pause machte und, wie in tiefes Sinnen versunken, vor sich hinstarrte, benutzte Doctor Malder die Gelegenheit, das Feuer zu schüren.

„Lassen Sie mich Ihnen, Mylord, als Arzt, nicht nur als Freund, versichern“, sagte er, „daß dieses stete, in sich verschlossene Sich-Beschäftigen mit quälenden Bildern der Erinnerung gerade eben das Hauptmoment ist, das jetzt Ihre vollkommene Reconvalescenz verlangsamt. Oh, ich habe es längst durchschaut, daß irgend eine solche unverlöschliche Erinnerung Ihre Seele belastet, und mehr denn einmal, Mylord, hat mir die Bitte auf den Lippen geschwebt, daß Sie irgend einem Wesen, dem Sie volles Vertrauen schenken zu können glauben, — an mich persönlich habe ich dabei gar nicht einmal gedacht, — ihr Herz ausschütten. Die Mittheilsamkeit ist einer der naturgemäßesten aller menschlichen Triebe, und stets sind es mehr oder minder abnormale

Zustände, welche uns die Lippen schließen. Ein solches gewaltsames und langes Niederkämpfen dieser natürlichen Regung wirkt wie ein Fieber. Es zehrt schneller oder langsamer an unseren physischen Kräften und —"

„Ein Fieber!" unterbrach ihn beinahe heftig der Lord. „Ein Fieber! Ganz richtig. Es ist ein schleichendes, nervenzerrüttendes Fieber, das jahrelang in meinem Innern getobt, und das zuweilen bei seinen heftigen Ausbrüchen mich völlig zu verzehren drohte."

„Und darf ich fragen", wagte der Arzt, der die steigende Erregung des Lords einigermaßen zu dämpfen trachtete, einzuwerfen, „warum Sie, Mylord, der Sie schon vor dem Eintreten all der neulichen bedauernswerthen Ereignisse das seltene Glück hatten, von wahrhaft vertrauens-, ja liebenswerthen Personen umgeben zu sein, mit so eiserner Energie an Ihrem selbstquälerischen Schweigen festhielten? Ihr Fräulein Tochter, — Ev— Mrs. Robertson, — selbst Bloxam —"

Ein nervöses Zucken, das über das Gesicht des Lords fuhr, veranlaßte den Arzt, einzuhalten und prüfend seinen Patienten zu betrachten. Wahrlich, es mußte eine tiefe und schmerzliche Wunde sein, in welche unser Freund seine ärztliche Sonde einzuführen begonnen hatte.

„Gemach, Doctor, gemach", erwiderte der Lord, indem er wiederholt eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte. „Eva, — ja Eva hätte wohl über kurz oder lang erfahren müssen, was mich bedrückt. Bloxam ist bis zu einem gewissen Grade Mitwisser, aber nicht Vertrauter. Sie werden den feinen Unterschied verstehen

und würdigen, Doctor. Maud — meine Maud, — und bei diesen Worten bedeckte der Lord sein Gesicht mit beiden Händen, — sie hätte niemals die — — die Schande ihres Vaters erfahren dürfen, nie den einzigen Flecken sehen dürfen, der an seinem Namen haftet. Nie — nie!"

Es entstand eine Pause, welche der Arzt nicht zu unterbrechen wagte. Er blickte mit tiefer Theilnahme, ja mit einem gewissen Angstgefühl auf die Gestalt des Engländers, welcher jetzt, wie völlig gebrochen, sein Gesicht noch immer bedeckend, im Stuhle saß. „Die Schande ihres Vaters!" Fast bereute es Malder, diesen Punkt berührt zu haben. Hatte er doch nicht geahnt, daß das Schreckbild der Erinnerung, welches den Lord verfolgte, so furchtbarer Natur sei, daß es eine eigene, offenbar schwere Schuld war, welche diesen Mann, so reich, so hochgeachtet in den Augen der Welt, bedrückte. Seine, des Arztes Stellung war in der That momentan eine peinliche. Wenngleich bis zu einem gewissen Grade der Arzt die Stelle eines Vertrauten einnehmen muß, soll seine Thätigkeit wirklich erfolgreich sein, — welches Recht hatte er, der verhältnißmäßig Fremde, hier die Rolle eines forschenden Beichtvaters zu spielen, angesichts eines Geheimnisses, das selbst den Ohren der nächsten Angehörigen und treuesten Freunde des Kranken verschlossen bleiben sollte!?

Schon schwebte Malder die Bitte auf den Lippen, der Lord möge ihm seine zu weitgehende, freundschaftliche Theilnahme verzeihen und sich selbst dieses ihn

schmerzende Bekenntniß ersparen, als der Lord sich aufrichtete und ihm ein zwar bleiches, aber ruhiges und gefaßtes Gesicht zeigte, welches deutlich genug die Merkmale eines soeben in kurzem, doch schwerem Seelenkampfe gefaßten Entschlusses zeigte. Er schien fast die Gedanken des Arztes ihm von den Lippen lesen zu können. Denn mit schmerzlichem, aber freundlichem Lächeln sagte er:

„Fürchten Sie nicht, Doctor, daß ich Ihre echt freundschaftlichen Motive mißverstehe, und daß ich unter dem Eindrucke eines gewissen moralischen Zwanges ihnen mein Herz öffne. Im Gegentheil, ich bin Ihnen dankbar, herzlich dankbar für die Veranlassung, welche Sie mir geben, mir endlich die Erleichterung zu schaffen, deren ich schon seit langen Jahren bedarf. Seien Sie ruhig, mein Freund", setzte er hinzu, als Malder eine Entgegnung zu machen versuchte. „Mein Entschluß ist gefaßt, und ich wiederhole Ihnen, daß ich schon in dem Gedanken der Ausführung desselben mich wohler fühle. Setzen Sie sich etwas näher zu mir heran, meine Stimme ist noch nicht sehr stark. Ich will keinen Augenblick länger zögern, wer weiß, ob es nicht bald zu spät sein wird. Haben Sie jetzt Zeit für mich? Ich werde Sie nicht lange aufhalten."

„Meine Zeit gehört jetzt Ihnen, Mylord", erwiderte Doctor Malder, indem er, dem Geheiße seines Patienten folgend, sich dicht neben denselben hinsetzte.

„Ich glaube", sagte Lord Duncombe nach einer kurzen Pause, „ich glaube, Sie könnten sogar, nachdem Sie mein Bekenntniß gehört, in meinem, Ihnen näher

zu bezeichnenden Interesse thätig sein. Würden Sie eventuell einen schweren, aber für mich unendlich wichtigen Auftrag übernehmen?“

„Mylord, Sie selbst begrenzen meine Antwort“, entgegnete Malder lächelnd. „Wenn die Schwierigkeit des Auftrages über meine Kräfte geht, — — ich möchte dieselben nicht überschätzen. Was das Wollen anbetrifft, so wissen Sie, Mylord, daß mich wärmere und innigere Gefühle an Sie ketten, als für gewöhnlich zwischen dem Arzte und seinem Patienten zu bestehen pflegen.“

„Ich danke Ihnen, Doctor! Ich danke Ihnen tausendmal!“ rief Lord Duncombe, die Hand des Arztes drückend. „Doch das Wollen genügt vollständig, um die Schwierigkeiten des Auftrages, welche ich meine, zu überwinden. Allein — hiervon sprechen wir später. Erst müssen Sie wissen, um was es sich überhaupt handelt. Sie sollen eine Episode aus meinem Jugendleben hören, aus jener Zeit, da mein ganzer Stolz darin bestand, mit allem nöthigen Glanze meinen hervorragenden Platz in der Jeunesse dorée auszufüllen. Ein hohles, wüstes Leben und Streben war es, und die endlichen Consequenzen blieben nicht aus. Hören Sie die Schlußepisode dieser meiner Lebensperiode mit an, und dann urtheilen Sie so mild über mich, als die Umstände es erlauben und als Ihr Herz es Ihnen gestattet!“

Die Stimme des Lords war leiser geworden, und während er sprach, schweifte sein Auge mit gedankenvollem Ausdrucke weit hinaus in die Ferne, als müsse

er von dorther die Bilder und Gestalten herbeiholen, welche den Inhalt seiner Mittheilung bilden sollten.

Die nachfolgende, tragische Episode soll der Leser nicht ganz in der Form zu hören bekommen, wie Lord Duncombe sie dem aufmerksam lauschenden, jungen Arzte erzählte.

Es würde sonst vieles von dem ergreifenden Effecte derselben verloren gehen, da der Erzähler wiederholt, von der Wucht seiner Gefühle und der in seinem Innern lebendig werdenden Erinnerungen übermannt, einhalten und neue Kräfte sammeln mußte, oder in hastiger, verworrener Weise die Worte hervorstieß, bemüht, über die für ihn besonders schmerzlichen Punkte seiner Erzählung rasch hinweg zu kommen.

Da nun die Mittheilungen des Lords mit dem Hauptfaden unserer Erzählung in einigem Zusammenhang stehen, und diese an sich ergreifend und interessant genug ist, so glaubt der Verfasser gar nicht besser thun zu können, als wenn er derselben ein neues Kapitel widmet.

Aus Lord Duncombe's Sturm- und Drangperiode.

„Sie haben, verehrter Freund", — so begann der Lord seine Beichte, „schon aus meinen früheren Mittheilungen gehört, welcher Art das Leben war, das ich in dem sonnigen Italien, entsprechend den „noblen Passionen" eines reichen englischen Granden, und besonders entsprechend meiner wilden, ungestümen Natur, führte. Sie werden es mir ohne Weiteres glauben, daß ich in diesem Augenblick nicht die Absicht haben kann, mich in ein günstiges Licht zu stellen, — und ich kann somit ohne Furcht, mißverstanden zu werden, sagen, daß in mir ein angeborener oder vielleicht von meinen trefflichen Eltern anerzogener Kern von edler Gesinnung war. Wäre dies nicht der Fall gewesen, hätte ich, was vielen meiner damaligen Kameraden abging, nicht wenigstens einen Wall gehabt, hinter dem ich mich gegen die beständigen Giftmiasmen des Sumpfes, in dem wir lebten, einigermaßen schützen konnte, nun — so wäre ich wohl heute nicht in der Lage, überhaupt noch eine Beichte abzulegen. Ich hätte meine Sünden längst mit in das Grab genommen.

Nichtsdestoweniger lebte ich damals eben so, wie mir Laune, Abenteuerlust und der Besitz überreicher Mittel es eingaben und gestatteten. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung in diesem Leben, daß eine volle Geldkatze und das, was man in dem galanten Frankreich „Esprit“ und „Chic“ nennt, die allerbesten Surrogate für den sogenannten Mantel der christlichen Menschenliebe sind. Meine Gefährten waren gleichen Schlages, wie ich; reich, unabhängig und genußsüchtig. Voraus hatten die Meisten derselben vor mir die genauere Kenntniß des Landes und seiner Sitten, während mir in Bezug auf jene unveräußerliche Dosis Ehrgefühl, von welcher ich vorhin sprach, fast Alle von ihnen nachstanden. Sie können sich also denken, von welcher Art diese ganze Clique war. Trotzdem aber, und das gründet sich eben auf jene allgemeine Bemerkung, die ich bezüglich der Macht des Geldes und einer gewissen Keckheit soeben machte, gehörten die jungen Leute den besten Ständen an, das heißt, — abgesehen von ihrer Geburt, — sie waren innerhalb der besten Stände wohlgelitten und besser angesehen, als manch' ehrlicher und behutsamer armer Teufel, der die Moralität und Ehrbarkeit selbst war, aber niemals hoffen konnte, zur Jeunesse dorée gezählt zu werden.

Neapel war der Schauplatz meiner Thaten. Sie kennen das alte Dictum:

Veder Napoli — e poi morire.

Es liegt wohl etwas Wahres darin. Nur muß man den unwiderstehlichen Reiz dieser Stadt nicht allein

ihren allerdings unvergleichlichen landschaftlichen Schönheiten zuschreiben. Das Leben in Neapel — oh, verehrtester Freund, wenn ich an das stürmische, heiße Blut denke, welches mir in jenen Jahren durch die Adern floß, so kann ich mich kaum wundern, daß ich von dem Strome der tollen Lust, die dort in jedem Lufthauche athmet, mit fortgerissen wurde.

Doch — verzeihen Sie mir meine Weitschweifigkeit, ich will versuchen, mich etwas kürzer zu fassen. Ich hatte Ihnen schon gesagt, daß die Genossen meiner neapolitanischen Freuden aus ziemlich gemischten Elementen bestanden. Ich meine natürlich „gemischt" nicht in dem üblichen gesellschaftlichen Sinne, waren es doch meist junge, italienische Nobili, welche größtentheils, wie ich selbst, an überflüssiger Zeit und überflüssigem Gelde litten. Allein insofern waren diese Cumpane eine gemischte Gesellschaft, als so Manche unter ihnen waren, welche mit dem „holden Leichtsinn" edle und achtungswerthe Charaktereigenschaften verbanden, und so Manche wiederum, welche neben dem hervorstechenden Hange zum flottesten Don-Juanismus auch noch eine Portion von Ehrlosigkeit und crasser Gewissenlosigkeit besaßen, die sie unter normalen Umständen eigentlich für die bessere Klasse der menschlichen Gesellschaft hätte unmöglich machen sollen.

Unter den Letzteren zeichnete sich namentlich der Sohn eines reichgewordenen, neapolitanischen Großindustriellen, Namens Carlo Berutti, aus, und dieser, — es klingt das erstaunlich, ist aber leider wahr, — galt

allgemein und zwar mit Recht als mein Intimus, als der treueste und anhänglichste Gefährte in all' meinen jugendlichen Extravaganzen. Ich muß zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich zu der Zeit, als ich mit Berutti den meisten und intimsten Verkehr pflegte, die ganze Häßlichkeit dieser Natur keineswegs kannte; sie wurde durch eine geradezu imponirende Schönheit des Aeußeren in auffallender Weise verdeckt. Der junge Sproß des reichen Emporkömmlings hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, welche seine natürlichen, intellectuellen Anlagen in so bedeutendem Maße entwickelt hatte, daß er vermöge derselben viele seiner edelgeborenen Genossen gründlich in den Schatten stellte und sich auch in die höheren Gesellschaftssphären nicht nur ohne alle Schwierigkeiten hineinzulanciren, sondern auch mit dem größtmöglichsten Erfolge auf diesem schlüpfrigen Boden sich zu erhalten verstand. Sein Geld öffnete ihm zuerst unschwer Thür und Thor, und wenn er einmal die Schwelle eines solchen exclusiven Kreises überschritten hatte, dann fand man an diesem geistsprühenden, weltgewandten, jungen Manne, welcher mit seinen wahrhaft mephistophelischen Insinuationsgaben die Männer durch ernste, geniale Unterhaltungen, die Frauen durch seine zwanglosen Galanterien für sich zu gewinnen verstand, bald so anziehend, ja so unentbehrlich, daß zu jener Zeit in Neapel, in den aristokratischen Kreisen, wohl kaum eine Festlichkeit, kaum eine Familienfeier, eine Landparthie oder dergleichen stattfand, bei der nicht Carlo Berutti das agens movens, der Spaßmacher für die jüngere Welt, der geduldige und ver-

ständige Zuhörer der langweiligsten Conversationen in den Kreisen der bejahrteren Herren und Damen gewesen wäre.

Es muß wohl eine gewisse Aehnlichkeit in unserer gesellschaftlichen Stellung, eine Art von Rivalität gewesen sein, die uns zuerst für einander interessirte und zusammenführte. Von Rivalität kann ich hier mit Recht sprechen, denn es war in Neapel eine unbestrittene Thatsache, daß ich mich mit Berutti in die Rolle des tonangebenden „Löwen der Gesellschaft" theilte. Wir hatten in der That sehr viele Berührungspunkte. Abgesehen von meiner Ebenbürtigkeit in Bezug auf äußere Mittel, war ich auch, — ich als alter Mann darf das jetzt ohne Erröthen sagen, — von der Natur in ähnlicher Weise mit jenen Gaben ausgestattet, die den Funken Göttlichkeit in uns repräsentiren und doch statt dessen so oft willkommene Instrumente des Teufels sind. Es fehlte mir, kurz gesagt, weder an den Vorzügen des Körpers, an äußerlicher Schönheit, noch an den Vorzügen des Geistes, das heißt an gediegenen Kenntnissen, den Früchten einer so vorzüglichen Erziehung, wie die Peers meines Landes eben ihren Kindern zu geben vermögen und auch fast immer zu geben pflegen, und an jenem Feuergeist, jenem „esprit", der Jedem, selbst dem größten Halunken, auf längere oder kürzere Zeit in dieser hohlköpfigen „Gesellschaft", unter diesen Großmeistern der nippenden Oberflächlichkeit eine hervorragende Stellung schafft.

Es konnte unter den obwaltenden Umständen nicht ausbleiben, daß das beständige: „Gut gebrüllt, Löwe!", das von Seiten des Elite-Publikums gerade uns

Beiden für unsere extravaganten Streiche und geistreichen Salon-Witze gespendet wurde, unsere gegenseitige Aufmerksamkeit erregte und uns öfters veranlaßte, uns gewissermaßen in unseren Leistungen zu messen. Das Interesse des Einen für den Andern wuchs, als wir gewahr wurden, daß wir in jeder Beziehung ebenbürtige Wettkämpfer waren, und ich darf von mir behaupten, daß es nicht Neid, sondern das Gefühl einer gewissen Bewunderung war, welches ich bei dieser Entdeckung empfand. Wenn ich so, wie heute, nach Jahren dieses Verhältniß betrachte, ist es mir nur zu klar, daß das böse Element in Berutti einen solch' gefährlichen Nebenbuhler gar nicht dulden durfte, und daß im tiefsten Innersten seines Herzens der bitterste Neid, ja vielleicht sogar Haß, die Triebfeder war, die ihn anspornte, — meine Freundschaft zu suchen. Instinktiv sah er wohl in mir gewisse ebenbürtige Veranlagungen, die sich unter entsprechender mephistophelischer Leitung recht gut würden haben ausbeuten lassen, um mich physisch und moralisch zu ruiniren.

So erklärt sich am besten der auffällige Umstand, daß Berutti meine Freundschaft in einer Weise suchte, die an Eifer einem Pylades seinem Orest gegenüber alle Ehre gemacht haben würde. Und er suchte nicht vergebens. Es gelang ihm in der That, sich in der nachdrücklichsten Weise bei mir zu insinuiren. Empfänglichen, leicht erregbaren Gemüthes wie ich war, völlig fern von jener steifen Zurückhaltung, die man gewohnt ist, meiner Nationalität zuzuschreiben, gab ich mich ohne viel Be-

denken dem eigenthümlich fascinirenden Eindruck hin, den dieser Mann auf mich machte. Sein einnehmendes Wesen, sein sprühender Geist, sein unverwüstlicher Humor beeinflußten mich in demselben Grade, wie andere Leute, zu seinen Gunsten, und vor dem vielen Lichte konnte ich über einige Schatten seines Charakters, die ich damals schon fast instinctiv zu bemerken glaubte, unschwer hinweg sehen.

So wurden wir denn, was die Welt nennt, Freunde. Wie concurrirende Firmen etwa, die einander nicht aus dem Sattel zu heben vermögen und nach einigen verzweifelten Versuchen den Kampf aufgeben, um „viribus unitis“ aller anderen Concurrenz die Spitze zu bieten, — so associirten wir uns, und unsere Firma marschirte alsbald unbestreitbar an der Spitze der gesammten Jeunesse dorée der Golfstadt. Ich muß ausdrücklich bemerken, daß Berutti insbesondere Alles that, um diesen Freundschaftsbund immer fester zu schmieden, und daß selbst in solchen Stunden, wo eine innere Stimme, unklar, aber doch vernehmlich, mir warnend einflüsterte, mich von dem Einflusse dieses Mannes loszureißen, und ich absichtlich mich kalt zurückzuziehen versuchte, es ihm stets gelang, vermöge seiner geradezu wunderbaren Insinuationsgabe, sich in meinem Vertrauen festzusetzen.

Ich habe mit Absicht bei der Genesis dieses unseligen Freundschaftsverhältnisses, — wenn es nicht fast frevelhaft ist, den heiligen Namen der Freundschaft für diesen Bund zu mißbrauchen, — etwas länger verweilt, um Ihnen einen klaren Einblick in die Beziehungen zu

geben, welche zwischen uns Beiden bestanden, weil Sie nur dann den mächtigen Einfluß begreifen können, den Sie im Folgenden diesen Mann auf mich werden ausüben sehen.

Wenn ich vorhin von dem galanten und im Allgemeinen lockeren, verschwenderischen Leben sprach, das wir Beide, e tutti quanti führten, so muß ich doch besonders betonen, daß ich, so sehr ich dabei betheiligt war, so begeistert ich in dieses rasche Tempo des Lebens mit einstimmte, doch niemals etwas beging, worüber ein Mann von Ehre hätte zu erröthen brauchen. In diesem Punkte dürfen Sie mich also nicht mißverstehen, und — wollte Gott, ich hätte Carlo Berutti niemals gesehen, dann würden mir für meine alten Tage wohl all die Gewissensqualen, die ich heute empfinde, erspart geblieben sein.

Erlassen Sie mir die Schilderung unserer Fahrten und Abenteuer. Bei Leuten unseres Schlages gleichen sich die Passionen und Handlungen wie ein Ei dem andern, und Sie, der Sie das Leben in dem flotten Seine-Babel kennen, bedürfen nicht erst einer Schilderung der Heldenthaten, mit denen sich reiche, junge Müssiggänger die Zeit vertreiben.

Zu unserer, ich meine zu Berutti's und meiner Ehre, — denn wir Beide waren, wie gesagt, von jener Zeit an unzertrennlich, — sei es gesagt, daß wir übrigens auch für edlere Vergnügen, als sie in den Trias „Lied, Liebe und Wein" sich darbieten, Zeit fanden. Wir reisten viel umher, und ich darf sagen, daß gerade auf diesen Reisen

durch Italien, auf denen Berutti mit seinen gediegenen Kenntnissen von Land und Leuten mir gegenüber fast die Rolle eines Mentors spielte, und in seinen oft wirklich interessanten und lehrreichen Erklärungen unermüdlich war, sich sein Einfluß auf mich begreiflicher Weise fester setzte, denn jemals zuvor. — — Und doch, — gerade einer dieser Streifzüge sollte mir verhängnißvoll werden.

Wir hatten, als uns einmal der Boden in Neapel etwas heiß geworden war, einen abenteuerlichen Abstecher nach den Abruzzen gemacht, in der Hoffnung, etwas von dem vielbesungenen, romantischen Brigantenwesen, welches verschieden war von der unter pfäffischer Oberhoheit jetzt daselbst herrschenden Räuberei „zur größeren Ehre Gottes". Wir waren nur von meinem wackeren Bloxam, dessen Treue und Anhänglichkeit an mich Sie ja jetzt selbst kennen zu lernen häufig Gelegenheit haben, begleitet. Dieser, zu jener Zeit mit mir fast gleichalterige Sohn Erin's, war für uns mit seinem echt nationalen, barocken Humor ein Gegenstand fortwährender Heiterkeit, und wäre es wohl noch mehr gewesen, hätte sich nicht zwischen ihm und meinem Reisegefährten schon in Neapel nach und nach ein Verhältniß herausgebildet, welches sehr fern war von den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen mir und Berutti, oder der, ich darf dies trotz der Verschiedenheit der Stellung sagen, gegenseitigen Werthschätzung und Zuneigung, die zwischen dem Herrn und dem Diener herrschte. Sie wissen, daß auch viele Irländer, ähnlich den Schotten, sich der mysteriösen Gabe des sogenannten „zweiten Ge-

sichtes“ rühmen, und mein Bloxam wollte diese in ganz hervorragendem Grade besitzen, eine Behauptung, an welcher er übrigens auch jetzt in seinen alten Tagen noch festhält. Natürlich wurde er von mir nicht selten ob dieser Sehergabe verlacht. Indessen bleibt nach Abstreifung des auf Phantasie beruhenden Gewandes dieser Angelegenheit die Thatsache übrig, daß diese urwüchsigen Naturen von der „grünen Insel“ eine Portion natürlicher Menschenkenntniß besitzen, welche ich schon oft in ganz erstaunlicher Weise habe bethätigt gesehen.

Was nun Bloxam anbetrifft, so wollte er vermöge seines „zweiten Gesichtes“ schon in Neapel ausfindig gemacht haben, daß es mit der innigen und selbstlosen Freundschaft Berutti's nicht so klar und rein bestellt sei, wie es den Anschein hatte. Es war geradezu auffällig, welchen Widerwillen der Bursche gegen meinen Freund und Reisegefährten hegte, und es ging so weit, daß ich zuweilen meine ganze Autorität anwenden mußte, um ihn von einem allzudeutlichen, beleidigenden Zurschautragen seiner antipathischen Gefühle zurück zu halten. Letzteres war allerdings so gut wie zwecklos, denn trotz der mindestens gleichgiltigen Miene, die Bloxam meinem strengen Befehle entsprechend dem Neapolitaner gegenüber zeigte, war dieser doch viel zu scharfsichtig, um sich durch dieselbe auch nur im Entferntesten täuschen zu lassen. Er durchschaute vielmehr recht wohl die wahren Gefühle, welche Bloxam gegen ihn hegte, und, — ich bin heute fest davon überzeugt, — er erwiderte dieselben von ganzem Herzen. Damals ließ er dies jedoch keines-

wegs merken. Im Gegentheil; der Umstand, daß er mit scheinbar liebenswürdigem Humor die ebenso drollige, wie offenkundige Abneigung meines Dieners du haut en bas betrachtete, und anscheinend großmüthig dieselbe mit einer gewissen neckischen Zuneigung erwiderte, trug nicht wenig dazu bei, Carlo Berutti in meinen Augen in ein entschieden vortheilhaftes Licht zu stellen. Soviel ist sicher, daß ich diesen „Schrullen" meines getreuen Bloxam damals nicht die mindeste Beachtung schenkte, alle seine so oft in der pathetischen Weise seiner Nation hervorgebrachten Warnungen einfach verlachte und mich ganz und gar dem eigenthümlichen Zauber hingab, welchen mein interessanter Freund und Gefährte auf mich auszuüben verstand.

Doch ich komme zu unserem Abruzzen-Ausfluge zurück. Unsere Hoffnung, daselbst interessante Abenteuer zu bestehen, etwa einmal einen unfreiwilligen Aufenthalt von einigen Tagen in einer interessanten Räuberhöhle durchzumachen, oder eine piquante Banditenbraut zu entführen, sollte sich nicht im Mindesten erfüllen. Mit Ausnahme einiger handgreiflichen Streitigkeiten, die wir in verschiedenen Dörfern der Abruzzen mit eifersüchtigen Neapolitanern ausfochten, denen unsere Galanterien gegen die Landschönen verdächtig vorkamen, passirte uns eigentlich gar nichts, was nur irgendwie dazu angethan gewesen wäre, unsere Sehnsucht nach tollen, aufregenden Abenteuern zu befriedigen.

Als wir nun sahen, daß nach dieser Richtung hin uns die Abruzzen das versagen zu wollen schienen, was

sie anderen Reisenden, ganz gegen deren Willen, in nur allzu großer Freigebigkeit gewährten, beschlossen wir, wieder umzukehren.

Nach der Stadt Neapel zwar beabsichtigten wir noch nicht zu gehen, dennoch sehnten wir uns nach ein wenig mehr Civilisation. Berutti schlug das herrlich gelegene Castellammare vor, welches ich nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen, in dem mein Begleiter aber einen großen Theil seiner ersten Jugend verlebt hatte, und welches er daher, wie er mir wiederholt versicherte, so gut kannte, wie seine eigenen Taschen. Er schien sich sehr viel von dem Aufenthalte daselbst zu versprechen, und malte mir, mit seiner packenden Schilderungsgabe, goldene Berge von Genüssen vor, die meiner daselbst warteten, wenn ich mich vertrauensvoll seiner auf Lokalkenntnissen beruhenden, kundigen Führung überlassen wollte. Es war selbstverständlich, daß wir sehr rasch einig waren. Unter wir verstehe ich Carlo und mich, denn Bloxam machte ein saures Gesicht dazu, wie zu jedem Vorschlage, welcher direct der Initiative Berutti's entsprang.

Wenn ich vorhin sagte, daß es vorläufig nicht in unserem Wunsche lag, nach Neapel zurückzukehren, so ist dies insofern nicht ganz richtig, als eigentlich Carlo ausschließlich derjenige war, welcher sich energisch einer sofortigen Rückkehr nach der Golfstadt widersetzte, während ich für meinen Theil keinen Grund hatte, länger von den gewohnten Kreisen daselbst, in denen ich jederzeit einer freundlichen Aufnahme gewiß war, fern zu bleiben. Auf-

fällig war hierbei, daß dieser Widerwille Berutti's, nach Neapel zu gehen, eigentlich sehr plötzlich entstanden war. Mir wenigstens schien es so, obwohl er jeden scherzhaften, dahinzielenden Vorwurf meinerseits auf das Lebhafteste zurückwies. Bloxam brachte wiederum sein „zweites Gesicht" in Anwendung und raunte mir beständig in die Ohren, daß Berutti kürzlich aus Neapel einen Brief, anscheinend ebenso wichtigen, wie unangenehmen Inhaltes, bekommen habe, und behauptete mit aller Festigkeit, daß dieser Brief mit seiner plötzlichen Abneigung gegen seine schöne Vaterstadt in Verbindung stünde. Daß er einen Brief und auch Geld aus Neapel erhalten, — wir ließen uns unsere Gelder nach den verschiedenen Poststationen schicken, — war allerdings ganz richtig, er erklärte mir aber auf eine en passant hingeworfene Frage mit unbefangenem Lachen, daß der Brief nur ganz gleichgültige Nachrichten von einer überängstlichen Tante enthalten habe, welche den jungen Brausekopf nur sehr ungern in jene unwirthlichen und gefährlichen Abruzzen-Gegenden habe pilgern sehen. So lag für mich denn in der That nicht der geringste Grund vor, auf die geheimnißvollen Andeutungen Bloxam's irgend besonderes Gewicht zu legen. Freilich, — hätte ich damals einen argwöhnischen Charakter besessen, und hätte ich mich weniger vertrauensvoll dem sympathischen Eindrucke überlassen, den das glatte Wesen meines Reisegefährten auf mich ausübte, so hätte ich unbedingt eine eigenthümliche Veränderung in dem Wesen Carlo's bemerken müssen, die in der That etwa seit jener Zeit, wo er den erwähnten

Brief aus Neapel erhalten hatte, datirte. Es lag, wie ich mich später recht wohl zu erinnern wußte, etwas Gezwungenes, Krampfhaftes in seinem Benehmen, das mit seiner bisherigen eleganten Ungezwungenheit entschieden contrastirte. ·

Er legte ein förmlich auffälliges Gefallen für das unstete Touristenleben an den Tag, pries mit begeisterten Worten die Ungebundenheit desselben, redete mir mit der ihm eigenen Geschicklichkeit jeden Gedanken an eine baldige Rückkehr nach Neapel aus, trank unsinnig viel Wein und, — ich kann es nicht leugnen, — riß auch mich mit fort zu einer Art von wilder, rücksichtsloser Stimmung, wie sie etwa Ihr großer Dichter Schiller in den Libertinern seines unsterblichen Dramas „die Räuber" verkörpert hat. Mit einem Worte, Carlo Berutti war von einer Wildheit, einer ausschweifenden, tollen Lustigkeit, welche selbst bei diesem ungestümen und leichtlebigen Menschen etwas Unnatürliches hatte und mir auch zweifellos als unnatürlich aufgefallen wäre, wenn ich nicht, — wie unbewußt, — selbst von diesem Ungestüm mit fortgerissen, in den Ton eingestimmt hätte, den Jener anschlug.

Ich will Sie nicht mit der Schilderung der an Orgien grenzenden Lustbarkeiten erschrecken, welche wir mit wunderbarem organisatorischen Talent überall da anzustellen verstanden, wo wir auf unserer Reise trinklustige Gesellen und hübsche Weiber fanden. Doch will ich auch zu meiner eigenen Rechtfertigung hinzufügen, daß, wenn ich auch in vielen Dingen nach dem jungen Leuten sicher nicht empfehlenswerthen Muster des unsterblichen Casanova

lebte und handelte, ich damals, also ehe wir nach Castellammare kamen, nichts begangen habe, was fähig gewesen wäre, mir bis heute das Gewissen zu belasten und mich, wie ein drohendes Gespenst, von Zeit zu Zeit selbst in den sonnigsten Tagen meines späteren Lebens in die finsteren Regionen der Melancholie zu jagen.

Noch eine bemerkenswerthe Veränderung in dem Gebahren meines Reisegefährten muß ich erwähnen, welche mir allerdings damals schon auffiel, ohne daß ich jedoch geneigt gewesen wäre, derselben eine besondere, für die Beurtheilung Berutti's ungünstige Wichtigkeit beizulegen. Ich hatte schon gesagt, daß Carlo der Sohn eines reichen Mannes war, und auch in Neapel und auf allen unseren Reisen als solcher auftrat. Geld war für ihn — no concern. Wir ließen uns namhafte Geldsendungen nach unsere unterschiedlichen Haltestationen senden und fanden uns nie oder doch sicherlich sehr selten in der Lage, die Lires zu schonen und uns aus Sparsamkeitsrücksichten irgend welche Genüsse zu versagen. Dabei lebte Jeder principiell aus seiner eigenen Tasche. Wir waren übereingekommen, in diesem Punkte jeden Communismus zu vermeiden.

Auffällig zum Mindesten war es darum, daß in jener Zeit, an welcher ich jetzt in meiner Erzählung gelangt bin, Berutti sehr häufig meine Tasche in Anspruch nahm, unter dem Vorwande, daß er den heroischen Entschluß gefaßt habe, etwas sparsamer zu werden, und daher von seinem Bankier jetzt weniger Geld bezöge. Wenn er nun, so erklärte Carlo weiter, auch hier und

da meine Freundschaft in Anspruch nehmen müsse, um kleine, durch jene Enthaltsamkeit entstehende Lücken zu decken, so sei es doch natürlich, daß er moralisch gezwungen sei, von dieser Freiheit einen nur sehr mäßigen Gebrauch zu machen, und so würde sich denn bei der Rückkehr nach Neapel doch ein bedeutendes Ersparniß herausstellen, welches er nimmer erzielen könne, wenn er nach wie vor die Taschen voll seines eigenen Geldes hätte. So sonderbar, fast komisch, mir auch dieses höchst originelle Sparsystem vorkam, so verstand es doch Berutti mit einem so unwiderstehlichen Humor zu entwickeln und mir in so ungezwungener Weise plausibel zu machen, daß ich keinen Grund hatte, in die Aufrichtigkeit seiner Motive irgend einen Zweifel zu setzen. Bei einem so originellen Charakter, welcher überhaupt nicht gewohnt war, sich an die ausgetretenen Pfade alt hergebrachter Ansichten und Gewohnheiten zu halten, war eben Alles erklärlicher und entschuldbarer, so meinte ich, als bei einem der gewöhnlichen Alltags- und Durchschnittsmenschen. Und so lachte ich denn über seine ökonomische Logik, nannte ihn scherzweise das größte italienische Finanzgenie — und offerirte ihm ohne das geringste Bedenken, bei jeder Gelegenheit, wo er dies wünschte, meine Börse.

Unter solchen Verhältnissen kamen wir nach Castellammare und bezogen ein kleines Haus, an dem Ende des lieblichen, damals keine 15000 Einwohner zählenden Städtchens, welches dem Golfe am nächsten lag und zugleich als der ruhigste und abgelegenste Theil der Stadt

galt, wo meistens solche Leute wohnten, deren Mittel es gestatteten, ganz nach eigenen Wünschen und fern von dem, allerdings nicht sehr lebhaften geschäftlichen Getriebe der Stadt zu leben. Berutti selbst hatte das Häuschen, welches natürlich für uns drei eigentlich noch zu groß war, ausgesucht, auf Grund seiner Lokalkenntnisse, wie er sagte, und nachdem er mir feierlichst erklärt hatte, daß für uns alles und jedes der geplanten Amusements abgeschnitten sei, wenn wir eines der, übrigens miserablen Hôtels der Stadt bezögen. Mir war es recht, denn auch ich zog, nach echt englischer Gewohnheit, selbst auf Reisen das ungebundene Privatwohnen dem Hôtelleben ganz bedeutend vor.

Ueber unsere ersten Schritte in Castellammare läßt sich wenig Bemerkenswerthes sagen. Berutti war aufgeregter, zu wildestem Lebensgenusse geneigter, denn je, ich meinestheils ließ mich nur allzusehr von ihm leiten, und — Bloxam brummte fast Tag für Tag, hielt mir Moralpredigten in seinem breiten irischen Dialekt und entwickelte beständig, wenn wir einmal, was nicht oft geschah, allein waren, seine immer mehr wachsende ungünstige Meinung von Berutti.

Wir knüpften natürlich auch in den feineren Kreisen Castellammare's Bekanntschaften an, doch — inkognito. Zur näheren Erklärung muß ich hinzufügen, daß dies ganz meinem Wunsche entsprach. Weder die haute volée, noch die sonstige Bevölkerung von Castellammare brauchte zu wissen, auf welche Art und Weise der junge Lord Duncombe und sein Freund Carlo Berutti ihre Menschen-

kenntniß praktisch erweiterten. Es war für die Leute vollständig ausreichend, zu wissen, daß ein reicher Engländer, Namens William Berford, und ein nicht minder reicher Neapolitaner, Namens Carlo Donelli, die Gnade hatten, einen Theil ihres Reichthums in den Mauern Castellammare's zu lassen und, soviel in ihren Kräften stand, zur Bereicherung der chronique scandaleuse der Stadt beizutragen. Man ist, wie Sie wissen, in Italien und ganz besonders in Neapel dem Gelde gegenüber nicht prüde, und so öffneten sich uns alle Thüren, auch der feineren Kreise, ohne die geringsten Schwierigkeiten. Niemand kannte uns genauer, selbst Berutti, der, wie ich schon bemerkt, seine Kindheit in dieser Stadt verlebt hatte, ward von Niemandem erkannt, und nichts hinderte uns daher daran, uns gehen zu lassen in des Wortes strictester Bedeutung.

Wir waren etwa vierzehn Tage in Castellammare, und in dem Benehmen Carlo's hatte sich nichts geändert, außer daß er etwa noch erregter war, als bisher, und sehr häufig allein ausging, um dann mit einer an's Krampfhafte grenzenden lustigen Laune heimzukehren. Ich fragte ihn niemals, wo er gewesen, und er schien es absichtlich zu vermeiden, mir darüber irgend welche Auskunft zu geben. Dennoch ward zu jener Zeit die innere Stimme, welche mich vor diesem Menschen warnte, stärker und eindringlicher, als je zuvor. Mehr denn einmal, oft gerade wenn ich am meisten von den leuchtenden Geistesblitzen dieser sonderbaren Natur frappirt und geblendet war, erschien mir das Bild des Mephisto

im Geiste, wenn ich in diese interessanten Züge mit den scharfen, oft lauernden Augen blickte, und ich fragte mich selbst verwundert, worin die magische Gewalt nur liegen könne, die mich so eng an diesen Mann kettete. Schwäche und Energielosigkeit im gewöhnlichen Sinne war es sicherlich nicht. Es war eine Art von dämonischem Einflusse, unter dem ich mich beugen mußte, und dem ich zu meinem Schaden mein Ohr mehr lieh, als für die Ruhe meines Herzens gut gewesen ist.

Doch zurück zu Berutti. Ich sagte schon, daß er jetzt häufiger, als sonst der Fall gewesen war, seine eigenen Wege ging, und in seinem Gemüthe, so sehr er auch bemüht war, dies durch tolle Ausgelassenheit zu übertünchen, irgend welche fremde, störende Elemente tobten, welche ihn gewissermaßen aus dem Gleichgewichte brachten. Bloxam erklärte mir rund heraus, — und er beobachtete ihn ohne Zweifel scharf und unablässig, — Berutti sei drauf und dran, mit dem Gottseibeiuns zu paktiren, und wenn ich mich nicht bald von dem Menschen losmachte, so werde er mitsammt seinem höllischen Patron mir und meinem ergebenen Diener den Hals umdrehen.

Eines Abends, es war am Schlusse eines rauhen Oktobertages, so rauh, als unter jenen sonnigen Breiten überhaupt ein Tag sein kann, — und unauslöschlich ist der Abend meinem Gedächtnisse eingeprägt, — erschien Berutti, wie häufig in der letzten Zeit, ziemlich spät und offenbar mit weinseligen Augen in meinem Schlafzimmer, welches von dem seinigen nur durch einen schmalen Corridor getrennt war. Ich hatte an dem Tage mit

einer befreundeten Familie, unter deren Töchterreichthum ich ein liebliches, kleines Blümchen entdeckt hatte, und der ich in meiner damals beliebten Weise energisch den Hof machte, einen Bootausflug nach der nahegelegenen Insel Capri gemacht, war von den Eindrücken dieses Picknicks und den angestrengten Galanterien etwas ermüdet, und hatte mich daher zeitiger, als sonst, zur Ruhe begeben. Doch ich schlief nicht, sondern blätterte, zu abgespannt, um mich vollständig in Morpheus' Arme zu werfen, in irgend einem Werke moderner italienischer Literatur, — eine Beschäftigung, der ich mich oft und mit größerem Ernste, trotz meiner flotten Lebensweise, hingab. Das Licht der neben meinem Bette stehenden Lampe warf einen hellen Schein auf das Gesicht des eintretenden Neapolitaners, und ich erinnere mich genau, daß mir in demselben Augenblicke ein kaltes Grausen den Rücken herabrieselte. Das dunkle Augenpaar, das mir entgegenstrahlte, hatte momentan einen so lauernden, so dämonischen Ausdruck, doppelt intensiv und zugleich abschreckend durch die heiter lachende Miene des Gesichtes, die wiederum mit der Bläße der Erregung, welche die Wangen des Eintretenden zur Schau trugen, contrastirte, — daß ich unwillkürlich mich im Bette aufrichtete und meine Hand im ersten Impulse nach dem Revolver zucken wollte, welches stets unter meinem Kopfkissen lag. Doch ich besann mich rasch eines Besseren und schämte mich fast meines Angstgefühles, als Carlo sich auf einen vor meinem Bette stehenden Stuhl warf und so laut und herzlich zu lachen anfing, wie man eigentlich von

Dämonen oder nächtlichen Einbrechern nicht zu hören gewohnt ist.

„Diavolo!“ rief er endlich, noch immer lachend. „Wenn ich nicht wüßte, daß Du in einem meiner landsmännischen Poëten studirtest, — ich würde wahrhaftig geneigt sein, zu glauben, Se. Lordschaft hätten sich mit Geistergeschichten aufgeregt, und geruhten augenblicklich in meiner Wenigkeit ein dem Grabe entstiegenes Schreckgespenst zu sehen!“

Er mußte also doch mein unwillkürliches Erschrecken mir von den Zügen gelesen haben. Das war mir nicht lieb, denn ich gab mir nicht gern vor ihm eine Blöße. So zwang ich mich denn zu einem sehr unbefangenen Lächeln und sagte, indem ich mich in meine Kissen zurücklehnte:

„Fehlgeschossen, Freund Carlo! Als eine Geistergeschichte kann ich das Geschreibsel Deines verehrten Landsmannes hier keineswegs betrachten, denn es ist das gerade Gegentheil — eine ganz auffällig geistlose Geschichte, die eine wohlthuend einschläfernde Wirkung auf mich ausgeübt hat. Wenn Du also, ein Umstand, dessen ich mir übrigens nicht bewußt bin, irgend etwas Schreckhaftes in meinem Gesichtsausdrucke gesehen hast, so bitte ich Dich, dies einem aus dem Halbschlafe urplötzlich Aufgescheuchten gütigst zu vergeben.“

„Allergnädigst gewährt!“ erwiderte er mit kurzem Auflachen. „Doch — pah, Dir wird das Schlafen vergehen, wenn ich Dir etwas erzähle, was ich heute Abend entdeckt. Oh, Freundchen, uns hat ein guter Stern

nach Castellammare geführt! Entzückend, sage ich Dir, entzückend!“

Ich glaubte die Wirkung starken Weines aus seiner erregten Stimme heraus zu hören. Er war sonst durchaus nicht gesprächig nach der Heimkehr von seinen einsamen Streifereien. Da ich daher eine etwas langathmige, von Weinbegeisterung durchglühte Liebesgeschichte von der unter uns bekannten Sorte zu hören fürchtete, so stellte ich mich noch schläfriger, als ich thatsächlich war, und sagte:

„Höre, Berutti, störe die Wirkung, welche Dein Landsmann auf mich ausgeübt hat, jetzt nicht. Du würdest mir keinen Gefallen damit erweisen. By Jove, ich glaube, wir haben morgen an den zwölf langen Tagesstunden Zeit genug, einander unsere tollen Streiche zu beichten. Dann kann ich Dir auch etwas erzählen. Die kleine Alessandra — —“

„Bah — Mensch, um Gotteswillen sprich mir nicht von dieser patrizischen Zierpuppe!“ fiel er mir in's Wort. Angelika mußt Du sehen, Du mußt —“

Hier war an mir die Reihe des Unterbrechens. Seine Emphase war so auffällig und in der That, bei solchen Liebesaffairen, wie man von einem doch mehr oder minder blasirten Menschen voraussetzen darf, so ungewohnt, daß ich mein Erstaunen wirklich nicht zurückhalten konnte. Sollte diese Don Juan-Natur sich ernstlich verliebt haben? Ich gab meinen Gefühlen Worte, indem ich ausrief:

„Nun sage mir doch aber, was Dir heute in die

Krone gefahren ist! Bist Du denn wirklich noch derselbe Carlo Berutti, der Weiberverächter, in dessen Augen die Frauen nur Spielzeug zu sein scheinen? Du machst ja Augen wie ein arkadischer Schäfer, und Deine Aufregung ist geradezu überwältigend!"

Ich weiß nicht, ob er Ironie, ob er Mißtrauen aus meinen sicherlich aufrichtig gemeinten Worten herauszulesen glaubte, — jedenfalls veränderte sich sein Wesen momentan. Er wurde kühler und schien den Eindruck, den er auf mich gemacht, wieder verwischen zu wollen.

„Bah", sagte er, von dem Sessel wieder aufspringend und die Hände nachlässig in den Hosentaschen haltend. „Weiberhasser! Das ist denn doch eine etwas schlecht gewählte Bezeichnung für meine Gefühle dem schönen Geschlecht gegenüber. Ich bin den Weibern gegenüber, weil ich ihren Werth im Allgemeinen zu kennen glaube, allerdings Skeptiker, und daher vollständig unfähig, jemals die Rolle des ernstlich verliebten Galan zu spielen. Aber hassen? Keineswegs! Im Uebrigen erlaubt mir die Objektivität, mit welcher ich im Stande bin, weibliche Reize zu bewundern, ganz ungeheuer selbstlos meinem verehrten Freunde und Lord gegenüber zu sein, und ihn bedingungslos an der Freude über eine derartige Entdeckung theilnehmen zu lassen. Namentlich wo es sich —"

Hier unterbrach er seine Auseinandersetzung mit einem lauten Lachen, welches meine Neugierde herausforderte.

„Willst Du nicht etwas deutlicher sein? Dein Lachen sagt sehr viel, und auch wiederum sehr wenig!"

„Nun, verehrter Freund!" versetzte Carlo. „Du bist, wie unsere beiderseitige Erfahrung gelehrt hat, mehr für platonische Liebe geeignet, ich, eh bien, wie soll ich mich ausdrücken, — etwa für praktische Liebe. Und wo die letztere, wie hier, nicht am Platze, da lasse ich Dich gern die erste Geige spielen!"

Er hatte in diesem Punkte nicht unrecht. So wenig prüde und dem Minnedienste im niedrigeren Sinne des Wortes ich abhold war, so darf ich doch zu meinem Gunsten constatiren, daß bis dahin durch mich noch nicht Glück und Ehre eines tugendhaften Mädchens zerstört worden war, und auf mir noch nicht der Fluch eines seines höchsten Kleinods beraubten Elternpaares lastete.

Ich begnügte mich, seine Anspielung mit einem Lächeln zu beantworten.

„Wisse also", fuhr er fort, „daß ich eine Perle gefunden habe, die bisher thatsächlich vor die Säue geworfen worden ist. Sie liegt jetzt noch gewissermaßen im Schmutz, und doch, Wunder über Wunder, sie erscheint mir sogar — unantastbar."

„Allerdings wunderbar", bemerkte ich ironisch.

„Aber Du mußt sie sehen!"

„Weshalb?"

„Weil Du eigentlich weniger ein Don Juan, als ein Don Quixote bist!"

„Wiederum räthselhaft!" erwiderte ich.

„Keineswegs!“ sagte er mit kurzem Auflachen. „Ich will Dir eine Dulcinea schaffen!“

„Seit wann diese kupplerischen Gelüste?“

„Oh, Du mißverstehst mich heute wirklich mit bewundernswerther Hartnäckigkeit. Ich habe Dir ja schon angedeutet, daß wir es hier mit einem Gegenstande zu thun haben, bei dem selbst das schlaueste Weib nicht im Stande wäre, sich einen Kuppelpelz zu verdienen. Wenn ich von einer Dulcinea spreche, so meine ich damit ein Weib, welches einen Don Quixote braucht, der als uneigennütziger Ritter sie aus den Händen eines Drachen, Riesen, Zwergen, Zauberers oder irgend eines ähnlichen Ungeheuers befreit.“

Ich hatte mir, wie gesagt, die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte in seinen edlen Vertreterinnen bewahrt, und die Anspielungen Berutti's, wenngleich er sie in seinem gewöhnlichen spielenden, scherzenden Tone vorbrachte, verfehlten nicht, ein gewisses Interesse in mir wach zu rufen. Die Rolle des schützenden Ritters hatte mir stets behagt, und nicht selten hatte ich auf unseren Wanderfahrten, zum größten Entsetzen meines getreuen Sancho-Pansa-Bloxam, meine Haut zu Markte getragen bei Befreiung irgend einer ländlichen Unschuld aus den Klauen eines meiner rücksichtslosen Genossen, soweit dies überhaupt in meiner Macht lag.

„Ich möchte Dich nun aber wirklich bitten, deutlicher zu sprechen“, sagte ich. „Darf ich doch wohl kaum annehmen, daß Du mich des Schlafes beraubt hast, ledig-

lich um mir irgend ein Abenteuer mit einer piquanten Courtisane zu erzählen!"

„Oh, nun sehe ich schon, daß Du einigermaßen Interesse hast", erwiderte er mit einer, wie mir schien, gemachten Nachlässigkeit. „Ich darf also annehmen, daß ich mit meiner Geschichte Gnade vor Deinen Augen finden werde. Um kurz zu sein: Du sollst die Rolle der Vorsehung übernehmen."

„Eine undankbare Rolle!"

„Undankbar, ja, aber ich kenne Deine Liebhabereien, und weiß, daß Du der Letzte bist, welcher in solchen Angelegenheiten Dank erwartet oder gar verlangt."

„Sehr schmeichelhaft, aber, — warum übernimmst Du die Rolle nicht selbst?"

„Bah, weil ich unmöglich den Bock zum Gärtner machen kann!"

„Du bewegst Dich wirklich fortwährend in Räthseln."

„Das ich nicht wüßte. Nach dem, was ich vorhin gesagt habe, müßte Dir der Sinn meiner Worte vollständig klar sein. Ich besitze eben Offenheit genug, zu erklären, daß ich einem so reizenden Geschöpfe gegenüber absolut nicht fähig wäre, die nüchterne Rolle des Beschützers zu spielen. Wenigstens könnte ich dies nicht ohne Gefahr für mich und für sie!"

„Also einen Beschützer braucht das Mädchen?"

„Einen ernsten und treuen Freund!"

Er sagte dies in einem Tone, der von der leichtfertigen Klangfärbung, in welcher das ganze Gespräch

bisher geführt worden war, völlig entfernt war. Mein Interesse wuchs.

„So erzähle!“ sagte ich.

„Nun, das ist ziemlich einfach. Sie ist die Tochter eines Obsthändlers, in welchem ich durch einen Zufall vor einigen Tagen den enragirtesten Carbonari entdeckt, — ein Umstand, welcher uns sehr bald in's Gespräch brachte, welches sich so interessant gestaltete, daß der Alte mich aufforderte, mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Es ist ein Original, ein Mensch, der viel in seinem Leben gesehen und Erfahrungen der sonderbarsten und interessantesten Art gesammelt hat. Du weißt, daß ich ein Freund von solchen kleinen Harunalraschid-Fahrten bin und mich besonders gern in das Studium origineller Volkscharaktere vertiefe. So ging ich denn unter dem Schutze meines Incognito mit dem Alten nach seiner baufälligen Barracke, und dort — fand ich die Perle im Schmutze.“

„In wiefern im Schmutze? Die Tochter eines ehrwürdigen Vaters, wenn auch von niederstem Stande, ist —“

„Oh, ich bitte Dich, Freund, nicht diese Logik!“ unterbrach er mich. „Von dem Stande des Alten spreche ich nicht. Der Bund, dem er angehört, bringt ihn uns ohnedies näher, und daß die Tochter sich mit Waschen in fremden Häusern ernähren muß, das macht sie in meinen Augen auch wahrlich noch nicht bemitleidenswerth. Aber der Vater ist — ein Narr, oder richtiger, ein egoistischer, gefühlloser Schuft, der vollständig in

seinen politischen Neigungen und Interessen aufgeht und sich herzlich wenig um das Wohl und Wehe seines einzigen Kindes kümmert. Nicht allein, daß er sie mit Brutalität und Rücksichtslosigkeit behandelt. Er ist jetzt drauf und dran, ihr einen Ehemann seiner Wahl aufzuzwingen, von welchem er sich irgend welche Vortheile verspricht, während das Mädchen ihre Liebe schon längst einem Anderen geschenkt. Es ist die alte, so oft in Novellen bearbeitete Geschichte vom barbarischen Vater, der seine Tochter zu einer Ehe zwingen will, und von der unglücklichen Tochter, die den üblichen „armen Teufel" liebt."

„Ja, woher weißt Du denn das Alles aber", fragte ich, während, — ich vermag selbst kaum zu sagen, aus welchem Grunde, — das unklare, schlummernde Mißtrauen wieder in mir rege wurde. „Hat Dir das heute der Vater alles erzählt?"

Es war ein kurzer, rascher Blick, mit dem Berutti mein Gesicht streifte. Und doch sah ich, daß er mit demselben im Fluge meine Gedanken lesen wollte. Vielleicht ahnte er die widerstreitenden Gefühle, welche in meiner Seele aufstiegen. Doch, wie gesagt, diese Musterung währte kaum eine Sekunde. Carlo erwiderte sehr ruhig:

„Der Vater? Nein, alles das, was ich Dir bis jetzt in aller Kürze angedeutet habe, und was ich Dir noch anzudeuten beabsichtige, hat mir der Vater allerdings nicht gesagt, obwohl ich ihn, wie bemerkt, schon öfters gesehen, und er mir wohl von seiner Tochter und

deren „verrücktem Eigensinn“ gesprochen hat. Aber das, was ich heute gehört, kommt aus zuverlässigerer Quelle und bringt mehr Details.“

„So hast Du heute die Tochter erst gesprochen?“

„Heute zum ersten Male gesehen und gesprochen.“

„Und doch warst Du öfters in dem Hause des Alten?“

„Bereits ein Dutzend Mal!“

„Und wie kommt es, daß Du mir niemals etwas davon erzählt hast? — Verstehe mich recht; ich mache, wie Du weißt, nicht den geringsten Anspruch darauf, daß Du mir über Dein privates Thun und Lassen Rechenschaft ablegst, allein die Schweigsamkeit in diesem Falle widerspricht Deinen sonstigen Gewohnheiten.“

„Du hast vollkommen recht, und dennoch ist die Sache sehr einfach. Ich kenne Deine Sympathien für die italienischen Geheimbundschaften. Doch stehst Du denselben oder doch einigen von denselben praktisch fern. Mein Obsthändler, der, nebenbei gesagt, wunderbarer Weise von wallachischen Vorfahren abstammt und den klangvollen Namen Miranescu führt, ist äußerst mißtrauischen Charakters und bezüglich seiner carbonarischen Mitgliedschaft äußerst vorsichtig. Er hätte sofort den „Halben“ in Dir gewittert und wäre mir gegenüber auch verschlossen gewesen. Nun lag mir aber, da er mir verschiedene, für unsere Partei hochwichtige Aufschlüsse und Fingerzeige zu geben vermochte, — Du kennst meine Stellung in unserer Partei, — vor Allem daran, ihn sicher zu machen. Ich habe jetzt keine Rück-

sicht mehr zu nehmen, und, offen gestanden, ich würde auch im entgegengesetzten Falle nicht mehr Rücksicht nehmen, seit ich — Angelica Miranescu gesehen."

„Aber wie ist es möglich, daß Du sie erst so spät gesehen hast?"

„Weil sie in letzter Zeit eingesperrt gehalten worden ist!" rief Berutti mit aufrichtiger oder affectirter Heftigkeit. „Eingesperrt wie eine Verbrecherin, weil sie den armen Teufel von Studenten nicht gehen lassen und sich nicht dazu hergeben wollte, einen Saufcumpan ihres würdigen Vaters zum Manne zu nehmen."

„Abscheulich!" rief ich, und mein leicht erregbares Gemüth faßte immer mehr und stärkeres Interesse für den Gegenstand von Berutti's Erzählung. „Und sie klagte Dir ihr Leid? War es denn so leicht, ihr Vertrauen zu gewinnen?"

„In ihrem augenblicklichen Zustande dürfte es wohl einem Jeden, selbst dem Fremdesten, gelingen, das Vertrauen des Mädchens zu gewinnen!"

„Ist sie so gebrochen?"

„Gebrochen? Allerdings, doch noch mehr, weit mehr, als das!"

„Wie soll ich das verstehen?"

Einen Augenblick pausirte Berutti wiederum, dann sah er mich mit ernsten Blicken an und sagte mit eindringlicher Stimme:

„Ihre Vernunft scheint durch die Grausamkeit des Vaters gestört zu sein. Wenn auch jetzt noch in geringem Grade sich die Anzeichen einer beginnenden Schwer-

muth zeigen, so ist doch kaum einen Augenblick daran zu zweifeln, daß, wenn das bedauernswerthe Wesen nicht auf irgend eine Weise aus diesem furchtbaren Dilemma, in welches sie die Hartherzigkeit ihres Vaters versetzt hat, befreit wird, der Geist dieses herrlichen Geschöpfes, das schön ist, wie der lichte Tag, bald vollständig umnachtet sein wird."

Ich hatte mich vollständig im Bette aufgerichtet, und machte Anstalten, dasselbe zu verlassen. Meine Aufregung war wirklich groß. Berutti hatte es in der That meisterhaft verstanden, mich an der Achillesferse meiner ritterlichen Natur zu treffen. Der Gedanke, daß ein liebenswürdiges, schönes Mädchen, unter den Händen eines bornirten, egoistischen Vaters, von dem Gegenstande seiner Liebe weggescheucht und mit Gewalt in die finstere Nacht des Wahnsinns hineingetrieben wurde, versetzte mich in Feuer und Flamme, und forderte mein jugendlich-feuriges Gemüth mit aller Gewalt zu thatkräftigem Handeln heraus. Meine Phantasie half hier mit, die ganze Sache mit einem romantisch-idealen Nimbus auszuschmücken, und mein Entschluß war natürlich sogleich gefaßt, was irgend in meinen Kräften stand zu thun, um das Schicksal dieses unglücklichen Mädchens zu wenden. Gott ist mein Zeuge, daß in jener Nachtstunde, wo „mein Freund" mir diese aufregenden Mittheilungen machte, und, unverwandt mich betrachtend, seine Beobachtungen über die Wirkungen anstellte, welche dieselben auf mich gemacht, kein anderer Gedanke, bezüglich dieses jungen Mädchens, mein Herz beseelte, als der: „Hier

verlangt deine Ehre, daß du rettend eingreifst, ehe es zu spät ist!“ Meine Seele war rein von jedem unlauteren Gedanken, und ich hatte fast die begeisterte Schilderung der Schönheit Angelika Miranescu's vergessen.

„Halt, halt!“ rief mir Berutti, offenbar von dem Eindrucke seiner Erzählung befriedigt, aber zugleich über meinen Ungestüm etwas erstaunt, zu. „Was willst Du, Freund!? Gedenkst Du vielleicht wirklich bei nachtschlafender Zeit in das Haus des alten Miranescu einzudringen, und mit Gewalt die schöne Angelika aus den väterlichen Sklavenketten zu befreien? Bei San Jago, ein Don Quixote in Unterbeinkleidern! Ha, ha, ha!“

Sein Zweck, meinen Ungestüm durch diesen Einwurf etwas abzukühlen, war erreicht, denn ich mußte selbst über seine drollige Bemerkung lächeln und schlüpfte, indem ich mir klar machte, daß in der That augenblicklich nicht das Geringste in der Angelegenheit zu machen sei, wieder in's Bett. Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf.

„Nach dem, was Du mir von Miranescu erzählt“, rief ich, „sind es hauptsächlich eigennützige Absichten, welche ihn zu seiner hartnäckigen Grausamkeit veranlassen. Eines solchen Menschen Grundsätze sind mit Geld leicht zu erkaufen. Wir bieten ihm eine artige Summe, welche das Mädchen in den Stand setzt, ihren armen Liebhaber zu heirathen, und — der Schwiegersohn mit der Mitgift ist ihm recht!“

„Kein Gedanke, kein Gedanke!“ entgegnete Berutti

mit auffälliger Heftigkeit. „Du irrst Dich in diesem Punkte durchaus, weil Du den eigentlichen Charakter dieses alten Revolutionairs nicht kennst. Ich hätte ja diesen naheliegenden Versuch, den Du andeutest, längst gemacht, aber ich weiß, daß es völlig vergeblich wäre. Wir haben es hier keineswegs mit purer Geldgier zu thun, sondern mit einem fest eingewurzelten Grundsatze, der keineswegs so leicht zu erschüttern ist, wie Du anzunehmen geneigt bist. Die Tochter dieses Mannes wird, — wenn nicht ein Wunder geschieht, oder wir mit der größten Schlauheit, im schlimmsten Falle aber mit offener Gewalt vorgehen, — niemals die Gattin eines anderen Mannes, als eines fanatischen Anhängers der republikanischen Ideen, wie der Alte selbst ist. Das bitte ich Dich festzuhalten, und Du wirst einsehen, daß Dein Plan völlig nichtig ist."

„Aber welchen Plan würdest Du denn vorschlagen?" fragte ich rathlos. „Du bist ja der Ansicht, daß irgend etwas geschehen muß, um das Mädchen zu retten, und, — ich darf sagen, — Dein Interesse steckt mich einigermaßen an."

Berutti nickte nachdenklich mit dem Kopfe.

„Gewiß muß etwas geschehen", sagte er dann, „doch würde jede Ueberhastung vom Uebel sein und unter Umständen zum entgegengesetzten Ziele führen. Vor allen Dingen mußt Du den Alten kennen lernen."

„Zugegeben", erwiderte ich lächelnd. „Das wäre schon ein gewaltiger Schritt zu unserem Ziele. Doch weiter!"

„Der Alte ist, wie gesagt, barbarisch mißtrauisch", fuhr Berutti, ohne weiter auf meine ironische Bemerkung zu antworten, fort, „und es ist daher dringend nothwendig, daß Du nichts von Deinem halben Carbonarismus merken läßt. Du kannst, wenn Du willst, mit seinen republikanischen Ideen Sympathie zeigen, im Uebrigen aber muß er Dich für einen politisch völlig indifferenten Menschen halten. Du mußt ihm durchaus im Lichte Deiner Durchschnitts-Landsleute erscheinen, der „Inglesi", wie sie hier zu Lande als typische Touristen, lediglich „on pleasure bent", bekannt sind. Reich, etwas leichtfertig, dabei höchst phlegmatisch und —"

„Und mit der nöthigen Portion des nationalen Spleen ausgestattet", fiel ich ihm, unwillkürlich über die artige Charakteristik, die er mir in ganz geschäftsmäßigem Ernste octroyirte, lachend, in die Rede. „Du hast wahrscheinlich schon genügende Andeutungen über Deine intime Bekanntschaft mit dem „verrückten Engländer" gemacht!"

„Einigermaßen ja", erwiderte Berutti mit eigenthümlichem Lächeln. „Natürlich nicht in dieser Form, wie Du anzudeuten beliebst. Doch es gilt, daß Du, ohne beim Vater Verdacht zu erregen, das Vertrauen des Mädchens gewinnst. Sie ist, — wie ich Dir schon gesagt, — auf dem besten Wege schwermüthig zu werden, und scheint lenksam wie ein Kind zu sein. Es dürfte Dir also nicht schwer fallen, Dich ihr zu nähern und ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß Du ihr ein treuer Freund und sie aus der Tyrannei ihres Vaters zu erretten bereit bist."

Mir war der Plan, den Berutti geschmiedet, noch keineswegs klar.

„Was soll aber damit erreicht sein?" fragte ich daher. „Gesetzt auch, ich gewinne das volle Vertrauen Angelika's, wem ist damit geholfen?"

„Nun, Dir!"

„Mir?" fragte ich verwundert.

„Nun ja, Dir, oder doch Deinen, unseren Zwecken."

„Das ist mir eben völlig unerklärlich. Sprich etwas deutlicher!"

„Nun, das ist doch sehr einfach. Sieht das Mädchen Deine Aufrichtigkeit, so wird sie unbedingt jeden Rath annehmen, den Du als wahrer und einziger Freund ihr ertheilst, und wird Dir in Allem und überall hin folgen."

„Wenn man Dich sprechen hört, so sollte man glauben, ich habe ein galantes Abenteuer vor, und es handle sich um eine Entführung, die ich in's Werk zu setzen beabsichtige."

„Affè di Dio! Mylord sind heute Nacht in der That merkwürdig zurückhaltend im Begreifen!" rief Berutti unter lautem Auflachen. „Um was soll es sich denn sonst handeln, als um eine Entführung? Ich für meinen Theil sehe wenigstens keinen anderen Weg. Der einzige Unterschied ist der, daß es sich eben nicht um ein „galantes Abenteuer" in dem von Dir angedeuteten Sinne des Wortes handelt, wenigstens nicht in Deinem Interesse, sondern um die Entführung eines Mädchens aus dem Hause eines tyrannischen, verrückten Vaters,

zu Gunsten einer dritten, allem Anscheine nach durchaus ehrenwerthen Persönlichkeit."

Es lag eine so eigenthümliche Mischung von Ernst, Scherz und Ironie in dem Tone seiner Rede, daß ich in der That momentan nicht wußte, wie ich seine Worte deuten sollte. Ich war keineswegs eine Natur, welche vor irgend einem tollen Wagniß zurückschreckte, sondern fand im Gegentheil, wie Berutti nur zu wohl bekannt war, ein ganz besonderes Vergnügen im Ausführen solcher Unternehmungen, die mit möglichst vielen Schwierigkeiten verknüpft waren, und an sich schon den Charakter von sogenannten „Geniestreichen" trugen. Dennoch erschien mir der Plan Berutti's nicht nur immer noch etwas unklar, sondern auch über die Maßen kühn. Es kam mir Alles so überraschend, so plötzlich. Der romantische Anstrich der Sache zog mich unwillkürlich an, andererseits lag etwas so Sonderbares in der ganzen Natur dieser Mittheilungen und Vorschläge Berutti's, in der ungewöhnlichen Zeit, die er für dieselben gewählt, — kurz, ich fühlte mich angeregt und abgeschreckt zu gleicher Zeit, in einer Stimmung und Gemüthsverfassung, die alles normalen Gleichgewichtes entbehrte. In der That, wenn ich jetzt auf jene Thatsachen zurückblicke, — und sie stehen nur zu lebendig vor meinem Auge, — so muß ich fast die mephistophelische Schlauheit, den enormen Scharfsinn des Neapolitaners bewundern, mit welchem er die Sache eingefädelt hat, mich gewissermaßen überrumpelnd und zu einer Auffassung der Dinge verleitend,

der ich mich unter anderen, normaleren Umständen vielleicht nicht hingegeben hätte. — — — —

Ich zögerte nicht, Berutti meine großen Bedenken gegen seinen tollen Plan aufrichtig auszusprechen. Er wies sie lachend und mit seiner gewöhnlichen überzeugenden Beredtsamkeit zurück.

„Nichts ist klarer und einfacher, als mein Plan", sagte er. „Ich selbst würde ihn ausführen, auf eigene Faust, wenn ich nicht zweierlei fürchtete: Erstens bin ich Italiener und habe hier mein Heim und meine Zukunft, darf mich daher hier nicht so öffentlich in etwaige Unannehmlichkeiten bringen. Zweitens aber, — parbleu, das Mädchen ist so entzückend schön, daß ich mir selbst nicht genug Charakterfestigkeit zutraue, um sie für einen Andern zu rauben, — — ohne —, doch genug davon; ich habe mir von vornherein gesagt, hier gehört Alt-England her (mit diesem Scherz-Namen beliebte er mich öfters zu bezeichnen). Dein charakterfester Platonismus und Deine philanthropischen Neigungen schienen mir sofort am allergeeignetsten, da einzugreifen, wo ich mit meiner „allzu menschlichen" Natur nicht ausreichte. Ueberdies bist Du als freier Sohn Albion's viel mehr Dein eigener Herr, als ich. Du kannst, ohne Deiner sogenannten „Zukunft" irgend welchen Schaden zu thun, Neapel, Italien verlassen, sobald es Dir beliebt. Und was kannst Du in der Sache thun? Von Ueberredung und direkter Beeinflussung durch Geld ist, wie ich Dir schon gesagt habe, dem Alten gegenüber keine Rede. Das einzige, womit er zu besiegen wäre, ist eben — das

fait accompli. Wenn er die Beiden, — ich meine Angelika und ihren Paramour, — als würdiges Ehepaar vor sich sieht, nun, so kann er höchstens ein Paar unschädliche Flüche herabwettern, und muß schließlich doch in den saueren Apfel beißen. Dazu aber kann Dein Geld helfen. Du machst Dir Angelica in ihrem eigensten Interesse zur Freundin, überredest sie zur Flucht mit Dir, setzt Dich mit jenem unglückseligen Studiosus in Verbindung, hilfst den Beiden, vermöge Deiner wohlgefüllten Tasche, aus, fungirst irgendwo „im Auslande" als Trauzeuge, und überläßt sie dann, nachdem Du die alsdann unumgängliche Versöhnung mit dem Alten, wobei ich natürlich hilfreiche Hand leisten werde, erzielt hast, ihrem Schicksal. Die Sache ist alsdann glatt und fertig, Du hast ein unglückliches Paar glücklich gemacht, bist um ein außerordentlich interessantes Abenteuer reicher, und nimmst noch überdies ein Bewußtsein mit Dir, welches Deinem menschenfreundlichen Gemüth ein wahres Labsal sein muß. Du wirst mir zugeben müssen, daß unter diesen außerordentlichen und ungewöhnlichen Umständen mein Plan der einfachste, ja, sagen wir, geradezu der einzige ist, der überhaupt gefaßt werden kann. Weißt Du hingegen einen anderen und besseren, — nur heraus damit! Du weißt, ich lasse mich gern belehren, und ich bin gern bereit, mich vor Deinem ruhigeren und gemesseneren Urtheile zu beugen."

Leider war ich nicht in der Lage, ihm gegenüber an jenem Abende mein angeblich „ruhigeres und gemesseneres Urtheil" in Anwendung zu bringen. Er war

Derjenige, welcher mit der ruhigen und kaltblütigen Ueberlegung eines Dämons die Schlingen legte, in welchen ich mich mit meinem damals ebenso feurigen, wie unsteten Gemüthe fangen sollte und mußte. Es wird Ihnen, mein werther Freund, vielleicht unbegreiflich scheinen, daß ich nicht einfach die mindestens überschwenglichen, tollen Pläne Berutti's mit einem hellen Gelächter beantwortete. Ich selbst fühle jetzt neben den Gewissensbissen noch die Scham darüber, daß ich das Opfer einer mir jetzt so plump erscheinenden Machination habe werden können. Allein, ich habe ihnen schon den wunderbaren Einfluß auseinander gesetzt, den dieser Mensch auf mich auszuüben verstand, und dann müssen Sie noch meine hervorstechende Neigung für alle abenteuerlichen Unternehmungen mit in die Wagschale legen, zugleich mit der unnatürlich erregten Stimmung, in welcher ich mich an jenem Abende, durch die sonderbaren Mittheilungen Berutti's, befand.

So war denn die natürliche Folge, daß ich schließlich, wie in den meisten ähnlichen Fällen, meinem „Freunde" recht gab, und sogar noch mit anhören mußte, wie er, in scheinbar scherzendem Tone, meine Dankbarkeit herausforderte für die rühmenswerthe Uneigennützigkeit, mit welcher er mir Gelegenheit gab, in einer so hochinteressanten, ja sogar an das Piquante streifenden Affaire mich die Hauptrolle spielen zu lassen, welche er mit ein klein wenig mehr Rücksichtslosigkeit oder Gewissenlosigkeit, wie er sagte, so leicht hätte auf seine eigenen Schultern nehmen können.

„Ich bin, verehrter Freund, fast länger, als gebührlich, bei dieser nächtlichen Unterredung verweilt, und bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie mit der detaillirten Wiedergabe derselben ermüdet und gelangweilt haben sollte. Allein ich werde Sie durch möglichste Kürze und Gedrängtheit in dem nachfolgenden Theile meiner Erzählung für diese Weitschweifigkeit nach Kräften entschädigen. Ich habe meine guten Gründe dafür, daß ich gerade bei diesem Theile derselben ausführlicher gewesen bin, als Ihnen vielleicht lieb ist. Nicht allein, daß mir jedes Wort, das in jener verhängnißvollen Nacht zwischen uns gewechselt wurde, unverlöschlich in meiner Seele eingeprägt ist, es ist auch die ganze Art und Weise, wie dieses Complot, — denn als ein solches stellte es sich heraus, — gegen mich eingefädelt wurde, von höchster Wichtigkeit für die Beurtheilung all der nachfolgenden Ereignisse, welche sich daran knüpften und in welchen ich die wenig beneidenswerthe Hauptrolle spielte.

Sie werden daraus erfahren haben, daß, wie Sie auch immer die weiteren Begebenheiten sich gestalten sehen werden, ich, eingelullt in Vorstellungen von einem guten und lobenswerthen Werke, wenn auch auf einer abenteuerlichen Basis beruhend, mit den besten und reinsten Absichten von der Welt, meine Hand zur Ausführung des Planes bot, welchen Berutti ersonnen hatte, um mich moralisch und vielleicht auch physisch zu Grunde zu richten. Ich darf mir schon diese captatio benevolentiae Ihnen gegenüber erlauben. Es wird dieselbe nicht im

Stande sein, meine nachfolgende Handlungsweise zu entschuldigen, allein es wird mir doch ein Trost sein, wenn sie dazu beiträgt, dieselbe wenigstens in einem einigermaßen milderen Lichte erscheinen zu lassen. — — —

An jenem Abende haben wir keine weiteren Verhandlungen mehr gepflogen. Nachdem wir noch die Angelegenheit eine kurze Zeit hin und her besprochen hatten, gab mir Berutti den heuchlerischen Rath, obwohl er recht gut wußte, daß er alle meine Bedenken bereits besiegt hatte, die Sache „zu beschlafen".

Als ich andern Morgens nach aufregenden Träumen, die mich vollständig um die Erquickung, welche Gott Morpheus uns Staubgeborenen so gerne verleiht, gebracht hatten, erwachte, stand mein Entschluß bereits fest. William Berford, der ahnungslose Optimist, sollte und mußte die schöne Angelika schleunigst entführen. Wie ein kategorischer Imperativ drängte sich diese Rettungsthat seiner opferwilligen und edelmüthigen Seele auf.

Was soll ich Sie, mein bester Herr Doktor, mit den Präliminarien dieses Wagnisses langweilen. Ovum ovo simile est! Entführungsgeschichten übertreffen an Aehnlichkeit noch der Eier frappante Verwandtschaft; der Zauber der Romantik stempelt sie zu Ereignissen, die ihres gleichen eben nur unter sich zu suchen haben.

Und doch war ich, wie Sie aus dem Voraufgeschickten begreifen werden, in jenen Tagen kein Pluto, der die Narcissen suchende Proserpina gewaltsam den Auen Siciliens entrückte, und noch weniger ein Paris, der, Menelaos betrügend, die schöne Helena für sich selbst begehrte.

In zwei Punkten indeß glich mein kühnes Abenteuer den letzterwähnten Mythen dennoch auf ein Haar. Angelika nämlich fand ich schon bei der ersten Begegnung liebreizend, bestrickend, unwiderstehlich wie je ein Weib, das meinen Lebensweg gekreuzt, und der große Zeus im Himmel ließ meinen Raub, wie den der Proserpina und Helena, nicht blos geschehen, sondern auch über Erwarten gelingen.

Unter dem unerträglichen Drucke jener empörenden Behandlung, der das himmlische Mädchen im elterlichen Hause je länger, desto mehr ausgesetzt war, gewann ich sein Vertrauen wie im Fluge, und die beglückende Aussicht des unglücklichen Geschöpfes, nun bald mit dem Geliebten seines Herzens vereinigt zu werden, besiegte schließlich alle Gewissensscrupel des Kindes, seinem tyrannischen Vater gegenüber.

Schon Ende desselben Oktober, wo ich den Namen Angelika zum ersten Male aus Freundesmund gehört, in einer finsteren, regnerischen Neumondnacht, gelangten wir, da Miranescu mehrere Tage in Geschäften von Hause abwesend war, unbehindert nach Rom, der Abenteuerstadt par excellence.

Der Mephisto Domelli, recte — Berutti aber, welcher unsere Flucht aus Castellammare in scheinbar selbstlosester Weise und mit erdenklichster Raffinirtheit vollführen half, hatte unter der Aegide der Wahrheit: „Mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert" mit dem psychologischen Scharfblick eines Teufels auf die seelische Wirkung der dauernden unmittelbaren

physischen Nähe des ewig Weiblichen, das hinan zieht, meine Wenigkeit betreffend, spekulirt.

Deutlicher gesprochen, noch ehe ich acht Tage mit der schönen Entführten, die ich natürlich für meine junge Frau ausgab und dem entsprechend kostumirte, in Welschlands Babel an der Tiber geweilt hatte, war — c'est le coup de la fable — aus dem kühlen Beschützer der Unschuld ein glühender Liebhaber geworden; aus dem entsagenden Platoniker ein begehrlicher Epikuräer, der sich im Stillen sagte: „Narr, der du bist, eine so süße Kastanie für einen völlig Unbekannten aus dem Feuer holen zu wollen!“

Unter den Auspizien dieser meiner Herzensmetamorphose, diesem jäh ausbrechenden Gluthstrom einer ersten, wahren und tiefen Geschlechterneigung, die mit elementarer, dämonischer Gewalt fortan mein ganzes Sein erfüllte, schien mir Rom noch zu nahe und nicht der geeignete Ort, dem etwa Kommenden mit ruhigem Auge entgegen sehen zu können. Furcht vor dem rachebrütenden Vater des geliebten Mädchens, mit Scham vor dem Freunde zugleich reifte in mir den Entschluß, unverzüglich noch weiter nach dem Norden Italiens und zwar nach dem Paradieslande der Riviera di Ponente aufzubrechen, dort das beseligende Glück der Liebe mit absoluter Sicherheit in vollen Zügen zu genießen.

Ehe wir jedoch aufbrachen, traf ein Brief Berutti's an mich ein, der jenen Entschluß nur noch bestärkte und meine Brust zugleich von ihrem drückendsten Alp befreite. „Denke Dir“, schrieb mir besagter Teufel, gegen den,

aller Warnungen Bloxam's zum Trotze, gerade jetzt jede Spur von Argwohn geschwunden war, ja den ich als meinen Glücksspender segnete und aus Dankbarkeit gern kanonisiren lassen hätte, wenn das möglich gewesen wäre, „denke Dir, Angelika's Geliebter hat das Pech gehabt, beim Baden zu ertrinken, so daß Du zunächst gut thun wirst, seine jetzt doppelt unglückliche Verlobte in schonender Weise auf diesen unersetzlichen Verlust vorzubereiten!"

Der Egoismus der Liebe stand in meinem Herzen bereits in solcher Blüthe, daß ich beim Lesen dieser Zeilen laut aufjauchzte und in diesem Freudentaumel natürlich vollends die neue Schlinge nicht bemerkte, welche mir Berutti's Höllenkunst mit Teufelsgrinsen um meinen Hals legte.

Angelika, der ich vorredete, daß ihr Geliebter, der Vorsicht halber, erst in Mentone zu uns stoßen werde, reiste willig mit mir über Florenz nach Genua, wo ich ihr die schlimme Nachricht Berutti's, welche die ganze Sachlage mit einem Schlage verändert hatte, zu offenbaren gedachte.

Bloxam, mein treuer Diener, augenscheinlich froh, mich endlich von der Person des von ihm längst als Schurken erkannten Freundes getrennt zu wissen, schien von dem, was damals in meiner Seele vorging, nicht das Leiseste zu merken. Er sah, nach wie vor, als was ich mich selbst anfänglich mit Ernst betrachtet hatte, nur den Retter und Beschützer Angelika's.

Was aber die Wahl unseres nächsten Aufenthalts betraf, so sagte ich mir hoffnungsfreudig: „Die Riviera

di Ponenta hat schon so manche kranke Menschenbrust gesunden gemacht; sie wird für Angelika zu einem Sanatorium des Herzens werden."

Und in der That, der Reiz der Neuheit, den diese herrlichste aller Küstenlandschaften auf mein Mädchen ausübte, schien ihre schon chronisch gewordene Schwermuth allmählich zu bemeistern. „Mein Mädchen" wiederhole ich, denn im Grunde meines Herzens nannte ich dieses himmlische Geschöpf bereits mein eigen und, parole d'honneur, liebster Doktor, seit Berutti's Briefe trug ich mich wirklich mit der Absicht, Angelika, deren Name schon einen Engel bedeutet, sobald sie selbst in eine Verbindung mit mir willigen würde, allen Vorurtheilen und Hindernissen meiner Angehörigen zum Trotz, als Gattin heimzuführen.

Da lag es denn bald vor uns, das alte, schöne, stolze Genua, mit seiner von Kirchen und Palästen strotzenden Terrassenküste, mit seinem indigo-blauen, ligurischen Meer. Da ragten sie empor, die orangenbewachsenen Vorberge der wilden Seealpen und hinter ihnen die kahlen, mit ewigem Schnee bedeckten Felsmassen dieser unbeschreiblich imposanten Gletscherwelt.

Welch ein entzückendes Bild, dieser Busen von Genua, mit seinen Molen und Leuchtthürmen, mit seinem Gewimmel von großen und kleinen Fahrzeugen aller Nationen auf tiefblauer, von der Sonne in flüssiges Gold verwandelten Meeresfläche.

Und dann die engen, mit Wäsche und Kleidungsstücken aller Art auf's wunderlichste drapirten Straßen

und ihren charakteristischen Menschentypen. Die rothbemützten Marinari, mit ihrem verwitterten, lederfarbenen Gesicht, und die schreienden und peitschenknallenden Lastwagenführer, mit ihrem hochbepackten, zweiräderigen Gefährt und mehreren Pferden oder Maulthieren als Spitzgespann. Schöne Genueserinnen trippeln, reichlich geschminkt, in eleganten Pariser Toiletten, behende über das reinliche Lavapflaster, während die städtischen Aufseher, in schwarzem Rock und Cylinder, in weißen Handschuhen und gleichfarbiger Cravatte, wie deutsche Leichenbitter ausstaffirt, mit Würde ihres Amtes walten.

Im Hôtel „Christoforo Colombo", das ich Angelika's wegen, meiner eigenen Gewohnheit entgegen, bezog, erinnerte mich ein rumänischer Gutsbesitzer, ein überaus struppiger Geselle, mit einer Lammfellkappe auf seinem dunklen Haar und den nationalen Woilach kühn um die Schulter geschlungen, mit Entsetzen an seinen Landsmann, den Vater Angelika's. War dieser Letztere nur halb so wild in seinem Innern, wie jener Rumäne in seinem Aeußern, so konnte ich mich, falls ich mit ihm zusammen traf, auf das Schlimmste gefaßt machen.

Tausendmal nahm ich mir vor, Angelika schon hier in Genua über ihre jetzige eigenthümliche Lage aufzuklären, ihr das plötzliche Ableben des Geliebten mitzutheilen, um gleich hinterher das oft so probate Heilpflaster einer Liebeserklärung auf die klaffende, frische Wunde drücken zu können, aber meine Offenbarungen, so sehr auch Zeit und Gelegenheit dazu drängten, unterblieben, weil mich bezüglich ihrer Wirkungen doch große Zweifel quälten.

So kamen wir nach Mentone, unser Reiseziel, wo ich, wohl oder übel, Farbe bekennen mußte. Kennen Sie Mentone, bester Doktor, die Perle der Riviera di Ponenta? Haben Sie seine Orangen- und Citronengärten gesehen und über die azurenen Wogen des Meeres nach Corsika im Süden ausgeschaut?

Dem Himmel am nächsten, weit über der See und von klarstem Aether umweht, fern dem Geräusch der unruhigen Stadt, schlafen dort Erdenpilger aller Zonen, weil selbst in Mentone für den Racker Tod kein Kraut gewachsen ist. Zu ihren Füßen summen die Glocken der Kirchen und Klöster, und die Gebete der Gläubigen dringen wie aus der Unterwelt zu ihnen herauf.

Dieses memento mori, sollte man meinen, hätte mich endlich zu ehrlichem Reden drängen müssen, aber, im Gegentheil, Furcht und Leidenschaft umklammerten mein moralisches Gefühl bereits mit so eisernem Griff, daß ich, als mich Angelika, bekümmert über das lange Ausbleiben des Geliebten, mit Fragen bestürmte, statt die Wahrheit zu sagen, oder besser, das, was ich selbst für wahr hielt, zu einer neuen Lüge griff.

Wie mir Berutti mitgetheilt, sei ihr Verlobter erkrankt und dadurch am eigenen Schreiben verhindert, betheuerte ich ihr, doch sei sein Zustand, nach Aussage der Aerzte, wohl langwieriger, doch keineswegs gefährlicher Natur. Mit Beginn der Fasten werde der so heiß Ersehnte sicher in Mentone eintreffen, und die Zeit bis dahin hier an der Riviera di Ponenta zuzubringen, erscheine um so gebotener, als der betrogene Vater die

entflohene Tochter wuthschnaubend bis in's Toskanische Gebiet hinein verfolge.

Auf diese Weise glaubte ich wieder Zeit und damit Alles gewonnen, während Angelika, die, wie die meisten Schönen ihres Standes und Landes, des Schreibens und Lesens vollständig unkundig, mich mit der Correspondenz an den Geliebten beauftragte, in dieser Lage der Dinge nichts anderes übrig blieb, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Für mich aber, der ich mich schon lange unverzeihlicher Feigheit anklagte und, bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt, zwischen Redlichkeit und Heuchelei hin und her schwankte, sollte nun der Mentoner Carneval als äußerster Termin der nicht länger abzuweisenden Enthüllungen gelten; gerade von diesem lustigen Fasching versprach ich mir viel in Bezug auf Angelika's Gemüthsverfassung und die Ueberwindung meiner Furcht.

Endlich nahte jener Krönungstag des Narrenprinzen, für welchen die katholischen Länder Witz, Laune, Gold und Frohsinn Monde vorher aufspeichern und dessen ungezwungene Heiterkeit ein ganzes Jahr von Schmerzen und Traurigkeit aufwiegen soll.

Wie in Rom, so bildet auch in Mentone die sogenannte bataille de confetti den Höhenpunkt des ganzen Mummenschanzes. Mit dem lauten Geschrei: „Bons-bons!“ preisen die Confettiverkäufer ihre weißen und bunten Gypskügelchen an und sie, mitsammt den Drahtmasken- und Beutelhändlern, deren Waare bekanntlich das Bombardement mit den Gypskugeln erträglich zu

machen bestimmt ist, tragen am meisten zu der richtigen Karnevalsstimmung bei.

Vor dem großen Casino placirt sich gewöhnlich die maskirte Hautevolée Mentone's und hier entwickelt sich denn auch, während die Musik in dem Pavillon des Casinoparkes die lustigsten Weisen spielt, die Hauptschlacht. Ganze Berge von Confetti werden hier in Bewegung gesetzt, und binnen Kurzem sehen alle Festtheilnehmer wie weißbestäubte Müller aus.

Fischer, Winzer, Landleute darstellende Charaktermasken bilden das Hauptcontingent des sich durch die Hauptstraßen bewegenden Narrenzuges; doch am allernärrischsten nehmen sich stets die Eselkavalkaden dabei aus, weil Gevatter Langohr, durch den Lärm um sich her scheu und wild gemacht, die tollsten Capriolen producirt und seinen Reiter in den meisten Fällen Lerche schießen läßt.

Und in der That übten diese Karnevalsfreuden den günstigsten Einfluß auf Angelika's Gemüth. Sie war heiter und gesprächig geworden und hing an mir, ihrem Retter und Beschützer, mit einer wahrhaft rührenden Innigkeit. Aber wie ein aufsteigendes Gewitter in jäher, erschreckender Weise allen Sonnenglanz des Tages hinwegscheucht, ebenso plötzlich verwandelte sich diese Stimmung in ihr Gegentheil, als ich auf einem Spaziergange nach Monte Carlo, unter Palmen mit ihr dahin wandelnd, Berutti's Nachricht endlich in ihr argloses Herz lancirte.

Nicht der entzückende Blick durch dunkle Pinienwälder auf das smaragdgrün leuchtende Meer, nicht die

von Oliven beschatteten, tiefen Thäler der röthlich bestrahlten Alpenvorberge vermochten den schmerzlichen Eindruck meiner Mittheilungen zu mildern, selbst die balsamische Luft, die uns mit erquickender Kühle umfluthete, versagte in diesem furchtbaren Augenblicke jede Wirkung auf Angelika's Nerven. Mit einem jammervollen, Mark und Bein erschütternden Aufschrei sank sie mir in die Arme, und als ich schließlich, nachdem das unglückliche Mädchen einigermaßen wieder zu sich gekommen, von einem Ersatz durch meine Liebe zu sprechen wagte, wehrte sie diese Art Tröstung mit einer Energie ab, welche meine Leidenschaft zu Raserei entflammte.

Damit, lieber Doktor, war ich denn leider bei dem Punkte angekommen, meiner bisherigen Verschuldung, Angelika gegenüber, die Krone aufzusetzen.

„Der ist ein Rasender, der nicht das Glück
Festhält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in seine Hand gegeben!"

dachte ich noch selbigen Tages mit Schiller, und so passirte mir etwas Menschliches, das ich hinterher so bitter bereuen sollte.

Die Sorge um meine Schutzbefohlene trieb mich zum ersten Male auch während der Nacht in Angelika's Hôtelzimmer, und — Gott verzeihe mir meine Sünde — es schlug die Stunde, wo ich sterblich war und wo der Zug des Herzens, oder besser, der Leidenschaft, meines Schicksals Stimme wurde.

Und das gerade hatte der schändliche Berutti gewollt; die Consequenzen meines Vorgehens an Angelika

sollten die Sprossen jener Teufelsleiter werden, welche er hinanstieg, um über ein neues, gelungenes Werk seiner Schurkerei zu triumphiren.

Lassen Sie mich kurz sein, bester Doktor. Als Angelika sich Mutter wußte, erfuhr ich durch einen Bekannten, den ich zufällig in Monte Carlo traf und den Berutti ebenso wie mich dupirt hatte, daß dieser Elende im Dienst der Jesuiten Ränke schmiedete, und auf ihre Weisung hin seine Bubenkünste, die zunächst darauf gerichtet waren, den enragirten Carbonari Miranescu durch seiner Tochter Hand zu vernichten, auch gegen mich so meisterlich in Scene gesetzt hatte.

Helle Verzweiflung ob dieser furchtbaren Entdeckung packte mich damals und zog mich wider Willen an die Spieltische von Monte Carlo. Ich wäre heute vielleicht nicht bloß ein gebrochener, sondern auch ein armer Mann, hätte nicht der Anblick des Kindes der Liebe, das ich im Oktober des folgenden Jahres auf meinen Vaterarmen wiegte, mich noch rechtzeitig aus meiner seelischen Betäubung aufgerüttelt.

An diesem Kinde wieder gut zu machen, was ich an seiner Mutter verschuldet, galt mir fortan als höchster Lebenszweck. Aber, Entsetzen und kein Ende! Das ist der Fluch der bösen That, die fort erzeugend Böses muß gebären.

Auf einem Ausfluge nach dem Schlosse Monaco war unser Kind mit einem Male verschwunden und blieb verschwunden. Jesuitische Helfershelfer hatten es uns förmlich aus den Händen gerissen, ohne daß wir den schänd-

lichen Raub, als er geschah, bemerkten. Die Folge dieses Ereignisses war noch schlimmer, als der Verlust des Kindes an sich. Angelika fiel in Wahnsinn und endete im Wahnsinn, nachdem sie zum Ueberflusse auch noch die Kunde ereilte, ihr Vater habe ob der Schande seiner Tochter, von der Berutti pflichtgemäß ihn unterrichtet, sich an dem ersten besten Baum erhängt.

Daß ich nach diesen Erfahrungen und Erlebnissen dem Lande der Pfaffen so schleunig als möglich den Rücken kehrte, um zunächst in meiner englischen Heimath Balsam für so fürchterliche Enttäuschungen zu suchen, brauche ich Ihnen, mein verehrter Freund, nicht erst zu sagen. Schwerlich wäre ich auch jemals nach Italien zurückgekommen, hätte nicht meine entschiedene Weigerung, dieses sonst so herrliche Stück Gotteserde wieder zu betreten, bei jener standesgemäßen Frau, die ich mehrere Jahre später als Gattin heimführte und als Mutter meiner nun verklärten Maud nicht blos hochachten, sondern auch lieben lernte, Verdacht erregen müssen.

Nach wahren Odysseusfahrten durch aller Herren Länder, Reisen, denen ich unter anderen, wie Sie wissen, den Besitz der, ich darf wohl sagen Adoptivtochter Eva Robertson danke, die mich wie eine deutsche Nausikaa pflegte und tröstete, als Gemahlin und Tochter dem Erdenleben Valet sagten, brachte mich das Schicksal nach Rom zurück.

Leider nicht, um mein Herz vollends zu beruhigen und mir das lange Gras zu zeigen, welches, wie ich annehmen mußte, über der Geschichte mit Angelika in-

zwischen gewachsen war; nein, im Gegentheil, um mich den Kelch des Leidens und Schmerzes, welchen mir diese Verirrung bereitet, bis auf die Neige leeren zu lassen; ja, um noch dem Greise das Facit jener Jugendtragödie als flammendes mene tekel vor die Augen zu malen.

Daß selbst mich alten Mann der heute noch lebende und keineswegs beim Baden verunglückte einstmalige Geliebte Angelika's endlich auskundschaftete und nachträglich zu eigenem Unglück — er starb an den Folgen der Verwundung, die ihm meine Kugel zufügte — auf Pistolen forderte, will nämlich nichts bedeuten im Vergleich mit jenem jüngsten Briefe Berutti's, den dieser heimliche Scherge für Altar und Thron, anscheinend unter tiefsten Gewissensbissen, neulich von seinem Sterbebette aus an mich richtete.

Alle meine langjährigen Bemühungen, diesen Verräther an meiner Freundschaft und Ehre, diesen Vernichter dreier Menschenleben und Zerstörer meines Glückes, wie meiner Gesundheit, zur Rechenschaft zu ziehen, blieben erfolglos, so daß ich schon glaubte, die rächende Nemesis habe ihn längst ereilt. Da, bester Doktor, erhalte ich, meinen eigenen Augen kaum trauend, diesen Sühnebrief Carlo Berutti's, der aus der jetzigen Besitzung der Brüder vom heiligen Kreuz in Rom, dem Kloster St. Brigitta, an mich schreibt:

„Mein einstiger Pylades!"

Aber lesen Sie gütigst selbst, Doktor, denn ich fürchte, daß der wahrhaft niederschmetternde Schlußpassus dieses Schreibens, wenn ich ihn selbst noch ein-

mal zu Gesicht bekomme, das Blut aus meinen Adern drängt."

Mit einem besorgten Blick auf seinen Patienten, dessen Farbe bei den letzten Worten immer grauer geworden war, nahm Dr. Malder jetzt das Schreiben, welches Lord Duncombe inzwischen aus seiner Brieftasche gezogen und schnell entfaltet hatte, und las für sich:

„Mein einstiger Pylades!

Es steht geschrieben, daß Freude ist im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Zähle Du nicht zu diesen neunundneunzig Gerechten, sondern vergieb, in meiner Sterbestunde flehe ich darum, was ich an Dir gethan.

Edel und brav war ich, wie Du, bis mich mein Beichtvater in die Netze des Jesuitismus zog, bis mich Loyola's Jünger, alles Heilige und Menschenwürdige im Keime erstickend, zu einem, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Werkzeug ihres Teufelswillens machten und in den Carbonaris die Erzfeinde der Kirche oder vielmehr ihrer Herrschsucht zeigten.

Unter der Maske eines Freundes, eines Republikaners und Freidenkers betrog ich Dich und viele Hundert Andere, ja ließ mir meine Bubenthaten mit Ordensgeldern bezahlen, die mir, je länger, desto mehr, in reichen Strömen flossen. Erst schweres, Jahre langes Siechthum, die Folge meiner Ausschweifungen in sinnlichen Genüssen, hat mir den Seelenstaar gestochen, und die Brüder von St. Croix, in deren Niederlassungen einer ich jetzt sterbe, brachten mich dann vollends auf den Weg der Reue und Buße.

Aber ehe ich aus dieser sündigen Welt scheide, will ich Dir noch — Du magst mir nun verzeihen oder nicht — ein offenes Geständniß, die Affaire mit der Angelika betreffend, ablegen. Ihr und Dein Kind, das Dir bei Monte Carlo von Jesuitenschergen entrissen wurde, lebt heute noch und ist — erschrick nicht vor der nackten Wahrheit — ist Zerbinotto, genannt Volpicino, das Entsetzen Rom's und aller Carbonari.

Rette diesen Deinen Sohn, das Pfand Deiner ersten Liebe, wenn Du kannst; mache wieder gut, was Jesuitenkünste an seinem Leibe wie an seiner Seele gesündigt haben. Ist das aber nicht mehr möglich, so tröste Dich damit, daß auch ich einen ähnlichen Bastard, den Abruzzensprößling Il Vieco, den Schielenden, zeugte. Frère, il faut mourir!

Dein

Carlo Berutti.

Dr. Malder hatte diesen Brief noch nicht zu Ende gelesen, da überfluthete plötzlich ein Blutstrom aus Lord Duncombe's Munde das entsetzliche Schreiben, und ehe ein jäher Hülferuf des Arztes Eva Robertson und Bloxam herbei eilen ließ, war der vielgeprüfte Peer in Malder's Armen verschieden.

Ein geschmorter Teufel.

Der Leser erinnere sich gefälligst jenes Spahicapitains aus dem Kapitel „Judith und Holofernes“, der im Theatersaal des Schlosses zu Compiègne mit dem Dragonerrittmeister Colbert in den vorderen Reihen des Parquets saß und von dort aus die Kaiserin Eugenie einerseits und ihre Rivalin, die Fürstin Camilla von Bentivoglio anderseits mittelst scharfen Opernglases musterte. Wir schilderten denselben in jenem Rahmen unserer Geschichte und im Gegensatz zu seinem blonden, weil von mütterlicher Seite aus dem Elsaß stammenden Kriegskameraden als einen schwarzbärtigen, von Wind und Sonne gebräunten Soldaten in pittoresker, algerischer Uniform, der vor Kurzem erst Nordafrika verlassen hatte, um sich eine Zeit lang in dem Kometenglanze der Serien des französischen Hofes umher zu tummeln. Die Serie du jour umfaßte in erster Linie die Löwen des Tages, und dieses zweibeinige Geschlecht französischer Groß- und Wildkatzen der edelsten Sorte rekrutirte sich in jener Epoche Gallien's, wie der wirkliche leo felis selbst, ausschließlich aus Afrika, dem schwarzen Erdtheil.

„Henry Montal" hieß besagter Spahikapitain, und demselben Namen begegneten wir merkwürdiger Weise noch einmal in einem viel späteren Kapitel dieses Romans. Der dritte Band des Kreuzes von Savoyen handelt unter Anderem auch von einem „Wolf im Schafspelz", nämlich dem Jesuitenpater Mariano, der, wie dem Leser jetzt wieder einfallen wird, unter dieser ihm vindicirten, sehr schmeichelhaften Firma in den geheimnißvollen Räumen der düsteren Jesusgasse zu Rom eines schönen Tages oder besser, nächtlicher Weile, die Memoiren einer unglücklichen Schutzbefohlenen Dr. Malder's, der durch Pater Benedictus in's Elend gestürzten Frau Kapitain „Montal" studirt.

„In Boulogne sur Mer lebte ein Schiffskapitain, wir wollen ihn Montal nennen", beginnen jene Memoiren, als ob diese Namengebung auf bloßer Willkür beruhte, das zufällige Werk eines blinden Ohngefährs sei. Sit venia verbo, der Dichter eines historischen und noch dazu kulturhistorischen Romans kennt dergleichen Fatalismus nicht. Er spricht mit Schiller's Wallenstein: „Denn, was uns blindes Ohngefähr nur dünkt, gerade das steigt aus den tiefsten Quellen." Er wirft nur scheinbar gleichgültig und nebensächlich irgend eine Bemerkung oder einen Namen, wie aus dem Aermel geschüttelt, auf's Papier, um gerade mit einer derartigen Nonchalance später eine desto größere Wirkung, die Spannung des Lesers betreffend, zu erzielen.

Aus diesem kleinen Seitensprunge wird der freundliche Leser schon gemerkt haben, wohin wir mit der

Wiederkehr des Namens Montal steuern; er dürfte, anders ausgedrückt, bezüglich der Identität des Spahikapitains Montal in Compiègne und des Schiffskapitains Henry Montal in Boulogne sur Mer längst Morgenluft wittern.

Und diese Identität erscheint vollends begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß jene Episode unserer Erzählung, wo Pater Mariano die erwähnten Memoiren mit wahrem Heißhunger verschlingt, der Zeit nach in durchaus keinem Widerspruche mit der zum Vergleich herangezogenen Compiègnescene steht.

Die Gedankenfäden eines so buntgemusterten Romans, wie das Kreuz von Savoyen, laufen eben kreuz und quer und bilden wunderbare Maschen, aber trotz dieses fast kalaidoskopischen Durcheinanders herrscht allenthalben organischer Aufbau und logische Consequenz.

Als der Spahikapitain Montal, aus Afrika zurückgekehrt, am kaiserlichen Hofe Frankreich's erschien, waren kaum drei Jahre verflossen, seit der Pater Benedictus seinen Schurkenstreich an der Familie des Schiffskapitains Montal ausführte, und noch nicht zwei Jahre, seit die gifttriefende Kreuzspinne in der Jesusgasse Frau Montal, die neue Agentin der Brüder vom heiligen Kreuz, wegen angeblicher Ketzerei zu lebenslänglichem Kerker verurtheilen ließ.

Daß der Satan Mariano die Geschichte dieses seines jüngsten Opfers, dem äußeren Laufe unserer Erzählung nach, später studirt, als der Spahikapitain Montal die Fürstin von Bentivoglio in Compiègne beobachtet, ist

folglich nur ein scheinbarer, lediglich durch die Technik unseres Romans bedingter Anachronismus. In Wirklichkeit geschah beides fast zu gleicher Zeit.

Doch das Alles interessirt den liebenswürdigen Leser sicherlich viel weniger, als die sich ihm aufdrängende Frage: Wie ward aus dem einst so glücklichen, dann verloren geglaubten, betrogenen und gewaltsam von Weib und Kind gerissenen ehemaligen Schiffskapitain ein anscheinend wieder sehr lebenslustiger, algerischer Spahikapitain, und was that dieser letztere, als und falls er über die Bubenthat, die man sich mit ihm und den Seinen erlaubt hatte, volle Aufklärung erlangte, um die Schurkerei der Jesuiten Benedictus und Mariano zu rächen und seine unglückliche Familie, insonderheit aber die gefangene Gemahlin zu retten?

Die Beantwortung dieser gewiß interessanten Frage bildet den Inhalt des mit vorstehenden Klarstellungen nur eingeleiteten Kapitels: „Ein geschmorter Teufel", und der Leser dürfte aus diesem Titel schon den bewußten Braten riechen, das heißt ahnen, daß die Rache des Doppelkapitains Montal schließlich in einer Art geistlichen Roastbeefs gipfelte.

Damit sind wir, unsere Erzählung betreffend, in medias res und wollen nun zunächst den noch unbekannten Schicksalen des seiner Zeit zum letzten Male von Boulogne ausgelaufenen Seekapitains Henry Montal unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Dessen diesmalige Seereise sollte über Madeira nach den Azoren und von dort zurück nach Odessa am schwarzen

Meer gehen, sich also auf Wasserstraßen vollziehen, die weniger gefährlich als zeitraubend waren und zumal einem erfahrenen Kapitain in Bezug auf Schiffsunfälle so gut wie keine Besorgniß abnöthigten. Besonders das mittelländische Meer betrachtete Montal trotz seiner Untiefen als eine Wasserdomäne, die er durch und durch kannte und deren Wogen und Winde ihm bis jetzt noch niemals Unbequemlichkeiten bereitet hatten.

Doch, der Mensch denkt und Gott lenkt, und man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Kapitain Montal hatte Virgil's Vers: „Per varios casus, per tot discrimina rerum“ bisher nur vom Hörensagen gekannt, jetzt aber sollte er ihn selbst durchleben.

Zwar die Hin- und Rückfahrt durch die Straße von Gibraltar, sowie sein Aufenthalt im atlantischen Ocean gingen ohne jede Fährniß von Statten, so daß der erfahrene Seebär schon jetzt mit voller Befriedigung auf diese seine letzte Reise zurückblicken zu können glaubte, als das Unglück um so jäher über ihn hereinbrach.

Hat der geneigte Leser schon von dem Meerungeheuer einer Wasserhose gehört, dem Furchtbarsten, was einem Seemann überhaupt begegnen kann? — Man stelle sich eine Wassersäule von etlichen Hundert Meter Länge und entsprechender Breite vor, die sich mit donnerähnlichem Getöse aus einer schwarzen Wolke hernieder auf die Meeresfläche senkt, wobei sich das ihr entgegenstehende Seewasser gleichfalls zu einem mächtigen Kegel erhebt, dessen Achse mit der des oberen einerlei Richtung hat und sich mit letzterem verbindet.

Nach dieser Vereinigung rückt die Säule, welche bisher stillstand, plötzlich vorwärts, und zwar so, daß bald die obere die untere, bald die untere die obere in's Schlepptau nimmt, um schließlich als sanduhrähnliche Riesendoppelblase zu platzen und die so lange zwischen Himmel und Erde umher tanzenden, ungeheueren Wassermassen in das vor Aufregung kochende Meer zu stürzen.

Von einer solchen dämonischen Naturerscheinung wurde Kapitain Montal heimgesucht, als er auf seiner Fahrt von Madeira nach Odessa, zwischen Algier und den Balearen in der Mitte segelnd, seinen Cours zunächst nach dem sardinischen Inselkap Teulada richtete. Es war der heimtückischste Sturmgeselle jener Breitengrade, der heiße Sirocco, welcher ihm noch zu guterletzt diesen tollen Streich spielte.

Montal selbst erzählt darüber in seinem glücklicher Weise mit geretteten Tagebuche wie folgt:

Nach einer ziemlich stürmischen Nacht dämmerte ein fast windstiller Morgen. Es stiegen einige leichte Wolken am Himmel auf und in einiger Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Bald darauf entstand auf der azurblauen Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem langsam eine Säule herauf stieg, die sich mit einer anderen, aus den Wolken herabsteigenden vereinigte, während das Meer plötzlich zu toben begann und seine Dünste in förmlichen Staubregenmassen nach oben trieben.

In der Mitte mochte die Stärke dieser sanduhrähnlichen Säule vor mir kaum 2—3 Fuß betragen, während ich die Grundflächen derselben auf 70—80 Klafter

taxirte. Das Wasser der unteren Hälfte wurde augenscheinlich in einer Schneckenlinie nach oben getrieben und in einer gleichen Spirale bewegte sich der Inhalt der oberen Hälfte nach unten.

Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theil der Säule nicht immer gleich geschwind fortrückten, erhielt diese eine schiefe Richtung und krümmte sich wie eine von einem Luftzuge in die Länge gezogene Seifenblase. Dabei rauschte es beständig, als hörte man einen entfernten Wasserfall brausen.

Unter diesen Beobachtungen war die Wasserhose meinem Schiffe, zum Entsetzen seiner Insassen, bis auf einen Knoten nahe gekommen, als unter Blitz und Donner und wie mit einem Schlage ein furchtbares Hagelwetter, als Zeichen des Beginns der eigentlichen Katastrophe, losbrach.

Derselbe rasende Wirbelsturm, welcher das Phänomen überhaupt entstehen ließ, packte mein Fahrzeug mit eisernen Krallen und schleuderte es wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen, an hundert Meter in die Luft, um es dann von dieser Höhe aus mitten in die platzende Wasserhose hineinzustürzen.

Von meinen unglücklichen Leuten habe ich Niemand wiedergesehen. Mein Schiff war innerhalb weniger Sekunden, im buchstäblichen Sinne, mit Mann und Maus untergegangen. Nur ich selbst wurde durch ein Wunder gerettet.

Bis zum letzten Moment in treuer Pflichterfüllung auf der Kommandobrücke ausharrend, verwickelte mich

nämlich der Wirbelorkan tout à coup derart in Takellage und Segelwerk, daß ich von Linnen und Tauen wie eine Seidenraupe eingesponnen war, und in diesem freilich etwas derberen, dafür aber auch um so sichereren Kapitainskokon oder besser, Ballon, nun eine Luftreise machte, gegen welche die haarsträubende Geierfahrt des bekannten Romangrafen Monte Christo nur ein Kinderspiel ist.

Volle vierundzwanzig Stunden schwebte ich in dieser Weise, Altweibersommer gleich, zwischen Himmel und Erde und würde die schönste Gelegenheit zu aëronautischen Studien gehabt haben, wenn die erwähnte höchst unbequeme Einschnürung eine derartige Ausnutzung meiner Muße nur irgendwie gestattet hätte. So aber dankte ich meinem Schöpfer, daß mich das Unwetter auch ohne diese Studien der südlichen Küste zutrieb, um mich schließlich, nach Art der Araratlandung des seligen Noah, auf jenem Gebirge abzusetzen, das den, theils an einen Riesen, theils an glänzende Frauengewänder erinnernden, schönen Namen Atlas führt.

Kurz, ich war innerhalb einer Tagereise, die ich jedem Schwindsüchtigen wünschen möchte, aus einem Seebären in eine Landratte verwandelt worden, die sich, von neugierigen, pechschwarzen Kabylenaugen als ein Gotteswunder angestaunt, noblenz Coblenz, wie der Nichtlateiner sagt, mitten in Algier, der französischen Colonialmetropole Nordafrika's, befand.

Hier hatte man meine Nationalität kaum erkannt, als mich der Marschall Mac Mahon, General Pelissier's Nachfolger auf dem Gouverneurposten Algerien's, auch

schon vor sich führen ließ. Es ist bekanntlich kein Unglück so groß, daß es nicht auch Glück in seinem Schooße mit sich brächte, und in Bezug hierauf war ich in Algier just zur rechten Zeit gekommen.

Napoleon III. selbst war nicht lange vorher dort gewesen und hatte die energische Unterdrückung der aufständischen Berber in der Provinz Oran, sowie in Klein-Kabylien anbefohlen.

So bot sich mir ungesucht ein großes Rehabilitationsfeld, und Marschall Mac Mahon schien an meiner Person seinen besonderen Narren gefressen zu haben. Er ernannte mich, vermuthlich auf Grund meines bisherigen Seekapitainsranges, sofort zum Spahioberlieutenant, ja, was noch mehr heißen will, zu seinem ersten Ordonnanzoffizier.

Was mich aber ganz allein bestimmte, von seinem Wohlwollen Gebrauch zu machen und der soldatischen Carrière fortan mein ganzes Leben zu widmen, das war ein aus Paris datirter Brief meines alten Hausfreundes Pater Benedict, eine Hiobspost, die zu dem Unglück, das mich auf der See betroffen, gerade noch fehlte, um mich in den Abgrund der Verzweiflung und durch diesen hindurch in einen Galgenhumor zu stürzen, für den eben nur Kriegerleben und Schlachtfeld der beste Tummelplatz ist.

Jener Schurke, denn als solchen habe ich ihn später kennen lernen müssen, antwortete mir nämlich, nachdem ich ihm von Algier aus — meinen Bericht bona fide natürlich à Boulogne sur Mer sendend — über meine

furchtbare Havarie und persönliche Rettung eingehend unterrichtet und zugleich ein noch längeres Schreiben an meine Frau beigefügt hatte, — antwortete mir mit großer Herzlichkeit, aber doch in einer bei ihm ganz ungewohnten Kürze, daß mein Unglück, so groß es auch sei, doch winzig klein erscheine im Vergleich mit dem Elend, das meine Familie, nach Gottes unerforschlichem Rathschluß, schon bald nach meiner Abreise, noch mehr und vollends aber jetzt, kurz vor Eintreffen meines ersten Briefes heimgesucht habe.

Der Schreckensengel Cholera, welcher, wie ich wohl gelesen haben dürfte, fast keinen Ort Südfrankreich's verschonte und ebenso schnell wieder gegangen als gekommen sei, habe, horribile dictu, meine vier ältesten Kinder, die zum Theil schon herangewachsenen Söhne, binnen einer Woche dahin gerafft, und meine Frau, durch diese grausamen Schicksalsschläge ohnehin schon dem Wahnsinn nahe gebracht, habe dann, das Elend meiner Familie zu krönen, seinen geistlichen Tröstungen und Ermahnungen zum Trotz, als die Zeitungen den Untergang meines Schiffes authentisch gemeldet, ganz kurz vor Eintreffen meines Briefes, in einem solchen Anfalle von Schwermuth und die beiden jüngsten Kinder auf den Armen, ihre Verzweiflung in den Wellen des Meeres ausgetobt.

Diesen furchtbaren Ereignissen gegenüber wolle er von den Infamien meines Notars, dessen Untreue ihn, den Freund und Bürgen, mitbestimmt habe, Boulogne so schleunig als möglich zu verlassen, nicht viel Aufhebens machen.

Er wisse unter diesen schrecklichen Verhältnissen in der That nicht, welches Geschick ich als Glück im Unglück mehr zu preisen habe: den Umstand, daß mein ganzes Eigenthum durch jenen Spitzbuben längst in fremde Hände übergegangen sei, oder aber den fast beneidenswerthen Zufall, mich durch augenblickliches Fernsein persönlichen Erlebnissen so entsetzlicher Art aus dem Wege gerückt zu wissen.

Wie er nämlich meinen Charakter kenne, würden all diese Unglücksschläge nichts weniger als einen Hiob aus mir machen, mich vielmehr zu fernerem Kampfe mit dem Schicksal anspornen, vor allem aber bestimmen, meiner mir auf solche Weise verleideten Heimath für immer den Rücken zu kehren.

Das der ungefähre Inhalt des Antwortschreibens von Pater Benedict, sowie der Tagebuch-Aufzeichnungen Kapitain Montal's.

Daß der schlaue Pfaffe diesmal seine Rechnung doch ohne den Wirth gemacht hatte, das heißt sich seiner Höllenintriguen nicht lange freuen sollte, obwohl der so arg betrogene, aber immer noch vertrauensselige Freund wirklich auf den zuletzt hingeworfenen Köder anbiß, soll der Leser bald erfahren.

Vorerst aber wollen wir die Schicksale Montal's in Algerien weiter verfolgen, denn sie allein enthalten den Schlüssel zu seinem so viel späteren, nur früher erzählten Auftreten in Compiègne, am Hofe des Kaisers.

Algier, seit 1830 von Bourmont erobert und von Clauzel dann vollends der französischen Herrschaft unter-

worfen, suchte 1848, wenn auch vergeblich, dieses Joch, das Cavaignac damals über den Nacken der Barbareskenstaaten legte, wieder abzuschütteln.

Noch besser aber, als Cavaignac, verstand es General Raudon, den Napoleon III. bald nach seinem Staatsstreich gen Afrika sandte, die dortigen Großkabylen unter Frankreich's Botmäßigkeit zu gewinnen.

Um der nationalen Eitelkeit der genannten Eingebornen in etwas Rechnung zu tragen, entsagte man dann 1858 der Diktatur und richtete ein eigenes algerisches Ministerium unter dem Prinzen Napoleon ein, das 1860 sogar zu einem selbstständigen Generalgouvernement, mit Marschall Pelissier an der Spitze, erweitert wurde.

Pelissier aber mochte für die hartgesottenen, nordafrikanischen Barbaren wohl zu weichmüthig angelegt sein; item 1864 trat der bekannte Marschall Mac Mahon an seine Stelle, dem zunächst die Sorge oblag, ein strafferes Regiment anzubahnen, vor allem aber die durch die besonders seitens der Eingeborenen gehaßten Bureaux trabes herauf beschworenen, schon erwähnten Aufstände in Oran und Klein-Kabylie zu unterdrücken.

Einer der bedeutendsten, weil gefährlichsten Rebellen war Si Hamed ben Hamza, der schon im Oktober 1865 die französische Besatzung Algiers mit 12000 Reitern nächtlicher Weile überfiel und den Spahioberst Colomb auf ein Haar geworfen haben würde, wenn Montal's Todesverachtung diesem Gegner nicht noch rechtzeitig die Wege gewiesen hätte.

Als sich Hamed's Angriffe ein Jahr später bei Gery-

ville wiederholten, war es nochmals kein Anderer als Montal, der sich mit einer Tollkühnheit ohne gleichen auf den Feind warf und diesen bis in die Sahara hinein verfolgte.

Ein persönliches Gefechtsrencontre mit demselben Hamed bei Golea überbot vollends Alles, was man an fabelhafter Tapferkeit von den Dichtern über Helden zu hören gewöhnt ist. Wenn Uhland in seiner „schwäbischen Kunde“ von einem seiner Landsleute singt:

„Zur Rechten sah man wie zur Linken
Einen halben Türken herunter sinken“,

so will diese Säbelgenialität doch nichts bedeuten im Vergleich mit dem, was Montal in genanntem Treffen leistete.

In dem Momente nämlich, wo der genannte Großkabyle unsern Kapitain mittelst seines gewaltigen Speeres aus dem Sattel heben wollte, um ihn als lebendige Siegestrophäe in sein Lager schleppen zu können, riß der letztere im Nu sein Pferd herum und durchstach mit seinem langen, krummen Spahisäbel den braunen Wüstensohn derartig, daß dieser Todesstreich Si Hamed ben Hamza auf dessen Berberhengste buchstäblich festnagelte.

Montal's doppelschneidige Waffe traf den Gegner nämlich von hinten und am Steiß, fuhr durch den Sattel hindurch in die Eingeweide seines edlen Thieres und bohrte sich dann — vermöge der Wucht des Stoßes einerseits und der bedeutenden Krümmung des riesigen Stahles anderseits — soweit von innen nach oben, daß die Spitze des Säbels in den sogenannten Widerrüst-

knochen des Pferdes drang und, sich dort verbiegend, gleich dem Widerhaken einer Angel wirkte. Das todte Roß und sein todter Reiter waren in Folge dessen ohne Gewalt nicht zu trennen, sie wurden, schon der Heldenehre Montal's wegen, wie weiland Gothenkönig Alarich am Busento, gemeinsam, nämlich durch Heldenstahl vereint, bestattet.

Bravourstücke dieses Genres, die lediglich der Ausfluß des furchtbaren Schmerzes waren, den unser Kapitain seit Pater Benedict's Hiobspost in seiner Brust durchkämpfte, mußten natürlich die allerhöchste Aufmerksamkeit erregen, und die nächste Folge solcher Berühmtheit war eine Einladung Montal's zu den kaiserlichen Serien nach Compiègne.

Selbstverständlich sah und sprach Napoleon bei dieser Gelegenheit seinen wackeren Spahikapitain persönlich, und keine Geringere, als Kaiserin Eugenie selbst war es, die den neuesten afrikanischen Löwen des Tages, der besonderen Empfehlung Mac Mahon's entsprechend, mit dem großen Bande der Ehrenlegion schmückte.

Was Napoleon's Benehmen gegen den Helden im Besonderen betrifft, so erinnerte sich der Kaiser bei Nennung des Namens Montal sofort jener unglücklichen Kapitainsfrau, die sich unter gleicher Familienbezeichnung vor Jahren hülfesuchend an ihn gewendet, und das weitere Gespräch über diesen Gegenstand brachte natürlich das ganze Lügengewebe Pater Benedict's an den Tag.

Dieser Schändliche hatte seiner Zeit den Selbstmord des Notars, wie alles Uebrige, nur fingirt und bei seiner

Niedertracht obenein noch das Glück gehabt, daß Montal's Havarie, die er dessen Gattin anfänglich nur vorgelogen, hinterher sich auch wirklich ereignete.

Beide Halunken, der Advokat und Benedict, lebten seit der Zeit, da sie Boulogne verlassen, ganz ungenirt, zur Vorsicht nur Wohnung und Namen öfter wechselnd, im großen Seinebabel. Montal's geraubtes Baarvermögen, im Verein mit dem Erlös der schleunigst versilberten Grundstücke des Kapitains, gestattete ihnen, sich durch Einrichtung eines vielbesuchten Salons sogar die vornehme Pariser Welt verbindlich zu machen.

Der Kaiser Napoleon, welcher Montal gegenüber das natürliche Bedürfniß, sich erkenntlich zu beweisen, empfand, es außerdem aber für zweckmäßig hielt, gerade jetzt einmal seinen Franzosen zu zeigen, daß er nichts mehr hasse, als Intrigueure und wortbrüchige Schurken, nahm sich der Verfolgung des Pater Benedict und seines sauberen Kumpanes mit solchem persönlichen Eifer an, daß es dem nunmehr wuthschnaubenden Kapitain mit Hülfe der trefflichen Spürnase Griscelli's, auch wirklich gelang, der beiden Verbrecher habhaft zu werden.

Dieselben hatten sich schließlich, von der gesammten Pariser Polizei hin und her gehetzt, in die berühmten Katakomben Lutetia's geflüchtet, indem ihnen ein befreundeter Hausbesitzer an der Westseite der Barrière d'eufer einen heimlichen Gang in die seit 1820 dem Publikum nicht mehr zugänglichen, unheimlichen Gebeingewölbe öffnete. Dort von Millionen modernder Gerippe angegrinst, hatten sie sich mit Hülfe des bekannten Ariadne-

fadens der Gewölbedecke, nämlich der dicken Kohlenstriche an den überhängenden Felsmassen, in dem gewaltigen Todtenlabyrinth endlich derart zurecht gefunden, daß sie sich vor den Häschern Napoleon's, bis sich dessen Verfolgungswahnsinn, in Bezug auf ihre Personen, einigermaßen gelegt haben würde, vollkommen sicher fühlten.

Diese Verbrecherhoffnung erwies sich jedoch als trügerisch, denn als der plötzliche Einsturz eines über den Katakomben erbauten Hauses deren sofortige baupolizeiliche Revision nöthig machte, wurden die zwei Halunken beim Fackelschein in ihrem Hamsterbau entdeckt und trotz verzweifelter, mit Revolver und Dolch versuchter Gegenwehr dingfest dem Zuchtpolizeihofe überliefert.

Deportation nach Cayenne, jener südamerikanischen Insel, wo bekanntlich der schärfste Pfeffer wächst, lautete schließlich das strafgerichtliche Urtheil gegen sie, das unter des Kaisers Einfluß zu Stande gekommen war, und Montal konnte sich mit diesem Sühnemaß zufrieden geben.

Damit war freilich nur ein Theil jener Rache-Aufgaben gelöst, die dem betrogenen Kapitain, Dank seiner Bravour in Algerien, das Schicksal aufgetragen hatte.

Griscelli griff nämlich, als Pater Benedict sich trotz aller Strafandrohungen zu keinem Geständniß über den Verbleib der ältesten Kinder Montal's und dessen Gemahlin bequemen wollte, auf das alte, probate Mittel der Daumschrauben zurück und erfuhr auf diesem Wege wenigstens den Aufenthalt der in Rede stehenden vier Söhne.

Ueber die letzten Schicksale der Frau Montal selbst konnte er natürlich, aller Folterqualen ungeachtet, nichts wissen, da ja die Brüder vom heiligen Kreuz, wie sich der Leser erinnert, jenes unglückliche Weib den Händen der Jesuiten — zeitweilig entrissen. Ein öffentlicher Zeugenaufruf jedoch, der in dieser Kriminalsache, die ehemals ganz Paris in Spannung hielt, erfolgte, führte dem Kapitain den Dr. Malder zu, und auf diese Weise gelangte Ersterer zu der freudigen Gewißheit, daß auch seine jüngsten Kinder, sammt ihrer Mutter, seiner Gattin, noch am Leben seien und daß letztere sich zur Zeit in einer Mission, die ihm unbekannt geblieben, zu Rom aufhalte.

Durch einen weiteren Zeugen, nämlich Latour, den Oekonomen der Pariser Brüder vom heiligen Kreuz, erhielt Montal auch schließlich genaue Kenntniß über besagte Mission, so daß fortan nur noch der eine Gedanke ihn beherrschte: „Auf nach Rom!"

Selbstverständlich suchte unser Kapitain, bevor er diese Italienfahrt antrat, wieder in den Besitz seiner ältesten Kinder zu gelangen, und letzteres glückte ihm durch Vermittlung des Kaisers, der über diesen Punkt mit dem Papste selbst in direkte Unterhandlungen trat, leichter, als er zu hoffen gewagt.

Nachdem jene unglücklichen Knaben, ihrer jesuitischen Geistesfesseln entledigt, bei Latour, der auch die beiden jüngsten Kinder Montal's seit ihrer Mutter Abreise in treue Obhut genommen hatte, untergebracht waren, stand der endlichen Ausführung des bezeichneten Wunsches,

Rom und das Wiedersehen der so lange getrennten Gatten betreffend, nichts mehr im Wege.

Was sich inzwischen in Italien's Hauptstadt, die neuen Maulwurfsgänge der Jesuiten anbelangend, abgespielt hatte, daß nämlich Frau Montal mitsammt dem Dr. Malder, der ihr zuerst nachgereist, verhaftet, der Letztere aber, nachdem er von Pater Mariano gehörig ausgehorcht, wieder freigelassen und unter geistliche Observation gestellt worden war, dies Alles weiß der Leser schon aus früheren Kapiteln.

Durchaus Neues aber bietet ihm die Art, wie der Kapitain endlich selbst nach Rom und dort nun mit Dr. Malder zusammen, der seit Montal's Ankunft in der Tiberkapitale über die verunglückte Mission der heimlichen Agentin des antijesuitischen Ordens der Brüder vom heiligen Kreuze natürlich nicht mehr in Unwissenheit lebte, an der Befreiung jenes jüngsten Opfers des Jesuitismus und dem Rachewerk gegen Pater Mariano arbeitete.

Da unser Roman eine kurze und übersichtliche Skizze all der politischen Vorgänge, die schließlich zu dem Einheitssiege des Kreuzes von Savoyen führten, noch nicht gebracht hat, eine solche Rekapitulation der bisherigen, bloß rhapsodischen Einstreuungen dieses Genres zum Verständniß des Folgenden aber unentbehrlich ist, so benutzen wir Montal's Reise nach Italien, die in erster Linie politisch-militärischen Zwecken diente und seine Privatinteressen auf solche Weise prächtig maskirte, zu einer kleinen, orientirenden Excursion auf diesem Gebiete.

Die Wurzeln der Einheitsbewegung auf der apenninischen Halbinsel reichen bis in die französische Julirevolution hinein. Wie der völlige Sturz der Bourbonendynastie in Neugallien 1830 die ganze civilisirte Welt in Aufregung brachte, so auch das in viele kleine Staaten zerspaltene, schöne Italien. In Modena und Toskana brach 1831 der Sturm los, und der Prinz Napoleon, der spätere Kaiser Frankreich's, der, wie schon erwähnt, sich damals mit seiner Mutter im Süden aufhielt, betheiligte sich indirekt sehr lebhaft an den bald darauf folgenden Unruhen im Kirchenstaat, unter Papst Gregor XVI.

Der kräftige piemontesische Fürst Karl Albert, seit demselben Jahre 1831 König von Sardinien, suchte diese Freiheitsbestrebungen, welche bekanntlich durch ganz Europa ihre Runde machten, schon damals im Interesse einer einheitlicheren Gestaltung Italien's zu verwerthen, allein Oesterreich und Frankreich zugleich hemmten seinen Arm; und wenn die Franzosen 1838 Ankona und den Kirchenstaat auch wieder räumen mußten, so behauptete die Krone Habsburg's doch um so fester ihre seit 1831 gewonnene Machtstellung in der Lombardei.

Letztere zu erschüttern und die Oesterreicher überhaupt und für immer vom italienischen Boden zu vertreiben, darauf concentrirten sich in erster Linie die Bemühungen aller Patrioten, als deren Inbegriff Mazzini's „junges Italien" seit 1834 betrachtet werden muß.

Daß es anders werden müsse, darüber waren Alle einig, und nur über das: Wie? gingen die Meinungen

bedeutend aus einander. Der Geistliche Vicenzo Gioberti schwärmte sogar für eine Einigung Italien's durch das Papstthum, welches eine Schilderhebung der Patrioten zu Rimini 1845 gewaltsam unterdrückte.

Offenbar das Richtige traf dagegen der Graf Cesare Balbo, der Piemont das „Schwert Italien's" nannte und in dem kräftigen savoyischen Fürstenhause so etwas von Preußen's Hohenzollern witterte. Piemont, resp. das Königreich Sardinien, müsse das für Italien werden, was Preußen in Deutschland vorstelle, nämlich der Pionier und die Zwingburg zur Einheit.

Als Gregor XVI. 1846 starb und Kardinal Mastai Ferretti als Pio Nono den päpstlichen Stuhl bestieg, schien es anfangs, als wollte derselbe mittelst liberaler Neuerungen Gioberti's Pläne verwirklichen. Pius IX. trat in der That so Vertrauen erweckend auf, daß das neapolitanische und österreichische Regiment zugleich gegen sein Vorgehen protestirte und reagirte, ja die Herzöge von Parma und Modena sich voller Angst unter Habsburg's Fittige rotteten.

Dieses Verhalten hatte zur Folge, daß das „junge Italien" nun dem bourbonischen Regiment in Neapel und Sicilien auf den Leib rückte, indem es dort auf Einführung der spanischen Repräsentativ-Verfassung von 1812 auf gut inscenirte Aufstände drang. Aber das Glück war den Patrioten, die schon mehrere Jahre vorher nicht hatten hindern können, daß die mazzinistischen Söhne des Admirals Bandieri, welche in Calabrien zu landen versucht hatten, standrechtlich erschossen wurden,

im Süden der Halbinsel noch weniger hold als im Norden.

König Ferdinand II. von Neapel läßt am 15. Mai 1848 seine Hauptstadt bombardiren und stürzt auf diese Weise die ihm aufgedrungene spanische Verfassung, während die Oesterreicher bei Custozza und einen Monat später auch bei Mailand siegen.

Die französische Februar-Revolution des Jahres 1848 hatte zwar der italienischen Einheitsbewegung einen neuen Impuls gegeben, aber bei einer nur zeitweiligen Räumung Mailand's und Venedig's Seitens der Oesterreicher, unter Radetzki, war ihr fortschrittliches Resultat stehen geblieben.

König Karl Albert von Sardinien hatte sein energisches Vorgehen gegen Oesterreich bei der lombardischen Grenze bewenden lassen müssen, während seine Gegner, die habsburgischen Truppen, welche bekanntlich an der Minciolinie, in dem berühmten Festungsviereck von Verona, Mantua, Peschiera und Legnago festen Fuß gefaßt hatten, vorläufig Sieger blieben.

Zerwürfnisse zwischen den Liberalen und Radikalen erschwerten leider die nationalen Aufgaben Piemont's, und noch schlimmer für des letzteren Stand und Stellung als Pionier des italienischen Einheitsstaates war es, daß in Folge des von Oesterreich bis dahin behaupteten Einflusses die demokratischen Parteien in Mittelitalien immer mehr das Uebergewicht erlangten.

Als am 15. November 1848 der kirchenstaatliche Minister Graf Grossin ermordet wurde, floh der Papst Pius IX. verkleidet nach der Festung Gaëta, und schon im

Februar 1849 verläßt der Herzog Franz IV. von Toskana seine Hauptstadt Florenz und rettet sich ebenfalls dahin.

Sonach blieb Sardinien, resp. Piemont, nichts weiter übrig, als den Krieg gegen Oesterreich auf eigene Faust fortzusetzen, ein Entschluß, der seine vorläufige Niederlage nur noch vergrößerte. König Karl Albert ward nämlich am 23. März 1849 bei Novara wiederum geschlagen und legte nun, seiner Pionierversuche überdrüssig, die Krone zu Gunsten seines Sohnes Viktor Emanuel für immer nieder.

Hatte die antinationale Reaction schon nach dem Siege Habsburg's bei Custozza muthig ihr Haupt erhoben, so zog sie jetzt, nach der Schlacht bei Novara, vollends allenthalben mit Pauken und Trompeten ein. Kaum war die letzte Revolution in Brescia verblutet, so öffneten die Lombardei, Modena, Parma und Toskana den Oesterreichern von Neuem die Thore ihrer Staaten und französische, spanische und neapolitanische Truppen gemeinsam beeilten sich, die weltliche Herrschaft des Papstthums in aller Form zu restauriren.

Während der, man könnte sagen Privat-Einheitskämpfer Garibaldi sich schleunigst rückwärts concentrirte und Rom am 3. Juli 1849 in sein altes Pfaffenregiment zurücksank, zog der Habsburgsieger Radetzki am 28. August desselben Jahres sogar in Venedig ein, das bis dahin unter Daniel Manin heldenmüthig widerstanden hatte. Item, Oesterreich fällt die Lombardei und Venetien als Siegespreis zu und das revolutionäre Sicilien beugt sich wieder unter Neapel's alte, bourbonische Herrschaft.

Selbstverständlich war bald nach Rom's Capitulation der Papst in seine vatikanische Residenz zurückgekehrt und ein Gleiches hatte der Herzog von Toskana zu thun gewagt. Beiden Souveränen geschah auch weiter nichts, während der Herzog Karl III. von Parma am 26. März 1854 ermordet ward, nachdem die Mazzinisten das Jahr zuvor eine neue Revolution in Mailand bewerkstelligt hatten.

Deren ungestümes Drängen schadete jedoch mehr, als es wahren Nutzen stiftete, so daß man dreist behaupten darf, daß es Sardinien mit seiner savoyischen Dynastie, trotz der vorläufigen Ungunst seiner realen Erfolge — mußte es doch sogar am 6. August 1849, unter dem Ministerium Massimo d'Azeglio, mit Oesterreich Frieden schließen — allein war, welches die Errungenschaften von 1848, die Einheitsbestrebungen Italien's betreffend, zu bewahren wußte.

Und dieses Feuer brauchte, Gott sei Dank, nicht mehr blos unter der Asche fortzuglimmen, als im Jahre 1852 der Bismarck Italien's, Cavour, als Ministerpräsident das Steuerruder des sardinischen Staatsschiffes in die Hand nahm.

Wie mit einem Schlage änderte sich die bisherige Situation, denn Cavour setzte es durch, daß Sardinien fortan als Vertreter Italien's im Auslande betrachtet und als ein Großstaat behandelt wurde. Schon 1856, nach dem Krimkriege, nahmen sardinische Gesandte ihre Sitze in Paris ein, ja noch mehr, die älteste Tochter Victor Emanuel's, Clotilde mit Namen, heirathete den Prinzen Napoleon.

Ob diese Annäherung Italien's an Frankreich, das alte Karnickel, seinem Volke sympathisch war oder nicht, das schien Cavour vorläufig sehr gleichgültig zu sein. Ihm kam es zunächst nur darauf an, die der italienischen Einheit am meisten gefährlichen Oesterreicher endlich einmal los zu werden, und dies gelang ihm auch mit Hülfe der Franzosen am 4. Juni 1859 bei Magenta.

Dieses letztgenannte Jahr ist eins der merkwürdigsten in der ganzen italienischen Geschichte.

Die Souveräne der norditalienischen Mittelstaaten, die Herzöge von Toskana (jetzt Leopold II.), Parma (Luise) und Modena (Franz) fliehen von Neuem aus ihren Residenzen, die Romagna schüttelt zum zweiten Male ihr päpstliches Regiment ab und Venedig's Exdiktator, Manin, stiftet den norditalienischen Nationalverein. Toskana, Parma und Modena dekretiren sogar die Absetzung ihrer Dynastien, und während in Florenz Ricasoli das Staatsruder an sich reißt, bildet ein neuer Diktator, Farini, das Gouvernement Emilia.

Leider folgte diesem Frühlingsbrausen ein böser Nachtreif, sofern sich jetzt schon die Nackenschläge geltend machten, welche Sardinien für seine Alliance mit Frankreich erleiden sollte. Napoleon nämlich, welcher, Dank der Wachsamkeit Cavour's, vergeblich versucht hatte, seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, auf den toskanischen Thron zu bringen, knüpfte zur Revanche für diese Niederlage, nach Victor Emanuel's zweitem Siege über die Oesterreicher bei Solferino, am 24. Juni 1859, Unterhandlungen mit letzteren an.

Die nächste Folge dieser Präliminarien von Villafranca bestand darin, daß Cavour sein Ministerportefeuille niederlegte und Ratazzi an seine Stelle trat.

Glücklicherweise sollte diese Abdankung des italienischen Bismarck nur eine Art Interregnum bedeuten, denn schon bald nach dem definitiven Frieden von Zürich, der am 10. November 1859 zwischen Oesterreich, Frankreich und Sardinien geschlossen wurde, und gegen den unter anderem auch der Papst Pius IX. protestirte, ließ sich Cavour, wahrscheinlich im Hinblick auf England, das ihm gegen Frankreich die Stange zu halten versprochen, zum Wiedereintritt in's Cabinet bewegen.

England's Einfluß aber muß sich wohl hinterher als Null erwiesen haben, denn in demselben Jahre 1860, und zwar am 24. März, kam jener, in unserem Romane schon so oft erwähnte und unseren Lesern daher hinlänglich bekannte, geheime Vertrag zwischen Napoleon III. und Victor Emanuel zu Stande, wonach, zu größter Entrüstung aller italienischen Patrioten, Savoyen und Nizza, Garibaldi's Geburtsstadt, an Frankreich fielen*).

Ob Badinguet, dieser geborene Intrigant, auch seine Hände dabei im Spiel hatte, als bald darauf ein französischer General, nämlich Lamoricière, die päpstlichen Truppen gegen Sardinien marschiren ließ und Franz II. von Neapel, der Nachfolger König Ferdinand's, auch

---

*) Dafür erhielt Sardinien von Frankreich allerdings als Gegengeschenk die Lombardei, welche Oesterreich in obengenanntem Frieden an Napoleon abgetreten hatte.

seinerseits energisch wider Garibaldi Front machte, wollen wir an diesem Orte dahin gestellt lassen.

Von Segen war jene fragliche Maulwurfsarbeit diesmal sicher nicht begleitet, denn durch den Kampf bei Castelfidardo, am 11. September 1860, der Franz II. in Gaëta einschloß, ward Victor Emanuel, mit Ausnahme der Hauptstadt Rom und der Romagna, Herr des Kirchenstaates, wie Garibaldi zu gleicher Zeit Diktator von Sicilien.

Als dann bald darauf, nämlich am 18. Dezember desselben Jahres, das Herzogthum Toskana, nebst dem Gouvernement Emilia, Sardinien einverleibt wurde, konnte Cavour mit dieser weiteren Compensation, wie mit seinen Erfolgen überhaupt, wohl zufrieden sein, trotzdem Napoleon in jene Einverleibung nicht willigte, ohne seinerseits das Fürstenthum Monaco in die Tasche gesteckt zu haben.

Von da ab schreitet Italien, gleich einer Lawine, die in's Rollen gekommen, seinem Einheitsziel mit Riesenschritten entgegen. Schon am 7. November 1860 waren sardinische Truppen in Neapel eingezogen, und hatte Garibaldi Sicilien's Diktatur getreulich in seines Königs Hände gelegt; am 17. März 1861 aber, wo die ganze Halbinsel, mit Ausnahme von Venetien, der Republik St. Marino und dem nordöstlichen Theil des Kirchenstaats, der Romagna, in sardinischem Besitze war, konnte sich endlich Victor Emanuel unter dem Jubel aller gemäßigten, d. h. nicht mazzinistischen Patrioten „König von Italien“ nennen und als solcher der jesuitischen

Brigantaggio, d. h. dem für „Altar und Thron" kämpfenden Räuberwesen gründlich auf den Leib rücken.

Allein trotz dieser Erfolge ließ sich Cavour's Loosung: „Rom und Venedig durch eine freie Kirche im freien Staat" nicht so schnell verwirklichen, als man gedacht hatte. Italien's Bismarck trat jetzt zum zweiten Male von seinem Posten zurück, und dem nächsten Erben seines Portefeuilles, Ricasoli, folgte schon 1862 Ratazzi, bald darauf Farini und, als Vierter, Minghetti.

War für Ratazzi's Abdankung Garibaldi's dem Leser bekannte Niederlage oder besser, Waffenstreckung bei Aspromonte, im August 1862, maßgebend gewesen, so wurde für Cavour's vierten Nachfolger, die in unserem Romane bereits ebenfalls eingehend beleuchtete Frage, die Verlegung der bisherigen Residenz Victor Emanuel's betreffend, Ursache des Nichtbleibens.

Als der neue und erste König Gesammtitalien's am 15. September 1864 Turin zunächst mit Florenz vertauschte, trat nämlich an Minghetti's Stelle der durch seine späteren Indiscretionen und angeblichen Enthüllungen über die damalige Bismarck'sche Politik fast berüchtigt gewordene La Marmora.

Bekanntlich schloß Preußen am 8. April 1866, Napoleon zum Aerger, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Italien, dem zufolge Victor Emanuel Oesterreich am 20. Juni 1866, also kurz nach Eröffnung der deutsch-böhmischen Campagne, ebenfalls und von Neuem den Krieg erklärte.

Die Wirkung jenes Bündnisses Italien's mit Preußen war, auf Grund der furchtbaren Niederlage Oesterreich's

bei Königgrätz, für den jungen Einheitsstaat Victor Emanuel's natürlich eine äußerst günstige. Schon am 4. Juli, also nur einen Tag nach Preußen's Siege bei Sadowa, tritt Oesterreich Venedig an Frankreich ab, das seinerseits am 18. Oktober desselben Jahres seine Rechte an diesen alten Freistaat in die Hände des venetianischen Gemeinderathes zurückgiebt, so daß Victor Emanuel am 7. November 1866 auch die berühmte Lagunenstadt am adriatischen Meer zu seinem Reiche zählen darf.

Garibaldi, der am 15. Dezember 1863 die Italiener zum ersten Male aufgefordert hatte, unter ihrem ersten Könige Rom und Venedig mit Gewalt zu erobern, lag die Kapitale des Kirchenstaats und einstige Beherrscherin der Welt selbstverständlich am meisten am Herzen. Victor Emanuel's Vorgehen war ihm stets zu langsam und zaudernd erschienen und däuchte ihm vollends jetzt, nach Venedig's Besitzergreifung viel zu zaghaft.

Wieder griff er daher zum Schwerte und versuchte zum letzten Male die Befreiung Rom's auf eigene Faust. Freilich nur, um auch diesmal seine abenteuerliche Art, zu kriegen, durch eine glänzende Niederlage zu verewigen. Er wurde jetzt bei Mentana geschlagen, und dieser traurige Ausgang der an sich so gut gemeinten Sache hatte zur Folge, daß die Franzosen, welche bereits im November 1866 von Rom abgezogen waren, im Oktober 1867 den Kirchenstaat zum Schutze des Papstes und seiner weltlichen Herrschaft von Neuem besetzten.

Hier sind wir bei dem historischen Punkte angekommen, wo wir unsern Haken einschlagen, das

heißt den Faden der Geschichte wieder aufnehmen können.

Der Kaiser Napoleon hatte, wie schon bemerkt, und abgesehen von seiner persönlichen Dankbarkeit gegen Kapitain Montal, ein lebhaftes Interesse für dessen Familienschicksal gewonnen, und unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß er den tapfern Besieger Si Hamed ben Hamza's mit zu der neuen Expedition nach Rom kommandirte, ja noch mehr, ihn unter entsprechender Beförderung im Offiziersrange sogar mit besonderen Vollmachten, die Recherchen nach seiner unglücklichen Gattin betreffend, ausstattete. Und dies letztere war für den Kaiser um so leichter, als sich, angesichts seiner Deportation nach dem Pfefferlande Cayenne und mit Hülfe der fortgesetzten Daumschraubentorturen, der Pater Benedikt schließlich bequemt hatte, ein Geständniß dahin abzulegen, daß er vermuthe, Frau Montal, wenn dieselbe in Rom überhaupt neues Unglück gehabt haben sollte, möchte vielleicht in die Hände seines Collegen Mariano gerathen sein, den er für den gefährlichsten Jesuiten Rom's halte und mit dem er sich sofort brieflich in Verbindung gesetzt habe, sobald ihm hinterbracht worden, daß sich die Brüder vom heiligen Kreuze seines Opfers angenommen und dasselbe sogar mit einer Mission an den Papst betraut hätten.

Demselben Marschall Leboeuf, das ist der Ochse, welcher Venedig bis zuletzt besetzt gehalten und dem Napoleon auch die Leitung der römischen Expedition des Jahres 1867 übertragen hatte, wurde Montal, der jüngste

afrikanische Löwe, als Colonel zugewiesen; da sich der Leser jedoch an die Bezeichnung Kapitain Montal gewöhnt hat, so möge besagter Rächer seiner Gattin seine Rolle unter diesem Titel getrost zu Ende führen.

Als früherer Seekapitain genoß Montal unter Anderem auch die große Ehre, die in Rede stehende Expeditionsflotte von Marseille über Elba nach Rom zu führen, und diese Aufgabe gelang ihm, da die Wasserhosenteufel des mittelländischen Meeres ihn diesmal mit ihren gefährlichen Zudringlichkeiten verschonten, auch dermaßen gut, daß die Ausschiffung der Mannschaften bei Ostia an der Tibermündung bereits im Anfange des November 1867 erfolgen konnte.

Der Erste, den Montal, diese männliche, rächende Nemesis, in Rom aufsuchte, war natürlich Dr. Malder, und da sich dieser bald nach dem Tode des Lord Duncombe mit dessen Erbin, Miß Eva Robertson, wie der Leser sich denken kann, vermählt hatte, so fand der Kapitain bei diesem seinen jungen Freunde selbstverständlich das angemessenste Quartier.

Orientiren wir uns, den Zwecken dieses Kapitels entsprechend, erst wieder ein wenig in der ewigen Roma, die der Tiber von Norden nach Süden durchströmt und in zwei bedeutend ungleiche Theile zerlegt. Der heutige und auch schon 1867 maßgebende Stadtplan als Landkarte betrachtet repräsentirt nämlich rechts, im Osten der gelben Fluthen des genannten Stromes, vier mächtige, theils alte, theils neue Bezirke, während auf dem viel schmäleren Westen, links des Tiber, eigentlich nur ein

einziges Viertel, oder besser, Fünftel des Ganzen entfällt. Thatsächlich in fünf, nicht vier Theile gliedert sich das jetzige Rom und davon kommen auf den Osten die Planziffern: I. Modernes Fremdenviertel (im Norden); II. die eigentliche Hügelstadt (im äußersten Osten); III. das päpstlich-mittelalterliche Rom (zwischen dem Tiber und den sieben Hügeln) und IV. das alte, heidnische Rom (im Süden, unter der Papst- und Hügelstadt). Links und westlich breitet sich, und zwar im Süden, also vis à vis dem antiken Rom, nur der fünfte Bezirk als Monte Gianicolo in ebenfalls ganz moderner Weise aus, wohingegen der Nordwesten einzig und allein von dem umfangreichen Gebäudecomplex des Vatikans sowie St. Peter's beherrscht wird.

Es liegen also im Norden, und nur durch den Tiber getrennt, Vatikan, Peterskirche und Engelsburg unmittelbar neben dem modernen Fremdenviertel, wie im Süden, ebenfalls mit dem Strome zwischen sich, der Monte Gianicolo und das alte, heidnische Rom dicht an einander grenzen, während, drittens, die päpstliche oder mittelalterliche Stadt auch wieder nur durch den Tiber von den bezeichneten Kultushauptsitzen des Petrusstellvertreters geschieden ist.

Lord Duncombe's „castle" und „Name" befand sich aber, wie früher ausführlich berichtet worden, in der Via nazionale des modernen Fremdenviertels, so daß also der Gast Dr. Malder's, Kapitain Montal, dessen Soldaten die Besetzung der Engelsburg oblag, in der That nicht bequemer placirt werden konnte

als in dem uns bekannten Hause des verstorbenen Lords.

Führten ihn doch seine nächsten Wege, die er im Interesse seiner unglücklichen Frau natürlich unverzüglich unternahm, sowohl öfter nach dem nahen Vatikan als auch nach dem, unmittelbar unter seinem Quartierviertel gelegenen beiden spinnefeindlichen Niederlassungen der Brüder vom heiligen Kreuze einerseits und der Jünger des heiligen Ignatius anderseits.

Was das Ignatius- oder Jesuitenkloster im Besonderen betrifft, so war die von der Via nazionale gar nicht weit entfernte und bekannte Via del Corso, die, wie schon Eingangs unseres Romans bemerkt worden, den Palazzo del Popolo im Nordwesten mit der Südstadt verbindet, indem sie bis in die Nähe des berühmten Kapitols leitet, unserem Kapitain bald ein gewohnter Wegweiser.

Da uns besagtes Kloster, weil es das eigentliche Reise- und Racheziel Montal's bildete, in Folgendem aber sehr eingehend beschäftigen wird, so können wir uns bei dieser Lokalveranschaulichung nicht begnügen, müssen den Leser vielmehr noch etwas genauer über seine Lage orientiren.

Die prächtige, im üppigsten sogenannten Jesuitenstyl erbaute Kirche des heiligen Ignatius, nebst dem dazu gehörigen, noch 1867 in seiner ganzen Alterthümlichkeit dastehenden Kloster, findet der Leser in Bädeker's Karten von Rom, Plan II, Nr. 16. Rechts die erste Seitenstraße der großen Via di Pietra und des Palazzo

Sciarra-Colonna führt über die Via del Caravita auf die Piazza di St. Ignatio, so daß der Leser sich jetzt das von der Via del Seminario im Norden, dem Collegium Romanum im Süden und Pantheon im Westen begrenzte Klostergefängniß, den Hauptschauplatz dieses Kapitels, wohl ziemlich deutlich vor das Auge zu stellen vermag.

Ist doch obenan die Chiesa al Gesù, oder kürzer Il Gesù, welche mit der Via del Gesù in unseren früheren Kapiteln eine so große Rolle spielte, mit vorgenannter, 1586 von Vignola entworfenen Jesuiten- oder Ignatiuskirche durchaus identisch. Letzt wiederholte, berüchtigte Jesusgasse bildete eben die oben noch nicht bezeichnete Ostgrenze des besagten Klostergefängnisses, so daß einen schon die bloßen Namen: Jesuitenstraße, Jesuitenkirche, Jesuitenkloster ganz unheimlich stimmen müssen.

Bevor wir aber die Nemesisschritte unseres Kapitains in Betreff des Paters Mariano weiter verfolgen, müssen wir einen kurzen Seitenblick auf dessen bekannten Helfershelfer, den lustigen Gascogner Marquis de Santillier, werfen, der, wie der Leser sich entsinnen wird, dem Hause Lord Duncombe's grollend den Rücken wandte, nachdem Miß Eva Robertson ihm, seine Bewerbung um ihre Hand anlangend, so unzweifelhaft die Thür gewiesen hatte.

Selbstverständlich war es diesem galanten Jesuitenkumpane bei angedeuteter Bewerbung in erster Linie darum zu thun gewesen, sich in das volle Vertrauen

jener Deutsch-Amerikanerin einzuschleichen, um auf diese Weise über die etwaigen antijesuitisch-politischen oder gar mazzinistischen Schritte des Dr. Malder und seines Patienten, Lord Duncombe, stets genau unterrichtet zu sein.

Als der stutzerische Marquis durch den glänzenden Korb, den ihm die schöne Eva gegeben, sich dieser Art Einsichten total beraubt sah, schnaubte er natürlich vor Wuth gegen Dr. Malder, seinen augenscheinlich vom Glück begünstigten Rivalen, und Miß Robertson's, dem treuen Iren Bloxam gewordener Auftrag, jenen parfümirten Schuft im Interesse ihres geliebten Arztes in strenge Observation zu nehmen, erschien daher nur zu begründet.

Diese Halunkenkontrole erwies sich nach dem plötzlichen Ableben Lord Duncombe's fast noch nöthiger, denn jetzt spornte der Neid darüber, daß Dr. Malder durch die Hand Eva's nun auch noch der Erbe des reichen Engländers geworden war, den nebenbuhlerischen Haß des abgeblitzten Gascogners selbstverständlich auf das Höchste.

Bloxam, der mit derselben unverbrüchlichen Ergebenheit, die er Lord Duncombe Zeit seines Lebens bewiesen, nun auch seiner neuen Herrschaft zugethan war, that seine Schuldigkeit in oben gedachter Richtung natürlich in vollstem Maße. Wie ein Schatten verfolgte er den Marquis auf Schritt und Tritt und war nicht wenig erstaunt, diesen eleganten Spitzbuben, der beinahe an jedem Abende die dem Leser bekannte Jesusgasse auf-

suchte, eines schönen Tages einmal, seiner Gewohnheit ganz entgegen, nach der Isola del Tevere abschwenken zu sehen.

Wie Paris seine Cité in der Seine und Berlin seine Fischerinsel im Spreestrome, innerhalb der Stadt, besitzt, so hat Rom seine Isola del Tevere. Es befinden sich zwei Klöster auf dieser Tiberinsel: südlich das des heiligen Bartholomäus der Franziskaner und nördlich das der Fate bene fratelli.

An der Ecke des Ponte quattro capi, der nach dieser Klosterinsel führenden Doppelbrücke, sieht man täglich ganze Haufen Menschen aller Stände von Nah und Fern herbeiströmen, deren äußere Erscheinung auf den ersten Blick verräth, daß sie Hülfe suchen; Hülfe gegen den schrecklichsten der Schrecken, den Schmerz, den nicht etwa der Mensch in seinem Wahn sich selbst bereitet, sondern den ganz einfach so ein verstockter Sünder von hohlem Zahn uns verursacht.

Ganz Rom betrachtete aber in jener Zeit, wo dieses Kapitel spielt, als seinen unfehlbarsten Dentalkünstler einen der Mönche der Fate bene fratelli, nämlich den Bruder Giovanni Battista*).

Er, der von den ordentlichen Aerzten verachtete „Wunderdoctor“, wie ihn der Volksmund betitelte,

*) Eine wirklich historische Figur, mit dem Familiennamen Orseniga, deren Charakteristik wir den im Mai 1886 veröffentlichten Feuilletons der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung: „Alte Typen im neuen Rom“ von einem nicht bezeichneten Verfasser entnehmen.

triumphirte sogar über die berühmtesten amerikanischen Dentisten Rom's, die sich ihre oft nur zu kläglichen Leistungen mit Gold aufwiegen ließen, während unser Inselmönch, in den Highlife-Kreisen dankbarst pater patriae genannt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und zwar mit Billigung seines Ordenspriors und unter dem Schutze und Segen seiner speciellen Heiligen, der Madonna del buon consiglio, durchweg gratis arbeitete.

Durchweg sagen wir, denn für seine Kuren im Kloster nahm Battista absolut kein Geld und widerstand in dieser Beziehung den Lockungen der reichsten Leute, wohingegen er sich seine Operationen extra muros, will sagen in der Stadt, und zwar in den Häusern der Nobilis und den Salons der Hôtels, deren Bewohner seine Hülfe nicht minder in Anspruch nahmen, immer nur im Interesse der Armen oder aber seines Ordens, oder sonst zu einem wohlthätigen Zwecke, nach Umständen und gut bezahlen ließ.

Kehren wir aber zur eigentlichen Berufsstätte unseres Zahnapostels an der Ecke des Ponte quattro capi, einer Brücke, die mit ihren Janusköpfen auf den zweifachen Erfolg hinzudeuten scheint, den ein Besuch selbst beim besten Zahntechniker je nach der Schwierigkeit des einzelnen Falles, oder aber nach — der Bosheit des Operateurs haben kann, für einen Augenblick zurück.

Giovanni Battista, der dort gewöhnlich bis zur Mittagssiesta im Refektorium und dann wieder bis zur Vesperhora um 4 Uhr Nachmittags der leidenden Menschheit in so humaner Weise zur Verfügung steht, ist ein herkulisch gebauter Frater, den man in seinem behäbigen

Schmerbauch und wie Vollmond glänzenden, feisten Gesicht eher für einen Bierbrauer oder Metzgermeister, als für einen Mönch halten könnte. Derselbe hat gar nichts von der hageren Statur und der Galgenphysiognomie, welche bei den Brüdern des heiligen Ignatius fast typisch erscheint; im Gegentheil, Wohlwollen und Herzensgüte leuchten aus seinen großen, braunen Augen, und nur sein schwarzes Priestergewand, der schwarze Lendengürtel und die schwarze Kappe auf pechschwarzem Haar, verlieh, im Verein mit der stahlblitzenden Erlösungs- resp. Marterzange, die an einer langen Kette an seiner Seite, gleich einem Fleischerschärfestahl, herabhing, der ganzen Figur trotz alledem einen fast unheimlichen Charakter.

Und diesen Grad von Unheimlichkeit trug auch die Klause, oder besser, das Atelier unseres berühmten Wunderdoctors, ungeachtet dasselbe als eine hervorragende und geweihte Pflegestätte der Humanität in der ganzen Campagna di Roma bekannt war.

Die Wohnung der germanischen Unterweltsgöttin Hellia kann nicht metiermäßiger ausgestattet gewesen sein und charakteristischer gedacht werden, als sich die kleine Operationszelle Battista's in der That ausnahm. Die giftspeienden Schlangen und Todtengebeine, welche in Hellia's feuchtem Boudoir allenthalben die Wände bedeckten, wurden hier nämlich durch eben so viele Tausend der monströsesten, menschlichen Zähne ersetzt, die je einem Staubgeborenen sein Erdendasein zur Hölle machten. Heiligenfiguren, Madonnenbilder, Crucifixe, Rosenkränze: Alles, was man bei Frater Battista sah, war aus mensch-

lichem Mundgebein und Schmelz auf's kunstvollste geschnitzt oder doch wenigstens zusammengesetzt. Sogar den hohen Drehsessel, auf dem die Patienten ihrer Erlösung harrten, schmückten Zierraten von jenem menschlichen Alabaster, und gleich am Eingang der Klause paradirten außerdem noch zwei mächtige, offene Tonnen, die mit nichts anderem, als hohlen, ausgerissenen Zähnen schier bis zum Rande gefüllt waren.

Und doch hätte unser, in jeder Beziehung bescheidene Mönchsdentist diese greifbare Kunstreklame grausigen Styls gar nicht „nothwendig" gehabt, wie der Berliner sagt. Sein Zangenlaboratorium würde auch ohnehin niemals leer geworden sein. Ja wir sind der Meinung, jene eigenthümliche Dekoration seiner Klause schadete mehr als sie nützte, sofern schwachnervige Personen schon durch die beiden Cerberustonnen am Eingang nothwendig mehr abgeschreckt als angezogen werden mußten.

Hatte besagte, beinahe infernalische Decoration jener Doctorzelle ihren tiefsten Entstehungsgrund etwa nur in Battista's Eitelkeit, so wollen wir ihm diese menschliche Schwäche, von der auch fromme Leute bekanntlich nicht frei sind, gern verzeihen. Viel weniger dagegen dürfte der Leser zum Vergeben geneigt sein, wenn er jetzt hört, daß unser humaner Klosterbruder bei all seinem menschlichen Wohlwollen und gutem Herzen doch auch einen höllischen Diabolus, nämlich den Bosheits- resp. Racheteufel in seinem Stiernacken beherbergte.

Antipapale oder gar mazzinistisch gesinnte Patienten konnte er, sobald er von ihrer freidenkerischen Geistes-

richtung fest überzeugt war, mit innerer Schadenfreude peinigen, daß ihnen die Augen übergingen. Mehr noch, als sie, haßte er aber glücklicher Weise die so oft selbst gegen den Papst konspirirenden Jesuiten, und zwar darum, weil sein Orden schon seit einiger Zeit mit dem der Brüder vom heiligen Kreuz geheime Fühlung gesucht und gefunden hatte.

Die Jünger des heiligen Ignatius schienen von dieser geheimen Verbindung noch keinen Wind bekommen zu haben, denn wer von ihnen an Zahnweh litt, sprach, nach wie vor, bei keinem anderen Dentisten, als dem Frater Battista vor, und schrieb alsdann die Qualen, die er dort ausstehen mußte, stets der besonderen Schwierigkeit des Falles zu.

Anders aber auf entgegengesetzter Seite. Die Fate bene fratelli waren von allen neuen Machinationen jener sauberen Zunft immer auf's Beste unterrichtet und kannten sogar die weltlichen Helfershelfer derselben genau nach Stand, Namen und Wohnung.

Was hätte Battista darum gegeben, wäre ihm einmal der Meister vom Stuhl, der Pater Mariano selbst, unter die Zange gerathen. Doch jener schlaue Fuchs bekam entweder niemals Zahnschmerzen oder er witterte bereits den Racheteufel und zog darum lieber eine Operation bei dem damaligen zweitberühmtesten, aber amerikanischen Dentisten Rom's, dem Zahnarzt Horner, vor.

Zu den Mittelspersonen, die dem gefährlichen Operateur so manche Geheimnisse über seine und seines Ordens verkappten Feinde zuflüsterten, gehörte unter

Anderen auch der Diener Dr. Malder's, Bloxam, dessen Bekanntschaft er lediglich seiner Kunst verdankte. Beide hatten sich schnell einander in's Herz geschaut, und auf diese Art war Battista die haarsträubende, jüngste Schurkenthat Mariano's, Frau Montal betreffend, wenigstens andeutungsweise durch jenen Iren bekannt geworden. Alles Weitere und Genauere hatte er sodann von den Brüdern des heiligen Kreuzes im Brigittenkloster erfahren.

Hell auf jubelte daher der alte Bosheitsteufel unter der schwarzen Mönchskutte, als Bloxam eines schönen Tages in's Zahnatelier gestürzt kam, um seinem Freunde Battista die Meldung in's Ohr zu hauchen: der intimste Cumpan Mariano's, der Marquis de Santillier naht hülfesuchend mit einer entsetzlich dickgeschwollenen Backe.

Unser Klosterdentist hatte kaum noch Zeit, seinen stärksten Exekutionsapparat hervor zu langen und unter seiner Kutte zu verbergen, als der sonst immer so lustige Gascogner, sich heute wie ein Wurm in seinen Schmerzen krümmend, auch bereits die Höhle jenes Löwen, der ihn zu zerreißen im Begriff stand, wankenden Schrittes betrat. Obstipui, steteruntque comae et vox faucibus haesit: „Mir graust, der Athem stockt, zu Berge steigt mein Haar!" konnte der heute wirklich bedauernswerthe Marquis mit Virgil's Aeneïs sprechen, als die beiden Tonnen mit Menschenzähnen ihn wie der Unterwelt Cerberusse entgegen grinsten. Da er heute jedoch zu Meditationen und noch weniger zu Recitationen irgend wie aufgelegt war und sogar das Sprechen ihm blutsauer abging, so begnügte sich der geplagte Stutzer

mit einem kurzen pantomimischen Hinweis auf seinen nervus dentis.

Battista seinerseits, der natürlich die unbefangenste und theilnehmendste Miene von der Welt aufgesteckt hatte, dachte mit Shakespeare: „Wrong has but wrong, and blame the due of blame“: „Unrecht will Unrecht, und Schuld was ihr gebührt!“ besah sich das wilde Karnickel des feindlichen Gaumens einen Augenblick, schüttelte, innerlich triumphirend, bedenklich mit dem Kopfe und brachte dann, mit kaltem Blute und in gewohnter, geschäftsmäßiger Routine, Schlüssel und Zange zugleich an den Ort ihrer liebenswürdigen Thätigkeit.

Seit zwanzig Jahren war unserem humanen Klosterbruder keine Operation mißglückt, und eben auf dieser beneidenswerthen Thatsache basirte sein Ruhm und der kolossale Andrang des Publikums zu seinem Zahnatelier. Aber selbst ein Meister kann ja einmal Pech haben, und eine so allgemeine und fest begründete Reputation, wie sie Battista als Heilkünstler genoß, konnte durch ein einziges, kleines Malheur unmöglich vernichtet werden.

Das ungefähr waren die Gedanken, unter denen Battista seine Exekutionsfletsche, so tief, als es das dickgeschwollene Zahnfleisch des Patienten nur irgend zuließ, an den besagten kranken Backenwütrich und einen kerngesunden Kaukollegen daneben legte, den wie einen Hund heulenden Marquis dabei liebevoll tröstend, daß in einem Moment ja aller Schmerz vorüber sei.

„Nur zu, nur zu!“ brüllte der Unglückswurm auf dem Drehschemel, „pater patriae, macht es kurz!“ —

Battista hatte dem lustigen Gascogner den Gebrauch von Betäubungsmitteln, nach denen er, der feige Pfaffenknecht, Anfangs selbstredend energisch verlangt hatte, als in diesem besonderen Falle durchaus gesundheitsschädlich, wohlweislich auszureden gewußt. Lachgas kannte man damals, Gott sei Dank, noch nicht, und auf diese Weise war dem redlichen Klosterdentisten die Aufrechterhaltung seiner Lüge verhältnißmäßig leicht geworden. Auf diese Weise befand er sich, dem schmerzgefolterten Schurken gegenüber, in der angenehmen Lage, sein Müthchen an ihm voll kühlen zu können, ohne seinem menschlich gewiß entschuldbaren Bosheitskitzel in diesem Falle unliebsame Schranken auferlegen zu müssen.

Den Marquis dagegen hatte der Muth der Verzweiflung, zum ersten Male in seinem nichtsnutzigen Leben, zum wirklichen Leidenshelden gestempelt, der in der Stille seiner Eingeweide — ihm, dem Epikuräer, bedeuteten nämlich Herz und Eingeweide, die bekanntlich der Engländer in seinem Sprüchworte: „She has no bowels“ identificirt, dasselbe — freilich jene feuchten, unterirdischen Mariano-Spaziergänge nach dem Ignatiusklostergefängniß verfluchte, auf deren letzten einem er sich sein jüngstes Zahnreißen mit obligater dicker Backe zugezogen hatte.

„Eins! — Zwei! — Drei!“ zählte er selbst, der König der Schmerzen, um durch möglichste Selbstbeherrschung leichter über den für jeden Menschen schauderhaften Moment hinweg zu kommen — — da, ein blitzähnlicher, furchtbarer Ruck mit donnerähnlichem Geknack

und Gekrach und — unser lustiger Gascogner wälzte sich, vom Stuhle getaumelt, in seinem Blute. — Battista hatte, zum ersten Male in seinem Leben, schändliches Pech gehabt und seinem vornehmen Patienten den halben Unterkiefer weggerissen.

Und bei dieser Art von Pech blieb es — sagen wir anstandshalber „leider“ — nicht. Zu der klaffenden Wunde des Marquis gesellte sich, wie oft in solchen Fällen, der entsetzliche sogenannte Brand, und ehe drei Tage verflossen waren, lag der gottverfluchte Helfershelfer Mariano's auf der Todtenbahre. — „Pax vobiscum!“ — Entsetzt floh ganz Rom fast eine Woche lang das Mönchs-Atelier Battista's. Als sich bei einer näheren Untersuchung des abgerissenen Kiefertheiles jedoch herausstellte, daß der vermaledeite, kranke Backenzahn des so jäh Verblichenen vier, sage vier mächtige Wurzeln besessen, die noch dazu mit dem Backenknochen verwachsen gewesen, da schrieben alle Zeitungen: „Unser pater patriae ist unschuldig, denn sein Malheur war unvermeidlich.“

Nach wie vor fluthete die dickbackige, zahnschmerzgequälte Menge nach ihrem Erlöser am Ponte quattro capi, während Battista auf Italienisch in seinen Wanst hineinkicherte: „Glück muß der Mensch haben.“

* *
*

Während sich diese Geschichten auf genannter Tiberinsel und in der Wohnung des Marquis de Santillier, der nun, trotz seiner Eleganz à quatre epingles, auf eine keineswegs nach Bonvivantage schmeckende Art mit beiden Lackstiefeln zugleich in die Grube gefahren war,

abspielten, hatte Kapitain Montal seinerseits nichts versäumt, was ihn seinem Hauptziele, die Erlösung seiner Gattin und seine Abrechnung mit Mariano betreffend, näher bringen konnte.

Ein eigenhändiges Schreiben seines Kaisers an den Papst hatte ihn mit dem Kardinal-Staatssekretair Antonelli zusammengeführt, und dieser letztere, der in Mariano längst seinen gefährlichsten, heimlichen Gegner erkannte, versprach ihm seinen ganzen Einfluß auf den Jesuitengeneral Bekx zur endlichen Entlarvung jenes, seine Ordensregeln und Freiheiten bei weitem überschreitenden geistlichen Maulwurfs. Aber glücklicher Weise bedurfte es weder der Hülfe Antonelli's, noch des Beistandes der Brüder von St. Croix, dessen Prior der Kapitain ebenfalls inzwischen kennen gelernt hatte und von dessen Untergebenen, den Brigittinern, er vollends in alle Details, den jüngsten Schurkenstreich Mariano's und die Inhaftirung seiner Frau anlangend, eingeweiht worden war.

Diese letzten Schandthaten der Sacra Consulta und Officia Sacra sollten von einer noch höheren Hand als der des Stellvertreters Christi und seiner Getreuen vereitelt werden. „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr", sagt die Bibel, und dieses Gotteswort werden wir in Montal's Angelegenheit sich glänzend, weil buchstäblich, erfüllen sehen.

Wir bemerkten schon Eingangs dieses Kapitels, daß die für den Kirchenstaat bestimmte neueste französische Expedition in den ersten Tagen des November 1867 in Rom eintraf, um die Engelsburg zum Schutze des gegen-

über liegenden Vatikans zu besetzen. In demselben November nun, und zwar am 11. dieses Monats und seit mehr als 50 Jahren, feierte der jesuitische Klerus Rom's ein Fest, das die unmittelbare Veranlassung endlicher Befreiung der Frau Montal werden sollte.

Im Jahre 1773 hatte sich bekanntlich Papst Clemens XIV., hauptsächlich auf Drängen und Verlangen Spanien's und Frankreich's, gezwungen gesehen, den 1539 gestifteten Jesuitenorden wieder aufzuheben. Pius VII., jenes Clemens Nachfolger, befand sich aber schon im Jahre 1814 in der glücklicheren Lage, die Gesellschaft Jesu in ihrem alten Umfange wie Ansehen restauriren zu können. Hatte jener Papst den besagten Orden durch die Bulle: „Dominus ac redemtor“ aufgehoben, so führte dieser denselben durch seine Bulle: „Sollicitudo omnium“ wieder ein. Obgleich nun der eigentliche Erneuerungstag der Jünger Loyola's de jure der 7. August war, so wurde jenes alljährliche Freudenfest des jesuitischen Klerus seit 1814, schon der großen Hitze wegen, dennoch nicht an diesem Tage, sondern immer erst am 11. November begangen.

Am 11. November 1814 nämlich war die Restitution des Jesuitenordens, de facto, dadurch in Angriff genommen worden, daß man das Noviziat des Ignatiusklosters, in dem von uns genauer beschriebenen Stadtviertel Rom's, feierlich wieder eröffnete, und eben diese Restitution des Noviziats galt fortan als der höchste jesuitische Festtag, wenn auch selbstverständlich nur intra muros.

Innerhalb der Ignatius-Klostermauern entwickelte sich an diesem Tage ein Leben, ja eine Fidelitas, gegen welche der Orgiasmus der Alten bei Bacchusfesten und anderen Mysterien schier ein Waisenkind war.

Der Leser hat schon aus den nächtlichen Zusammenkünften des Paters Mariano mit dem lustigen Gascogner in eben denselben Klostergebäuden einen ungefähren Begriff von der Proteusgenialität des Jesuitismus bekommen. Nicht blos Weine und Cigarren der feinsten Marken und edelsten Sorten barg das Mauergetäfel der Jesusgasse, nein, auch die schönsten Frauenzimmer aller Nationen fanden dort — honny soit qui mal y pense — natürlich immer nur in ihrer Eigenschaft als Missionarinnen des Ordens, ungehinderten, wenn auch selbstverständlich nur geheimen Zutritt.

Man stelle sich also einen ordentlichen Maskenball mit Champagnerpfropfensalven und Kußgranatenfeuer im Refektorium des Klosters St. Ignatius vor, und man wird finden, daß die Cancanserien der Kaiserin Eugenie in St. Cloud oder Compiègne vor jenen heimlichen Festorgien des Ignatiusklosters keineswegs zu erröthen brauchten.

Ein solches dionysisches Mysterium intra muros ward nun auch am 11. November 1867 gefeiert, und Pater Mariano, dem der kürzlich schreckliche Tod seines Coadjutors, des lustigen Gascogners, selbstverständlich sehr zu Herzen gegangen war, spielte, trotz seiner Magerkeit, hauptsächlich wohl aus diesem Traueranlaß, den Thyrsus schwingenden Bacchus-Dithyrambus.

Wer aber unter den Bacchantinnen und wildesten Mänaden stellte nun aber des Bacchus geliebte Ariadne aus Naxos vor? Welche geistliche Odaliske kränzte unter dem Freudenschrei: „Evoë Mariano!“ sein pechschwarzes Haar mit Eppich und Weinlaub?

Soweit wir aus den folgenden Thatsachen zu schließen berechtigt sind, war dies an besagtem Restaurationstage kein anderes weibliches Wesen, als die entzückende, blonde Tochter Albion's, Miß Harriet alias Mary Campbell, welche dem Leser aus früheren Kapiteln hinlänglich bekannt ist.

An diesem Feste ihrer Meister war natürlich von „vorgesetzt“ und „untergeben“ keine Rede; diese jüngsten Bacchanalien lieferten vielmehr eine treffliche Illustration zu Heinrich Heine's frivolen Versen:

Tausend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heilige Geist erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen
Und er hat sie muthbeseelt. —
Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich und blicke dreist,
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heiligen Geist!

Miß Harriet gerade war dem Mephisto Mariano in jüngster Zeit als Pseudogretchen dadurch noch besonders nahe gerückt worden, daß ihr unter Anderm auch die Aufgabe zufiel, Frau Montal im Gefängniß zu besuchen und über ihren Geistes- und Gemüthszustand eingehenden Rapport zu erstatten. Sie war also nicht blos in Ordensvergnügungen, sondern auch in Ordens-

geschäften die Vertraute Mariano's, namentlich aber seit dem Tode des Gascogners, geworden, und sollte eben aus diesem Grunde und nach des Himmels Rathschluß sein gerechtes Schicksal, so weit sie dasselbe verdiente, theilen.

Waren nun die im Weinrausche leichtfertig weggeworfenen Glimmstengel und Cigarrenstümpfe der Herren Fratres die Ursache, daß in den klösterlichen cabinets secrets, welche die frommen Väter selbstverständlich und meist paarweise nach den aufregenden Bacchanalien des Refektoriums zu gegenseitiger stiller Beschaulichkeit aufgesucht hatten, bald nach Mitternacht plötzlich Feuer ausbrach, oder aber war jenes heimtückische Element durch die festtägliche, durchaus anormale und an diesem Abende natürlich übermächtige Condensation jener Leidenschaft, die man Liebe nennt, entfesselt worden? — Genug, im Kloster des heiligen Ignatius brannte es tout à coup und dermaßen, daß fast ganz Rom den Kopf verlor. Jedermann wußte, daß ein Feuer in jenem so eng gebauten und winkelreichen Viertel leicht die Vernichtung der gesammten mittelalterlichen Stadt zur Folge haben konnte.

Dieser Gefahr entsprechend, war denn auch schon gegen ein Uhr Nachts Alles — freilich nicht allein zur Hülfeleistung, wie das bei solchen Gelegenheiten in großen Städten stets der Fall ist — auf den Beinen. Zumal viele Jesuitenfeinde, die nach der Brandstätte eilten, rieben sich vor Schadenfreude vergnügt die Hände und dachten: „Gott sei Dank, daß jenes Rabennest nun einmal ordentlich ausgeräuchert wird!“

Zu den Allerersten aber, die den Ausbruch des gewaltigen Feuers bemerkten, gehörte Kapitain Montal. Ihn, der schon seit seiner Ankunft in Rom allnächtlich um die hohen Mauern des Ignatiusklosters schlich, hatte eine innere Stimme, die ihm sagte: „Heute oder nie!“, gerade an diesem Abend besonders früh in jene finstere Stadtgegend getrieben.

Heute, wie niemals im Jahre, durfte er hoffen, die Sorglosigkeit der Klosterinsassen, welche schließlich, von Wein und Liebe berauscht, den Schlaf der Gerechten schliefen, werde ihm zur gewaltsamen Befreiung seines Weibes — denn ihre Erlösung auf legalem Wege konnte sich, wenn sie überhaupt gelang, noch Monate lang hinziehen — sonst nie zu erwartende Mittel und Gelegenheit bieten.

Zu diesen Mitteln zählen wir aber keineswegs auch Brandstiftung. Ei, behüte! Denn ganz abgesehen von seiner dienstlichen und eidlichen Mission, gerade das priesterliche Rom zu beschützen, hätte schon die Stärke und Höhe der Klostermauern ein derartiges frevelhaftes Beginnen Montal's von vorn herein unmöglich erscheinen lassen. Eine Entführung mittelst Strickleiter dagegen machte seinem Gewissen nicht die geringsten Scrupel, selbst wenn dabei ein Paar Jesuiten — von deren Schonung ihn sein Eid ausdrücklich dispensirte — ihre Knochen zerbrachen.

Und diese Art der Befreiung sollte ihm mittelst der ungeheueren Feuersbrunst, die den ganzen Gebäudekomplex der Jesuitenniederlassung Rom's an jenem denk-

würdigen 11. November wie im Handumdrehen, aber ohne jedes Zuthun von seiner Seite, entflammte und in ein entsetzliches Feuermeer verwandelte, wirklich gelingen.

Unter dem Scheine seiner Pflichten, als Retter aus so entsetzlicher Gefahr, war ihm sogar gewaltsamer Eintritt in's Kloster erlaubt, und von dieser ausnahmsweisen Laienlizenz machte Montal denn auch mit einer Corporalschaft seiner Getreuesten umfassenden Gebrauch.

Während die Hälfte dieser Soldaten, auf Mariano vigilirend, sofort nach Ausbruch des Feuers die verschiedenen Pforten rings umher besetzte, begab Montal persönlich sich mit den Uebrigen nach dem an die Jesusgasse grenzenden Klostergefängniß, das glücklicher Weise von der Wiege der entsetzlichen Feuersbrunst für den Augenblick noch am weitesten entfernt lag.

Da binnen Kurzem fast die ganze Expedition, mit Leboeuf an der Spitze, auf dem Brandplatze erschien, so fehlte es an rettenden Kräften nicht, und im Nu krachten die starken Angeln der eisenbeschlagenen Gefängnißthüren unter den wuchtigen Axthieben französischer Pioniere.

Ganze Schaaren armer, inhaftirter Personen beider Geschlechter stürzten den Soldaten halb wehklagend, halb jauchzend aus den gewaltsam erbrochenen Gefängnißzellen entgegen, aber vergebens spähte Montal nach seinem unglücklichen Weibe.

Mit der Rachewuth eines angeschossenen Löwen schickte er sich eben an, den allerletzten Corridor zu durchsuchen, als er plötzlich die ihm photographisch sehr wohl bekannte Gestalt Mariano's, ein fast bewußtloses Frauen-

zimmer mit sich fortschleppend, nicht weit von seinen Leuten vorüberhuschen sah.

Mit dem scharfen Instinkt seiner teuflischen Natur hatte dieser Schurke seine höchst kritische Situation sogleich klar überschaut und sich aus den Armen der englischen Buhle, dieselbe kaltblütig ihrem Schicksal überlassend, in das noch unversehrte und der Gefahr am wenigsten ausgesetzte Klostergefängniß gerettet.

Sicherstellung seiner eigenen Person aber war es nicht allein gewesen, die ihn mit Sturmeseile nach dort getrieben hatte. Auch Frau Montal durfte nicht verbrennen; er brauchte dieselbe noch als Faustpfand zu seinen Händeln mit den Brüdern von St. Croix, und mußte daher selbst dieses, sein jüngstes Opfer, wenn auch gewissermaßen wider Willen, retten.

Aber noch schneller, als sein Todfeind da vor ihm, war Kapitain Montal. Wie ein Stößer, der eine Taube morden will, stürzte er sich auf den verstockten Bösewicht und ergriff denselben gerade in dem Momente, wo dieser eine weit abgelegene, von Burgverließ ähnlichen, dicken Mauern flankirte, stockdüstere Kammer öffnete, die unglückliche Dame an seinem Arme mit einem furchtbaren Ruck da hineinschleuderte und darauf, die Thür dieser Kammer mit Hast wieder verschließend, seine persönliche Rettung durch die Flucht aus dem Kloster zu vollenden gedachte.

„Bis hierher und nicht weiter!“ donnerte Montal dem Pater mit blankgezogenem Degen entgegen. „Du bist der Erzschurke Mariano, wer aber ist jene Unglückliche, welche Du soeben in dieses Burgverließ gestoßen?“

Statt der Antwort erfolgten zwei Schüsse, welche der Gefragte, trotzdem sein Gegner wohlweislich dessen rechte Hand mit eisernem Griff umklammert hielt, aus einem mit seiner Linken blitzschnell aus der Kutte hervorgezogenen Revolver abzufeuern wußte.

Indeß, beide Schüsse gingen in dem, schon durch die erste Begegnung entrirten wilden Ringkampfe glücklicher Weise fehl, und des Paters dritter Versuch, die bezeichnete Waffe zu seinem Vortheil anzuwenden, gelang vollends nicht. Expeditionstruppen waren nämlich inzwischen so zahlreich zur Stelle, daß Mariano, der, als er sah, daß aller Widerstand vergeblich, ein Giftfläschchen an seinen Mund zu bringen trachtete, im Nu entwaffnet und gefesselt am Boden lag.

Da der in ohnmächtiger Wuth schäumende und schnaubende Mund des Schurken auch jetzt noch jede Auskunft verweigerte, machten die Soldaten, um hinter das Geheimniß zu kommen, natürlich und sofort von ihren Kolben Gebrauch, und fast ebenso schnell, als man den Jesuitenpater überwältigt hatte, krachte die Thür des bezeichneten Gefangenenverließes in Schloß und Angeln zugleich.

Aber welch ein haarsträubender Anblick bot sich den Befreiern bei den ersten Strahlen, welche Blendlaternen in das auf diese Art erbrochene Gewölbe warfen? An den Wänden und in den Ecken dieses feuchten, finsteren Raumes hingen und standen mittelalterliche, ja altrömische, neroanische und diokletianische Marter-Instrumente aller Art, während am Boden, zwischen eklem

Gewürm und moderndem Gebein, die kranke und vor Entsetzen wahnsinnige Frau Montal kauerte.

Ein furchtbarer Schmerzensschrei des Kapitains begleitete dies Wiedersehen seiner Gattin nach so viel Jahren und unter so grauenhaften Verhältnissen. Bald aber gewann der Soldat über den Menschen und Gatten die Herrschaft: „Einen Krankenwagen aus unserem Lazareth und dann behutsam nach meinem Quartier mit der Unglücklichen!" bedeutete Montal seine Leute in gewohntem Commandotone, nachdem er selbst das jüngste Opfer des Jesuitismus vom Boden aufgehoben und in die Arme zwei seiner zuverlässigsten eigenen Mannschaften hatte gleiten lassen.

Ein nun folgender, blos flüchtiger und dennoch scharfer Blick des jetzt aufathmenden und heimlich seine Thränen trocknenden Kapitains belehrte denselben nicht allein über den Ort, wo er seine Gattin wiedergefunden, sondern auch zugleich über die Art, wie er deren Unglück gebührend zu rächen habe.

Jener Grausen erweckende Raum, in welchen Mariano sein Opfer zuletzt gestoßen hatte, war nämlich die alte Ketzer-Inquisitionskammer des heiligen Ignatius, und die fürchterlichen Instrumente an den Wänden und in den Ecken dieses Martergewölbes waren kostbare Sammlungen aus jenen grauen Zeiten, wo die heidnischen Kaiser Rom's dessen junge Christengemeinde mit Stumpf und Stiel ausrotten zu können meinten.

Darüber, daß die Väter Jesu dieselben Folterinstrumente, welche einst Heiden gegen die Anhänger

des Kreuzes Christi gebraucht, im Spätmittelalter wider die Jünger Savonarola's und anderer Ketzer anwandten, wird sich der Leser nach dem, was er bisher über diese fromme Gesellschaft hörte, nicht mehr verwundern.

Unter anderem, nur mit Grausen zu betrachtenden alten Gerümpel befand sich aber in jener Raritätensammlung auch ein sogenannter Ketzerrost, auf welchem man die Anhänger der christlichen Lehre ehemals bei lebendigem Leibe gebraten hatte, und dieses eiserne Instrument war es, das Montal's Racheherz schon auf einen flüchtigen Blick hin mächtig packte. Gleich rasch, wie sein Interesse für den altrömischen Ketzerrost hervorgerufen worden war, reifte demzufolge in ihm ein fürchterlicher und dennoch gerechter Entschluß: „Den Rost aus der Ecke und den Schurken hier darauf geflochten!" herrschte der Kapitain jetzt die noch zurückgebliebenen Leute an, und seine Augen blitzten dabei so gebieterisch, daß es sicher Niemand gewagt hätte, diesem Befehle den Gehorsam zu verweigern.

Aber wenn diese Subordination auch nicht gewesen wäre, Montal's Untergebenen begriffen die Absicht, noch mehr jedoch die gerechte Erbitterung ihres Chefs sehr bald, und noch ehe derselbe den Kausalnexus zwischen ihm und den am Boden röchelnden, gefesselten Schurken mit ein Paar nachfolgenden Worten klar gestellt hatte.

Mit einer fast an teuflische Wollust erinnernden Freudigkeit machten sie sich demgemäß an die Ausführung der obigen Weisung ihres Vorgesetzten, ob-

wohl diese Art Arbeit gewiß Allen weder als eine gewohnte, noch erwünschte erschien.

Besagter Rost hatte ungefähr die Gestalt einer sogenannten Egge, das ist einer großen und viereckigen, Seitens der Landleute zur Verkleinerung der aufgepflügten Erdschollen viel gebrauchten Ackerharke, nur daß doppelt so viele scharfe Eisenspitzen nicht blos nach unten, sondern auch nach oben starrten, und die eisernen Kreuzbänder, an welchen jene Dornen vernietHet waren, auf einem gleichfalls eisernen Gestell oder Rahmen mit vier mannshohen Füßen von demselben Metall ruhten.

Sobald der Schurke auf diesen Rost, wie auf ein Rad, geflochten war, donnerte Montal's Löwenstimme zum dritten Male: „In's Feuer mit ihm! Schafft den Teufel in sein höllisches Element!", und die unfreiwilligen, aber jetzt selber rachetrunkenen Soldatenhenker gehorsamten auch diesem Befehle, ungeachtet sich Mariano, Gnade flehend, wie eine Schlange in der eisernen Umklammerung seiner Glieder krümmte und wand. Gottes Strafgericht hatte ihn jäh ereilt, und der Kapitain war heute nur das Werkzeug dieses höheren und höchsten Waltens.

Ein mächtiger Sturmwind, der sich jetzt erhob, trieb das entsetzliche Feuer im Nu von Westen nach Osten, so daß auch das Klostergefängniß an der Jesusgasse bald in hellen Flammen lohte und Montal's Leute mit ihrem Jesuitenbraten nicht weit zu laufen brauchten.

Als die unglückliche Kapitainsfrau durch Dr. Malder's Fürsorge und ärztliche Pflege endlich wieder zum Bewußtsein gelangte und in ihrem Gatten zugleich den

Retter ihres Lebens erkannte, hatte der Himmel das schwerste Verbrechen, welches Pfaffenschurkerei an ihr verübte, längst gesühnt.

Auf der wüsten Brandstätte des Ignatiusklosters entdeckte man beim Aufräumen des Aschenschuttes unter Anderem auch einen eisernen Rost und neben zahlreichen, verkohlten Knochen von männlichen Personen auch merkwürdiger Weise sehr viele weibliche Skelette.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben:
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!
Woe, that too late repents!

Natursohn und Bastard.

Zum Verständniß des Folgenden möge uns der Leser einen Augenblick nach dem dritten Bande des Kreuzes von Savoyen und in das Kapitel: „Der Sturm bricht los" zurückbegleiten. Dort sahen wir den wackeren Giudice Simone Moretto sich in die Wogen des Turiner Aufstandes stürzen und, in Folge dieses Wagnisses, nicht blos sein geliebtes Weib Ginevra, sondern auch seinen getreuen Diener Jankal, den Madagassen, in die Hände uns bekannter Banditen gerathen. Es war die Osteria della gazza ladra, die in dem verrufensten Winkel Turin's gelegene Weinschenke zur „diebischen Elster", wo sich eine der tragischsten Scenen dieses Romans mit noch völlig ungelöster Dissonanz abspielte.

Wie der Leser sich jetzt erinnern wird, hatte Il Bieco, der Schielende, seinen Todfeind, den Richter Moretto, in den Straßen der piemontesischen Hauptstadt bemerkt, und diese Entdeckung war dann die Ursache geworden, daß sich Moretto's brauner Leibwächter, Jankal, an die Fersen jenes Halunken heftete und auf diese Weise in genanntes Wirthshaus gerieth. Hier lauschte er, versteckt

im Kellergeschoß, nicht blos einer Verschwörung gegen das Leben seines neuen Herrn, sondern wurde obenein noch Zeuge der Intriguen des Jesuitenpaters Anselmo, dessen klerikal-politisches Laboratorium, wie berichtet, die zweite Etage der in Rede stehenden Banditenhöhle bildete.

Dort sah er, wie sich die würdigen Sprossen Lord Duncombe's und Carlo Berutti's, der rothhaarige Galgenvogel Zerbinotto und der Held des Tavoliere di Puglia, Il Bieco, um des Ostieres schöne Pflegetochter, Violetta, mit Messern zu Leibe gingen, und eben daselbst war es auch, wo eine ihr Ziel verfehlende Kugel seines eigenen Revolvers die als Signore Marietta verkleidete, hübsche Lausitzerin Marianne, die Geliebte Heribert Hilgard's, tödtlich zu Boden streckte.

Wir ließen den getreuen Madagassen, gefesselt durch die Schergen des Paters Anselmo, die Banditen Zerbinotto und Il Bieco, nebst ihrem Helfershelfer, den Osterienwirth Filippo Martino und anderen Kumpanen, in der diebischen Elster zurück und beobachteten nur noch eine Weile, was der schönen Violetta, bei der Beförderung des Testaments der verstorbenen Marianne an deren Geliebten Heribert, auf den Straßen Turin's noch weiter begegnete.

Pater Anselmo's Plan und Auftrag ging, wie dem freundlichen Leser jetzt wieder deutlich vor der Seele stehen wird, dahin, daß Il Bieco den Richter Moretto in dem Troubel des Aufruhrs abfangen und, womöglich, unversehrt zur diebischen Elster schaffen sollte, währenddem Zerbinotto die Ginevra, des Richters Gattin, mittelst

eines gefälschten Briefes aus ihrer Wohnung lockte und ebenfalls nach der Osteria della gazza ladra dirigirte.

Beide Aufträge sahen wir in der That, wenn auch nicht ohne Hindernisse, ausgeführt werden. Die Gunst des Schicksals fügte es nämlich, daß Violetta den Schielenden an der Beiseiteschaffung seines, im Rücken verwundeten Opfers verhinderte, daß, mit anderen Worten, Simone Moretto, statt in die diebische Elster, nach seiner Wohnung, der Casa Ginevra auf der Strada Bianca gelangte, um hier allerdings nur noch ein kurz zuvor geplündertes, ganz leeres Nest zu finden.

Anselmo's fingirter, im Namen des Dr. Giovanni Feraglio geschriebener und durch Zerbinotto überbrachter Brief hatte hier wirklich seine beabsichtigte Wirkung gethan. Die arglose Ginevra schenkte den Worten jenes ihr unbekannten Arztes: „daß ihr geliebter Mann während des Turiner Aufruhrs durch einen Steinwurf am Kopf verletzt und in seine (des Schreibers) nahegelegene Behausung geschafft worden sei, von wo aus er dringend nach ihr verlange“, nach einigem Besinnen Vertrauen und folgte dem Bastard Lord Duncombe's in die uns genugsam bekannte Verbrecherhöhle, nahe der Piazza del Castello.

Zur Zeit aber, wo die unglückliche, weil so schändlich betrogene Padrona Moretto's das Gefängniß ihres Dieners Jankal theilte, fanden wir die schöne Violetta im Begriff, ihr, dem beraubten Richter gegebenes tröstliches Versprechen zu erfüllen und Signora Ginevra aus den sauberen Händen der Kämpfer für Altar und Thron zu retten.

Sie hatte den, der Gefangenen entfallenen fingirten Brief Anselmo's gelesen und wußte demzufolge, wo allein sie des schwer verwundeten Moretto entführte Gemahlin suchen mußte. Nach der Osteria zur diebischen Elster zurück sahen wir sie schließlich ihre Schritte lenken, und an diesem unheimlichen Orte spielte sich naturgemäß auch unser hiermit eingeleitetes, neuestes Kapitel ab.

Als Violetta die mit eklem Qualm gefüllte Schenke ihres Pflegevaters wieder betrat, war sie über die Mittel und Wege, Ginevra zu befreien, bereits vollständig im Klaren. Ihre erheuchelte endliche Bereitwilligkeit, den Zierbengel Zerbinotto zu heirathen, sollte Filippo Martino — dem an dieser Verbindung, des Geldes wegen, das er dabei verdiente, viel gelegen schien — zunächst zur Entfesselung Jankal's bestimmen, und dieser Letztere, kalkulirte sie weiter, werde dann selbst dafür sorgen, daß Ginevra, seine Herrin, ebenfalls frei komme und Anselmo sammt seinen verruchten Gensd'armen die gerechte Strafe treffe.

Violetta's Vermuthung, daß sie ihren Pflegevater — dem übrigens die Banditenwirthschaft der diebischen Elster selbst zuwider war und darum schon lange nach einer Gelegenheit suchte, die ihn aus den Klauen seines pfäffischen Despoten im oberen Stock erlöste — mit Azucena, der alten Köchin, allein zu Hause treffe, bestätigte sich. Zerbinotto hatte, gleich nachdem er die Signora Ginevra eingeliefert, von diesem Befehl erhalten, sofort den Schielenden, welcher von seiner Specialmission, Simone Moretto betreffend, merkwürdiger Weise immer

noch nicht wieder heimgekehrt war, aufzusuchen und eventuell zu unterstützen.

Mit diesen beiden Hauptspitzbuben waren zugleich auch ihre Kumpane zweiten und dritten Grades ausgeflogen, und zwar auf Zureden Filippo Martino's, der sich nach der voraufgegangenen Mordscene zwischen Jankal und Anselmo's Gensd'armen, namentlich aber durch die lautschallenden Revolversalven dieses Kampfes, mit Recht auf eine Haussuchung der Turiner Polizei, und zumal an diesem Revolutionstage, gefaßt halten konnte. Pater Anselmo dagegen war ruhig at home geblieben. Sein geistliches Gewand, noch mehr aber sein gutes Gewissen fürchtete die Schergen Victor Emanuel's nicht. Wer suchte auch fromme Diener der Kirche in der diebischen Elster und den ehemaligen Tanzräumen der Demi-monde Turin's. Außerdem hatte Anselmo, Mariano's begabtester Vertreter in Piemont's Hauptstadt gerade an diesem Tage besonders viel zu thun. Noch nämlich lag die Leiche Mariannens intra muros der diebischen Elster, ohne daß man recht wußte, wo man dieselbe ohne Aufsehen verscharren könnte, und schon wieder nahm eine schöne Dame, die soeben durch Zerbinotto eingelieferte Signora Ginevra, des Paters ganzes Interesse in Anspruch.

Spione, welche der Straßenscene zwischen Il Vieco und Violetta gelauscht, hatten ihm inzwischen heimlich hinterbracht, daß Signore Moretto in der That, und zwar ziemlich schwer, wenn auch nicht am Kopfe und durch einen Steinwurf, so doch im Rücken, durch des

Schielenden Dolchmesser verwundet worden, und dieser Umstand erleichterte ihm die Fortspinnung seiner Brieflüge mittelst einiger Varianten ungemein. Mit der unbefangensten Miene von der Welt eröffnete Anselmo seiner neuen Schutzbefohlenen, als diese, ängstlich werdend, nach dem Doctor Feraglio, der sie zu sich beschieden, fragte, daß die Sache in so weit ihre Richtigkeit habe, als ihr Gemahl wirklich verwundet sei und von ihr gesehen und gesprochen werden könne, sobald dessen augenblicklicher Fieberzustand derartige aufregende Besuche ohne nachhaltigen Schaden zulasse, und als, ferner, der ihren Gatten behandelnde Arzt eben jener Dr. Giovanni Feraglio, der ihr den Brief geschrieben, sei. Allein Signora Moretto möge verzeihen, man habe sie aus reiner Schonung vorerst nicht zu dem bewußten Doctor, sondern zu dessen intimen Freunde geführt, damit Padrona Ginevra in so trauriger Lage auch nicht des geistlichen Trostes ermangle.

In Wahrheit lag die Sache freilich anders. Jene Spione, welche die Nachricht von Moretto's Verwundung und Il Bieco's Flucht vor Violetta hinterbrachten, waren von Anselmo sofort wieder ausgeschickt worden, den Schielenden zu suchen und dann mit ihm gemeinsam sich der Person des kranken Richters in dessen auszukundschaftender Wohnung zu bemächtigen. Inzwischen hoffte Auftraggeber mit seiner Beichte, Ginevra betreffend, fertig zu sein, so daß letztere, noch ehe ihr Gemahl in der diebischen Elster anlangte, bereits als ein fetter Lösegeldköder im Klostergefängniß des heiligen Ignatius,

das damals natürlich noch nicht abgebrannt war, schmachtete.

Arme und doch glückliche Ginevra! Glücklich im Vergleich mit Madame Montal, die jahrelang hinter jenen düsteren Mauern eingekerkert saß, während sie, die Padrona Simone Moretto's, so zu sagen mit einem blauen Auge davon kam. Wie Pater Mariano später, so hatte nämlich Pater Anselmo schon jetzt seine Rechnung ohne den Wirth gemacht; den Wirth zur diebischen Elster sowohl, als unser Aller Herbergsvater über den Sternen. Den Jankal gefesselt im Keller, dünkte er sich in der neuesten Affaire, die er angezettelt, so sicher, wie ein Fuchs in seinem Bau. Aber: „Periculum in mora!“ warnt ein lateinisches Sprüchwort, und ein französisches fügt hinzu: „Plus fait douceur que violence!“ das heißt: „Im Honig ertrinken mehr Fliegen, als im Essig!“

Doch lassen wir unseren ehrwürdigen Beichtvater mit seinem unfreiwilligen Beichtkinde einstweilen allein, um vorerst zu erfahren, wie die schöne Violetta des stummen Madagassen Befreiung als nächste Rettungsthat in's Werk setzte.

Martino, ihr Pflegevater, war natürlich auf's höchste erstaunt, aber auch zugleich erfreut, als sie ihm die plötzliche Aenderung ihres bisherigen Sinnes, resp. ihre endliche Einwilligung zu der ehelichen Verbindung mit Zerbinotto in's Ohr flüsterte. Er hörte schon die 1000 Lire, welche ihm jener Schurke versprochen, in seiner Tasche klimpern, und drückte daher die Bekehrte mit wahrhaft

väterlicher Inbrunst an sein Herz. Es befremdete ihn in diesem Freudenrausche auch nicht im Geringsten, daß Violetta an ihr Heirathsversprechen die sehr bedenkliche Bedingung knüpfte, der gebundene Jankal müsse bei dieser Gelegenheit frei werden, und das um so weniger, als das schlaue Mädchen, in dem Augenblick, wo es diese conditio sine qua non stellte, mit einem Geheimniß prahlte, welches de facto nur eine leere Ausrede war, dessen spätere Entschleierung den geldgierigen Martino jedoch vollkommen zufrieden stellte.

Noch glücklicher aber geberdete sich der Ostiere zur diebischen Elster, als Violetta ihm schließlich mittheilte, er selbst solle aller persönlichen Verantwortung, die strenge Ueberwachung Jankal's betreffend, überhoben sein, sofern er bei der Sache nichts zu thun habe, als die Schlüssel zum Souterrain, wo der Madagasse eingekerkert saß, an ihren gewohnten Ort zu hängen und dann unter Vorschützung irgend welcher unaufschiebbarer Geschäfte die Osteria auf kurze Zeit zu verlassen.

Die 1000 Lire beseitigten im Handumdrehen alle Scrupel Martino's, dem Pater Anselmo gegenüber, und so geschah es, daß Violetta mit der alten Azucena bald allein im Hause war.

Letztere, die dem jungen Mädchen überhaupt und von jeher sehr zugethan gewesen, gelobte über Alles, was sie sehen und hören würde, unverbrüchliches Schweigen, und so konnte sich denn Violetta, von zarten Seiten gut gedeckt, sofort an ihre Arbeit machen.

Die bewußten Schlüssel zum Keller und eine kleine Laterne in der Hand, stieg sie, mit dem Bewußtsein, eine edle That zu vollbringen, ohne jede Furcht zum finsteren Souterrain hinab. Schon nach den ersten Schritten zu diesem heute doppelt unheimlichen Raume bemerkte sie, daß sich der auf dem Boden liegende und gefesselte Madagasse auf die andere Seite herumwarf und auf das Geräusch, das ihre Tritte verursachten, zu lauschen schien.

„Fürchte nichts, Jankal!“ rief sie halblaut und nochmals sich vergewissernd, daß Niemand ihr folgte, „fürchte nichts, ich nahe zu Deiner Befreiung!“

Ein freudiges Grinsen und Stöhnen des halbwilden Natursohnes, der mit seinen leuchtenden Katzenaugen Violetta, trotz der Finsterniß in seinem Behälter, sogleich erkannte, war die Antwort.

„Ich komme von Signore Moretto, Deinem Herrn“, flüsterte die Retterin weiter, „und habe ihm versprochen, Deine Fesseln zu lösen, wenn Du Deine Herrin Ginevra, die, Dank der Schurkerei des Pater Anselmo, auch bereits in diesem selben Hause, nämlich im zweiten Stock der diebischen Elster, so gut wie gefangen ist, aus den Händen des genannten Jesuiten befreist. Die Gelegenheit ist günstig, denn das ganze Banditennest ist ausgeflogen und selbst mein Pflegevater für den Augenblick nicht zur Stelle!“

Mit gierigen Blicken, als wolle er jedes ihrer Worte verschlingen, lauschte der stumme Jankal der frohen Mär. Flehend, als begriffe er vollkommen, daß jede

Minute kostbar sei, streckte er seine gefesselten Hände der Engelserscheinung entgegen, und in seinen Freude und Rache glühenden Augen war zu lesen: „Wie geht es meinem guten, geliebten Herrn, Signore Moretto?“

Auch diese berechtigte Neugier, die den braven Natursohn für den Augenblick noch mehr zu quälen schien, als das, sein Staunen erweckende Schicksal der Herrin, wußte Violetta, während sie sich jetzt an die Lösung der Bein- und Handfesseln Jankal's machte, nach Gebühr zu befriedigen.

Zum Glück waren die zwei Schellen, ihrem Hauptbestandtheile nach, nur aus starkem Rindsleder gefertigt, so daß, wie die Befreierin schon bei der Ueberwältigung des Madagassen gewahrte, ein scharfes Dolchmesser, das sie wohlweislich zu sich gesteckt, zur Befreiung der zusammengeschnürten Glieder Jankal's genügte.

Mit diesem Dolchmesser und einem sechsläufigen, elfenbeingeschnitzten Revolver, den ihr die sterbende Marianne heimlich anvertraut, bewaffnete sie den, sich nun dankbar vom Boden erhebenden und durch gewaltsame Entwaffnung völlig wehrlos gemachten Natursohn, der Violetta von diesem Augenblicke an wirklich als eine überirdische Erscheinung anstarrte.

„Du hast aus Versehen eine reuige Sünderin zum Tode verwundet“, erwiderte die Retterin mit einer gewissen Feierlichkeit, als Jankal mehrmals seine Knie vor ihr beugte und seine Dankesthränen des schönen Mädchens Hände netzten, „jetzt, wo Du wieder frei bist, packe mit Bewußtsein einen verstockten Sünder, der sich erfrecht

hat, Deine gute Herrin zu entführen. Schieß oder stich den Schurken todt; er hat kein besseres Loos verdient, nur rette die Padrona Ginevra aus seinen Satanskrallen."

Es bedurfte dieser Anfeuerung nicht; kaum, daß Jankal Dolch und Revolver in Empfang genommen und seine vom Liegen steif gewordenen Glieder ein paar Mal tüchtig gereckt hatte, so strebte er auch schon derart hastig aus dem Keller heraus und der im zweiten Stock gelegenen geheimen Wohnung Anselmo's zu, daß Violetta Mühe aufwenden mußte, seinen Rettungs- und Racheeifer zu zügeln.

„Eile mit Weile!" rief diese jetzt leise, indem sie ihn besorgt beim Arm packte, „sieh Dich vor, denn auch der Pater ist stets und nur zu gut bewaffnet! Hülle Dich in diese Verkleidung Zerbinotto's, diese Mönchskutte, und laß Dich durch Azucena als eiligen Boten Il Vieco's anmelden, so gelangst Du sicherer, und ohne Argwohn zu erwecken, in das Innere des Eulennestes da oben!"

Zustimmend und anscheinend sehr befriedigt über diese Weiberlist nickte der Stumme, aber keineswegs Taube, mit seinem mächtigen Stierhaupte, und im Nu hatte ihm Violetta auch schon die bezeichnete weite Tarnkappe ihres banditischen Anbeters über die Arme geschoben. Die bereits hereingebrochene Abenddämmerung begünstigte diesen Mummenschanz vollends, so daß die jetzt herbeigerufene Azucena wirklich einen Mönch unter besagter Kutte vermuthete und daher die ihr aufgetragene Anmeldung in arglosester Weise ausführte.

Als Jankal bald darauf, die Kapuze seines Mönchsgewandes über den Kopf gezogen, in Anselmo's Geheimkabinet trat, glaubte er im Nebenzimmer ein leises, unterdrücktes Schluchzen zu vernehmen und erkannte bei näherem Horchen sofort die Stimme seiner Herrin. Offenbar hatte sein Kommen den frommen Pater bei Ausübung der langen Ohrenbeichte gestört, der sich Ginevra nolens volens unterwerfen mußte, bevor sich die Pforten des Ignatiusklosters für sie öffneten.

Neugierde und Verdruß über die Störung seiner gesegneten Thätigkeit spiegelte sich nämlich zugleich in dem biederen Antlitz des Jesuiten, als er, wenige Sekunden nach Jankal's Erscheinen, dem angeblichen Eilboten Zerbinotto's gegenübertrat. Schließlich aber überwog doch die Neugierde in seiner schwarzen Seele, und in dieser Stimmung herrschte er den vermummten Madagassen an: „Diavoletto! Was treibt Euch in dieser Stunde zu mir? — Ist dem Schielenden etwa ein Unglück zugestoßen oder aber braucht er Geld zur Ausführung seines Planes?"

Jankal, dessen Geduldsfaden schon bei der Entdeckung der Stimme seiner Herrin zerrissen schien, zog in diesem Moment seine Kapuze vom Kopfe, und diese blitzschnelle Metamorphose hatte zur Wirkung, daß der Pater, von Schreck überwältigt, jählings zur Erde taumelte. Trotz des Dämmerlichtes im Zimmer hatten seine Eulenaugen den Rachedämon vor sich im Nu an seinem wolligen Haar erkannt, und, angesichts dieser furchtbaren Entdeckung erging es ihm ganz wie den

Schaaren des Judas Ischarioth im Garten Gethsemane, als Christus, ihr Erzfeind, plötzlich furchtlos vor sie tretend, rief: „Ich bin's!"

Ein Jaguar kann nicht geschwinder von dem Geäst eines Urwaldbaumes herunter sich auf die belauerte Beute stürzen, als Jankal nach diesem fast berechneten, günstigen Vorgange sich auf den entsetzten Pater warf. Gleichzeitig blitzte auch jenes Dolchmesser, womit Violetta seine Fesseln gelöst, unheimlich in der Luft, und ehe noch der Jesuit Anstrengungen, sich vom Boden zu erheben, versuchen konnte, empfing derselbe einen wohlgezielten Todesstoß mitten in's Herz. Mit der Gewalt einer Fontaine entfuhr ein Blutstrahl der linken Seite des Bösewichts, in demselben Moment aber ertönte auch der durch den engen Zimmerraum verstärkte Krach eines Schusses. In seiner Todesangst hatte Anselmo mehr instinktiv als bewußter Weise nach seinem Revolver unter der Soutane gegriffen, und so war es ihm möglich geworden, jenen Schuß auf den stummen, wuthschnaubenden Madagassen abzugeben, bevor es diesem gelang, des Gegners beide Hände unschädlich zu machen.

Dieser eine Schuß ging glücklicher Weise fehl, doch war er das Signal zu einem zweiten, furchtbaren Kampfe auf Leben und Tod.

Der rothhaarige Zerbinotto nämlich hatte seinen würdigen Kumpan Il Vieco in dem Menschengewühl der Straßen nicht finden können und war aus diesem Grunde schleunigst nach der diebischen Elster zurückgeeilt. Vielleicht hatte er seinen Auftrag auch nicht ausrichten wollen,

denn die Abwesenheit der übrigen Banditen von ihrer sauberen Herberge erschien ihm zu einem, wenn nicht anders gewaltsamen Kosestündchen mit Violetta besonders geeignet. Zufall oder besser, Schicksal, Verhängniß wollten es aber, daß er just in demselben Augenblicke seinen verbrecherischen Fuß über die Schwelle der berüchtigten Osteria setzte, als Anselmo's Schuß aus dem oberen Stock derselben ertönte.

Cospetto di Bacco! War denn heute in der Gazza ladra der Teufel los? — Mit wenigen Sätzen seiner langen Beine stand er vor der heimlichen Offizin seines schwarzen Despoten. Lord Duncombe's edler Sprößling brauchte um Einlaß zu des Paters Gemächern heute in keiner Weise verlegen zu sein. Noch ehe er die Entréethür mit seinen Fäusten einschlug, öffnete sich diese wie von selber, und der braune Jankal, die befreite, aber vor Schrecken ohnmächtige Signora Ginevra wie ein Kind auf seinen Armen tragend, stand, gleichsam aus der Erde gewachsen, vor ihm. Veramente! Der Teufel war in der That heute los in der diebischen Elster und eben im Begriff, einen Edelstein, den die Insassen des Spitzbubennestes nach dort entführt hatten, dem rechtmäßigen Besitzer zurück zu erstatten. Zerbinotto kannte die schöne Padrona Moretto's freilich nicht, desto besser jedoch war ihm der stumme Madagasse im Gedächtniß geblieben, und so durchschaute er auch ohne besondere Information sofort die Situation.

Im ersten Augenblick prallte natürlich auch er vor dem vermeintlichen Schreckensgespenst entsetzt zurück, doch

ebenso schnell erholte er sich von seinem jähen Schrecken und raffte nun Alles, was er an Muth und Geistesgegenwart besaß, zur Bewältigung Jankal's zusammen.

Aber was konnte ein so ausgemergelter Zierbengel einem Athleten gegenüber, wie der Madagasse nach Gestalt und Körperkraft war, anfangen, wenn er sein Heil nicht in der Waffe suchte.

Der Revolver scheint in erster Linie für Schwächlinge und Feiglinge erfunden zu sein; seine Repetirkunst ermöglicht auch dem entnervtesten Stutzer vielsagenden Erfolg.

Nach dieser Handmitrailleuse des 19. Jahrhunderts griff denn auch Zerbinotto zunächst und so rasch, daß Jankal, weil er seine Herrin mit dem rechten Arme umschlungen hielt, an entsprechender Gegenwehr für den Augenblick gehindert war. Aufregung und Sorge, die dem Pater Anselmo doch jedenfalls sehr werthe, unbekannte Dame mit zu tödten, bewirkten, daß der rothhaarige Bandit höchst unsicher schoß, daß, genauer gesagt, seine erste Kugel, die für Jankal's linke Brust berechnet war, nur dessen Kutte streifte, während die zweite und letzte, für des Gegners Kopf bestimmte, diesem nur einen Zopf Schläfenwolle kostete. Wir wiederholen die „letzte" Kugel, denn in jenem kritischen Momente geschah etwas, das den immerhin zweifelhaften Ausgang dieses Kampfes schließlich auch zu Gunsten Jankal's entschied.

Während nämlich jener Natursohn, bei seiner Last auf den Armen unfähig nach Messer oder Revolver zu greifen, mit seiner linken Faust den Bastard beim Schopfe

zu fassen suchte, erschien nämlich Violetta plötzlich im Rücken des Bösewichtes, ohne daß dieser es bemerkte, entriß mit kühnem Griff dem Schurken sein Mordinstrument und reichte es ebenso geschickt und schnell dem Madagassen zur Vertheidigung dar. Von neuem Entsetzen ob dieser meuchlings erfolgten, plötzlichen Entwaffnung gepackt, will Zerbinotto sich jetzt seitwärts drehen und nach seinem hinterrücks agirenden, zweiten Feinde spähen, da kracht auch schon die ihm so jäh entrissene eigene Waffe in Jankal's linker Hand, und wie Pater Anselmo zum Tode getroffen stürzt der unglücklichen Angelika mißrathener Sohn Violetta zu Füßen.

Was Filippo Martino gefürchtet, geschah jetzt. Die vielen Schüsse, welche im obersten Stockwerk der diebischen Elster kurz hinter einander gefallen waren, hatten natürlich die ganze Nachbarschaft alarmirt, so daß schon wenige Minuten nach dem letzten Knall, und noch ehe der Madagasse im Stande gewesen, die Signora Ginevra aus jenem verrufenen Hause zu schaffen und ihrem Gemahl zuzuführen, heftig redende und gestikulirende Menschengruppen alle Ein- und Ausgänge der Gazza ladra, neugierig der Dinge wartend, die noch kommen würden, besetzt hielten.

Ja, noch mehr, eine starke Patrouille Carabinieri, welche nach dem, an selbigem Tage Seitens der Mazzinisten versuchten aber glücklich niedergeworfenen Straßenputsch, den der Leser aus dem Kapitel: „Das Juwel Italien's" näher kennen lernte, als der Abend dieses schrecklichen Aufruhrtages hernieder dunkelte, die entlegensten

Winkel Turin's durchstöberte, war jetzt, unter Anderem auch und besonders herbeigelockt durch das von dort her tönende Geschrei: „Ajuto, omicidio!“, das ist „Hülfe, Mord!“, vor der diebischen Elster aufgezogen.

Merkwürdiger Weise hatte sich gerade dieser Patrouille Paolini, der ebenfalls längst bekannte Privatdetectif und Leibspion Victor Emanuel's, welchem, wie der Leser sich jetzt erinnern wird, der königliche Auftrag geworden war, nach einem gewissen schönen Liebespfande seines Herrn zu forschen, attachirt.

In demselben Augenblicke nun, wo Jankal, seiner Feinde ledig und die befreite Padrona Moretto am Arm führend, die diebische Elster verlassen wollte, an diesem Vorhaben jedoch durch die Menge, welche sich vor der Gazza ladra gestaut hatte, verhindert wurde, so daß schließlich Violetta auf der Thürschwelle erscheinen und sich zum beredten Dolmetsch des leider stummen Madagassen aufwerfen mußte: — in diesem kritischen Momente, wiederholen wir, traf der gleichfalls in Folge des Straßenlärms herbei geeilte Osterienwirth Martino mit dem Polizei-Inspector Paolini vor derselben Höllenpforte zusammen.

Addomine Filippo, wie wir Violetta's Pflegevater an anderer Stelle nannten, zitterte vor Angst und Aufregung am ganzen Leibe. „Ich war in Geschäften abwesend und weiß daher von Allem, was hier in meiner Behausung inzwischen vorgefallen, nicht ein Sterbenswort!“ betheuerte er dem ihm wohlbekannten Geheimagenten des Königs. „Corpo di Bacco, ich ließe mir

meinen Schmerbauch mit glühenden Bolzen so eben wie einen Marmortisch plätten, wenn ich von der Ursache des Mordskandals da oben in der Osteria auch nur eine blasse Ahnung hätte."

Paolini seinerseits hörte gar nicht auf die Lamentationen des verschmitzten Herbergsvaters, all' seine Sinne hingen augenscheinlich an der lieblichen Gestalt Violetta's, des ihm im Hôtel de l'Europe begegneten und jetzt glücklich wiedergefundenen Mädchens, auf das er eben in allerhöchstem Auftrage Jagd machte. Sein Ohr verschlang förmlich jedes der Worte, die Violetta, noch ohne ihren Pflegevater in der Menge bemerkt zu haben, jetzt auf Jankal und Ginevra weisend, sprach:

„Laßt diesen stummen Sohn der Wildniß ruhig seines Weges ziehen! Die halb ohnmächtige Signora, welche er am Arme mit sich führt, ist seine Herrin und zugleich die Padrona Simone Moretto's, jenes Mannes, dem Turin es allein zu danken hat, daß heute nicht noch mehr Blut auf seinen Straßen vergossen wurde. Was hier in der Gazza ladra geschehen, ist nicht das Werk jenes Madagassen, sondern Pater Anselmo's That, der, um Martino und seine Freunde zu verderben, als Wolf im Schafspelz sich hier oben eingeschlichen.

Anselmo, dem Moretto's loyales und patriotisches Treiben schon längst ein Dorn im Auge war, hat nämlich dessen Frau vor wenigen Stunden hierher entführen lassen, mit der Absicht, auf diese Weise sich bequemer auch der Person des gefürchteten Gemahles bemächtigen zu können. Zwei der berüchtigsten Turiner Spitzbuben,

der Abruzzensprößling Il Bieco, und dessen sauberer Kumpan, Zerbinotto, seine besten Helfershelfer, haben ihm bei diesem Teufelswerke Beistand leisten sollen. Während der Letztere die Signora Moretto unter falschen Vorspiegelungen hierher lockte, schickte Anselmo den Schielenden nach Moretto selbst aus. Mit eigenen Augen war ich Zeuge, wie Il Bieco sein Opfer von Straße zu Straße verfolgte und ihm schließlich meuchlings einen Dolch in den Rücken stieß. Wäre ich nicht herzugesprungen und hätte, Alarm schlagend, dem Mörder seine Beute entrissen, wer weiß, wo der unglückliche Moretto inzwischen sein Leben ausgehaucht? So aber sorgte ich, daß der Schwerverwundete nach Hause gebracht wurde, freilich nur, um dort die furchtbare Entdeckung zu machen, daß es seiner Frau inzwischen fast noch schlimmer ergangen als ihm, daß es Pater Anselmo's anderem Helfershelfer, dem Zerbinotto, mittlerweile gelungen war, die gute Signora Moretto wirklich nach hier zu entführen.

Sofort nahm ich mir vor, dieselbe zu befreien, und dies letztere sollte mir mit Hülfe jenes stummen Madagassen, Gott sei Dank, auch glücken. Dieser braune Natursohn, Jankal ist sein Name, war nämlich in dem treuen Bestreben, seinen Herrn zu beschützen, Ohrenzeuge des ganzen Anselmo'schen Teufelsplanes, Moretto und seine Gemahlin betreffend, geworden. Il Bieco, dem Schielenden, heimlich auf dem Fuße folgend, war er in die diebische Elster gerathen, hatte hier, in einem Versteck, den Abmachungen der Verbrecher gelauscht und war dann, im Begriff sich wieder zu entfernen, leider in die Hände der Letzteren gefallen.

Ich gestehe es offen, ich, die dem Gespräche jener Spitzbuben ebenfalls gelauscht und also wußte, wo Jankal geblieben war, ich löste des stummen Madagassen Fesseln und feuerte ihn an, ein Gleiches mit seiner Herrin geistlichen Banden zu thun. Nur in diesem gerechten Bemühen, nur seiner dienstlichen Pflicht gegen die Herrschaft gehorchend ist er darauf in Anselmo's Wohnung gedrungen und hat diesen wie seinen Helfershelfer Zerbinotto, die Beide ohne Weiteres sein Leben bedrohten, in ihm aufgezwungener Gegenwehr getödtet. Flucht also nicht diesem braven Sohne der Wildniß, der muthig sein Leben für seine Herrschaft gewagt; flucht vielmehr dem Jesuitenteufel Anselmo mit seinen Höllenkumpanen, welche diese einst so wohl renommirte Osteria in eine wahre Diebeshöhle und Mördergrube verwandelt haben.

Ja, ihr Wächter des Gesetzes und Hüter der Ordnung, hört es und meldet es eueren Vorgesetzten, laßt es, wenn möglich, selbst zu des Königs Ohren dringen: Mein Pflegevater Martino ist schuldlos an dem Verruf der diebischen Elster, wie Jankal, der Madagasse, an dem Tode der hier oben niedergestreckten Verbrecher! Er seufzt seit Jahren als ein willenloses Werkzeug unter dem Despotismus des Jesuitenordens und folgte nur Pater Anselmo's zermalmendem Gebote, wenn er vorwiegend schlechte Gesellschaft bei sich duldete!

Könnt ihr aber meinen Worten trotzdem nicht Glauben schenken, wohlan, so hört zum Schlusse noch dieses: Ich selbst, an deren Wiege andere Engel wachten, als die Genien gewisser Schenkmädchen, die Verbrechern

als Lockvögel gelten sollen, ich selbst bin ein Opfer des Jesuitismus und speciell durch Pater Anselmo, den Gott durch einen Stummen jetzt gerichtet, in diesen Ort der Schmach hineingezogen!“

„Evviva Signorina! Evviva bella Violetta!“ scholl es nach dieser Rede in einem wahren Beifallssturm aus der Menge. „Laßt Filippo Martino und den Madagassen frei und verfolgt statt ihrer die Rabenbrut der Kämpfer für Altar und Thron, die Feinde unseres Königs und Vaterlandes! Abasso, abasso alle Jesuiten!“

Das war natürlich Pulver auf Paolini's Pfanne. Sich als Polizeichef legitimirend, schaffte er dem ohnehin schon von der Menge frei gegebenen Jankal vollends Bahn und wandte sich sodann an Violetta.

„Signorina!“ sagte er lächelnd, „fürchtet nichts, wenn ich Euch bitte, mir zu folgen. Euch, wie Eurem Pflegevater soll kein Haar gekrümmt werden, denn Wahrheit hört' ich von der Unschuld Lippen! Glaubt mir vielmehr, wenn ich Euch prophezeie, daß eine Art himmlischer Vergeltung für all' die Leiden, die Ihr ausgestanden, jetzt Eurer wartet! Ebbene, folgt mir nach dem Palazzo reale!“

* *
*

Doch überlassen wir die muthige Violetta einstweilen ihrem Schicksale, um zunächst zu erfahren, wie es dem im Rücken verwundeten und fast trostlos in seiner Wohnung zurückgebliebenen Richter Moretto noch selbigen Tages erging.

Letzterer hatte, gleich nachdem Violetta ihn mit dem Versprechen, sowohl seine Frau Ginevra, als auch seinen

treuen Diener Jankal zu befreien, verlassen, seine Köchin Maddalena eiligst zu seinem bewährten Freunde und Landsmann, dem von den Banditenstreichen im Tavoliere di Puglia uns wohlbekannten Meierhofpächter Taddeo Martini — der sich zur Zeit, wie dem Leser jetzt erinnerlich sein wird, bei seinem Schwager, dem Maurermeister Carlo in Turin, aufhielt und dem Giudice Moretto bereits am Morgen dieses Revolutionstages auf der Straße begegnet war — mit der Bitte um raschen persönlichen Beistand geschickt. Dieser unerschrockene Gutspächter von Il Prugnolo ließ denn auch nicht lange auf sich warten und traf wohl bewaffnet, wie es der blutige Charakter des Tages erheischte, in der Casa Ginevra, auf der Strada Bianca, ein. Selbstverständlich hatte ihm Maddalena, trotz ihrer Eile, umständlich berichten müssen, was ihrem Herrn denn Außerordentliches passirt sei, und diese Darstellung des Geschehenen hatte seinen kräftigen Beinen natürlich des Hermes Flügelschuhe verliehen.

Fast athemlos trat Taddeo Martini, nicht zu verwechseln mit dem Osterienwirth Filippo Martino, bei Simone Moretto ein; die neue Bubenthat des Schielenden hatte sein Blut derartig in Wallung gebracht, daß es des Anblicks seines verwundeten Freundes kaum noch bedurfte, um alle seine Rachegeister wach zu rufen und wild in den Chorus: „Abbasso il Bieco!“ einstimmen zu lassen.

Gelegenheit zur Bethätigung dieser Wuthstimmung sollte ihm, früher, als er dachte, geboten werden. Der

Schlauheit des letzterwähnten Halunken war es nämlich keineswegs schwer gefallen, die Wohnung des Richters, welche ihm von Zerbinotto, der ihn, wie gemeldet, verfehlt, nicht hatte mitgetheilt werden können, in Bälde zu erkunden. Nichts einfacher als das.

Der Schielende war auf kleinen Umwegen und in Distanzen, die Violetta's Wachsamkeit ihm anrieth, dem Transporte des von ihm verwundeten Todfeindes gefolgt und auf diese Weise ohne langes Umherirren und Fragen an die richtige Pforte gelangt. Daß Taddeo Martini, sein zweiter Erzfeind, kurz vorher, als er selbst sich mit wenigen Kumpanen, die Schmiere stehen sollten, unter dem Schutze der Dämmerung in das Haus des Richters schlich, die Casa Ginevra bereits betreten hatte, konnte er natürlich ebenso wenig ahnen, als das inzwischen erfolgte Gottesgericht über Pater Anselmo und Zerbinotto.

Im Gegentheil, damit, daß er die Ausführung seiner mörderischen Absicht so lange aufschob, bis Violetta und ein schleunigst herbeigerufener Arzt den Verwundeten einstweilen wieder verlassen, glaubte er alle weitere Vorsicht überflüssig. Konnte er doch den Pächter Martini mit Recht weit von Turin, in der Einsamkeit des Tavoliere wähnen und, was die Frauenzimmer besagter Casa, die Signora Ginevra — falls diese durch Zerbinotto noch nicht entführt sein sollte — und deren Köchin Maddalena betraf, so hoffte er mit diesen Weiberkreaturen vollends leichtes Spiel zu haben. Gerade die Maddalena nämlich hatte er zwar aus des Richters, von diesem allein bewohnten Gartenhäuschen hinweg eilen, aber noch

nicht — weil dieselbe von Martini's Wohnung aus zunächst einen ziemlich entlegenen Weg zu einem berühmten Chirurgen eingeschlagen, — dahin zurückkehren sehen, und eben diesen, seinem Mordplan günstigen Umstand betrachtete der Bösewicht — dessen eingehende, in der Nachbarschaft angestellte Recherchen nach Moretto's Hausstande ihm, in Betreff der Ankunft Martini's, Gott sei Dank ein Schnippchen schlugen — als Signal zum Beginn seines Verbrechens.

Sobald er den Richter überfallen und diesmal an todesgewisserer Stelle von vorne getroffen, wollte er dem Gemordeten das Haus über dem Kopfe anstecken und so, mittelst des rothen Hahns auf dem Dache, jede etwa auf seine eigene Person lenkende Spur dieser schändlichen Blutthat für immer verwischen.

Aber der Mensch, namentlich der verbrecherische, denkt und Gott, der Gerechte, lenkt!

Für blutigen Mord ist Sühne bestellt:
„Wer tödtet muß sterben", so heißt das Gesetz,
Das Moses der Menschheit verkündet!

Künftige Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. Die Gräuel im Castello des Tavoliere, wie im Meierhof Il Prugnolo schrieen gen Himmel, und Gott sandte ihnen einen Rächer in der Person des wackeren Taddeo Martini, an dem sich der Schielende, wie der Leser weiß, Simone Moretto ausgenommen, am meisten versündigt hatte.

Moretto's verhältnißmäßig kleines, aber massives und zweistöckiges Gartenhaus hatte, da seine hintere

Seite unmittelbar an das linke Poufer grenzte, als Ein- und Ausgang nach dem Lande, resp. nach der Strada Bianca zu, nur eine einzige Pforte. Eine zweite, fast winzige Thür, welche nach dem Strome hinausführte und nur bei Gondelfahrten, wofür übrigens Signora Ginevra nicht besonders inklinirte, zum Ein- und Aussteigen diente, war fast das ganze Jahr hindurch mittelst einer eisernen Querstange fest verrammelt und verriegelt. Auf die den Einbrechern so bequeme Chance, nach hinten zu entweichen, wenn vorne Gefahr im Verzuge, mußte also Bieco des fatalen Po wegen, den er, weil er etwas stammelte, spaßhafter Weise Po-Po nannte, verzichten.

Weil er wußte, daß die Köchin noch nicht wieder daheim war, schlich er sich durch die nur angelehnte Hausthür zunächst in die gleich links gelegene Küche. Hier gedachte er unter dem Schutze der bereits eingetretenen Dunkelheit nur einen Augenblick zu verweilen, um, wenn auf der Straße und im Hause alles ruhig, dann sofort nach dem zweiten Stockwerk, wo bereits Licht brannte und man, wie er ganz richtig vermuthet, den verwundeten Richter hingebettet, aufzubrechen.

Indeß auch dieser Specialplan sollte, wie sein ganzes verbrecherisches Vorhaben überhaupt, gründlich vereitelt werden. Kaum nämlich hatte der Schielende — den man auch ebenso wohl „Stotterer" oder „Stammler" hätte nennen können und der eben dieser seiner zweiten organischen Mangelhaftigkeit wegen unter seines Gleichen, so lange er in der alten Augusta Taurinorum hauste,

den Spitznamen Pô-Po*) führte — kaum hatte, wiederholen wir, dieser Bastard des unbekannten Neapolitaners Carlo Berutti jenen Küchenraum betreten, als seine „Schmieresteher“ auf der Straße einen eigenthümlichen Pfiff, welcher bedeutete, daß große Gefahr im Verzuge, ertönen ließen.

Aus dem Hause wieder zu entwischen ging nicht mehr an, denn vor der Thür desselben stand bereits Jankal, Moretto's treuer und gewaltiger Diener, vor dessen Augen, weil Il Bieco ihn noch gefesselt in der diebischen Elster wähnte, er sich ebenso sicher geglaubt, als vor Martini's Blicken und Armen.

Unser braver Madagasse also war es, der gerade jetzt mit seiner immer noch halb ohnmächtigen Herrin vor der Casa Ginevra anlangte und auf diese Weise dem Mörder zuerst den Weg verlegte.

Da mit diesem seltsamen Paare auch zugleich zwei Carabinieri, welche Paolini der Signora Moretto zum Schutze beigegeben, sowie ein ganzer Haufen neugieriger Menschen vor der Casa anlangten, so war an eine Flucht des schielenden Po-Po nicht im Entferntesten zu denken. Unter diesen Umständen, und weil die Küche wahrscheinlich der erste Raum war, den, wie Il Bieco annehmen konnte, die so unerwartet Zurückgekehrten, namentlich der halb ohnmächtigen Padrona wegen, betreten würden, so

*) Um jeder mißliebigen Verwechslung mit den bekannten und gleichlautenden „vier Buchstaben“ vorzubeugen, wolle der Leser den Ton auf die erste Silbe legen. Also Pô-Po, nicht umgekehrt.

rieth ihm sein Verbrecherinstinkt, den Rauchfang über dem Feuerherde als nächst sicheren Schlupfwinkel aufzusuchen.

Gedacht und gethan! Im Nu und noch ehe Ginevra und Jankal den Flur des Hauses betraten, war er ein gut Stück in dem nach oben sich leider verengenden rußigen Schlote hinauf gekrochen. Die langen Bankeisen, welche die Schornsteinfeger zu eigenem, bequemeren Aufklimmen allenthalben eingeschlagen, hatten ihm seinen nach oben führenden schwarzen Maulwurfspfad ganz wesentlich erleichtert.

Nach oben — der Luft und dem Lichte, dem Dache und damit der Freiheit zu! — Ja, wenn der fatale Rauchfang ein breiter deutscher Schornstein gewesen wäre, in dessen Himmelsmundstück selbst der Schmerbauch eines Falleimer noch Spielraum findet, — so aber endete der nichtswürdige Schlot in einer engen, russischen Röhre, durch die empor zu kommen absolut unmöglich.

Traurig für den schielenden Po-Po, überaus glücklich aber für Moretto's Rettung und Martini's Rache.

In der That betrat Jankal, um seiner Herrin von Neuem die Stirn zu kühlen, zunächst den Küchenraum, begab sich dann jedoch und sogleich mit der Signora die Treppe hinauf in's zweite Stockwerk. Einer der Soldaten war inzwischen vorauf geeilt, dem kranken Richter die Rückkunft seiner geliebten Padrona zu melden und dabei natürlich auf Martini gestoßen. Dieser war dann schnell herbei geeilt, um der schwachen Signora beim Treppensteigen zu helfen: — kurz und gut, dem Mörder

hätte sich, während dies geschah, vielleicht noch Gelegenheit geboten, aus seinem dunklen Versteck hinab zu huschen und die Thür zu erreichen, zumal ja auch die Carabinieri sich jetzt zum Verlassen der Casa anschickten, wenn nur nicht, einerseits, der endlich abgelöste Madagasse sich zu eben dieser Zeit in seiner gleich rechts von der Küche gelegenen Portierstube zu schaffen gemacht hätte und, anderseits, nicht in demselben Augenblicke die Maddalena mit dem bewußten Wundarzt angekommen wäre. So aber wurde dem schielenden Po-Po zum zweiten Male und — glücklicher Weise für immer, dürfen wir hinzufügen, der Weg zur Flucht verlegt.

Kaum nämlich hatte der berühmte Chirurg das Krankenzimmer betreten, so eilte Martini schon wieder die Treppe hinunter. „Gut, daß Du da bist“, rief er der noch schweißtriefenden Köchin entgegen, „so rasch, als möglich, warmes Wasser zu einem Bade für Signore und Thee für die Signora! Jankal, damit Alles schnell geht, soll helfen Feuer machen!“

Während der um seinen Freund besorgte Pächter wieder nach oben eilte, machten sich Maddalena und der treue Madagasse, welcher letztere von den Aufregungen und Anstrengungen der jüngsten Stunden ebenfalls noch stark transpirirte, sofort an die Arbeit.

Noch nicht zehn Minuten waren vergangen, da prasselte schon ein mächtiges Herd- und Kesselfeuer den, einen Mörder bergenden Schlot hinauf; ein Rache- und Fegefeuer, dem, weil das dicke Klobenholz, welches Jankal vom Hofe herbeigeschafft, durch einen Platzregen ein wenig

feucht geworden, ein erstickender, furchtbarer Rauch vorherging, aus dem dann schließlich, und zwar mit einem Kanonenschuß ähnlichen Krach, die züngelnde Lohe empor schlug.

Wer beschreibt nun aber das Entsetzen Maddalena's und Jankal's, als mit einem Male aus der Mitte des Rauchfanges heraus ein Gepolter und Getöse sich hören läßt, als ritten St. Walpurgis zwölf deutsche Teufel zugleich auf Besen und Feuerzangen den Schlot hinauf, um, bei der Firste des Daches angekommen, ihren Höllenabstecher nach dem Blocksberg einzuschlagen.

„Hurtig, mit Donnergepolter“, läßt Homer's Odyssee den „tückischen Marmor entrollen“; hundert Mal schneller jedoch und mit einem Spectakel, wie wenn ein Orkan die Kronen tausendjähriger Eichen zerknickt, kollerte Il Bieco, zum Grausen Maddalena's und Jankal's, die beide eher des Himmels Einsturz, als solch ein einbrecherisches Entgegenkommen vermuthet hätten, vom Qualm des Herdfeuers betäubt, plötzlich im Innern des über ihnen befindlichen Schornsteins herunter und mitten in das noch kalte Powasser des kupfernen, mächtigen Waschkessels hinein.

Natürlich war ein furchtbarer Aufschrei das Erste, womit Maddalena ihrem von Angst und Entsetzen gefolterten Herzen Luft schaffte. Ja selbst der stumme Madagasse, welcher derartige Voltigeurkünste noch nicht erlebt hatte, schien auf einen Augenblick seine Stimmmittel wieder erlangt zu haben, denn auch er schrie, von Schreck gelähmt, wie ein krepirender Elephant.

Aber das Entsetzen währte bei ihm nur einen Augenblick. Als die Köchin, halb ohnmächtig, die Küche hinaustaumelte, um Taddeo Martini herbei zu kreischen, war der Madagasse schon wieder im Besitze seiner vollen Geistesgegenwart.

Und dies war auch die höchste Zeit, denn das unfreiwillige, kühle Halbbad, welches trotz seiner Frische doch nicht verhinderte, daß sich der aus seinem Sicherheitshimmel gestürzte Verbrecher die Füße gründlich verbrannte, hatte den Schielenden ebenso rasch aus seiner Betäubung geweckt.

Doch das Wasser that's nicht allein, sondern auch das Feuer, so mit und bei dem Po-Po-Wasser war, brachte den stammelnden Schurken Il Bieco schnell wieder zur Besinnung. Wie es „wallet und siedet und brauset und zischt, wenn Wasser und Feuer sich menget“, so reichten Neptun und Pluto sich auch in diesem entsetzlichen 'Reinfall freundschaftlich die Hände.

Der schielende Po-Po war nämlich, entsprechend seiner unbequemen Schlotlage und just wie ein Ladestock, den man aus einem umgekehrten Pistol fallen läßt, mit den Beinen zuerst in den Herdkessel gefahren und hatte natürlich, vermöge der Wucht seines Körpers, den Boden des dünnen kupfernen Gefäßes sofort durchgeschlagen. Auf diese höchst originelle Weise stand der Po-Po, tout à coup, im Feuer und Wasser zugleich, denn während seine Sohlen auf glühenden Kohlen tanzten, wurden seine Waden und Kniee — ein Vorgeschmack

von Hölle und Himmel auf einmal — von kühlenden Fluthen umrauscht.

Doch der Leser begreift, daß es unter diesen Umständen, das heißt bei dem großen Loch, welches der schielende Po-Po in den großen kupfernen Waschkessel gebohrt hatte, mit dem besagten Himmel bald zu Ende gehen mußte. Selbstverständlich nämlich verwandelte sich der nasse Inhalt des Kessels kraft seiner urplötzlichen Verquickung mit dem Feuer sogleich in Wasserdampf, und eben diese so gewaltsame Metamorphose verlieh dem wirklich tragischen Rachegeschicke Il Vieco's zum Ueberfluß noch den Höllenzauber einer wahrhaft grausigen Romantik.

„Hinter den Ofen gebannt,
Schwillt es wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an
Und will in Nebel zerfließen“,

heißt's in Goethe's Faust, und der eiserne Elephant des neunzehnten Jahrhunderts, die Lokomotive, vermag bei entsetzlichem Lärm kaum mehr derartigen Nebel aus ihren feurigen Nüstern zu fauchen, als der durch des Po-Po leidigen Kesselsprung verursachte und Maddalena's ganze Küche einhüllende Wasserdampf.

Einen Moment natürlich mußte selbst Jankal jener höllischen Verschmelzung zwei sich hassender Elemente weichen; als der Höllenzauber aber dann gebrochen war und der schielende Po-Po mitten im wieder frei gewordenen Raum der Küche dastand, wie Mephisto vor Faust, als der Nebelmantel, welcher des eingelassenen schwarzen

Pudels Kern umhüllte, fiel: — in diesem Augenblicke eben begann die Racheарbeit des Madagassen, der in der That, und nur durch vorstehend geschilderten Küchenzauber, seine, im Jünglingsalter, aus Ursache einer Erkältung verlorene Sprache plötzlich wieder erlangt hatte.

„Schurke, wir kennen uns!“ brüllte er, einem wüthenden Stiere gleich, den Schielenden an, „aber auch Deine Uhr ist abgelaufen! Die Stunde der Vergeltung für all das Elend, das Du im Tavoliere angerichtet, hat geschlagen!“

Mit diesen Worten packte Jankal den mit den Beinen festgeklemmten Bastard Carlo Berutti's bei den Schultern, in der Absicht, ihn vollends in den Kessel niederzudrücken und dort im eigenen Fette schmoren zu lassen, als Taddeo Martini, der Rächer par excellence, in der Küche erschien und dem Gedanken des Madagassen eine, von der Todesart Mariano's ganz abweichende concrete Gestalt verlieh.

Maddalene, welche wir zitternd nach oben flüchten sahen, hatte den Freund ihres Herrn natürlich über Alles, was in der Küche geschehen, wenn auch nur mit fliegendem Athem, unterrichtet, so daß Martini, als er den Schielenden in Jankal's Händen erblickte, sofort ahnte, was jener Schurke im Schilde geführt.

„Dies Scheusal zu schmoren, wäre das Holz zu schade; auch ist der Kessel dazu entzwei!“ sagte der Pächter fast trockenen Tones, indem er ganz nahe an Jankal's Gefangenen herantrat und ihm Revolver und

Dolch abnahm. „Nein, es giebt noch Kreaturen, denen wir eine Freude mit solchem Teufelsbraten machen können.

Drüben am Po liegt ein alter Schweinekoben, der, wie mir Signore Moretto erzählt hat, von hungrigen Wasserratten wimmelt; jene Bestien mögen sich an ihresgleichen delektiren! Darum heraus, Jankal; heraus mit dem Mordbrenner aus dem Feuer und in besagten Schweinekoben hinein! Ich selbst will dem Schurken Hände und Füße mit Ketten binden und ihn so — er hat sich diesen Tod redlich verdient — unter die gefräßigen Ratten werfen.“

Gesagt und gethan. Im Nu brachte Martini eine dem Rattenbiß unzugängliche Wagenkette vom Hofe angeschleppt und ebenso schnell war Il Bieco damit an allen Gliedern geknebelt. Wie er auch heulte und lamentirte, um Gnade flehte und Besserung gelobte: Martini hörte nicht darauf, denn vor ihm standen die Gräuel des Schielenden im Tavoliere di Puglia, und oben im Hause krümmte sich in unsagbaren Schmerzen der schwer im Rücken verwundete Landsmann und Freund.

Jankal mußte den gefesselten Delinquenten bis dicht vor den dach- aber nicht fachlosen Koben tragen, dann packte ihn Martini selbst erbarmungslos bei seinen zusammen gekoppelten Händen und Füßen und warf ihn den unten wimmelnden, unzähligen, hungergierigen Ratten zum Fraße hin, wie er daheim sein Borstenvieh zu ätzen pflegte.

So waltete am Ufer des Po die rächende Nemesis zwischen Natursohn und Bastard Nummero Zwei. Er,

den seine Turiner Verbrecherkumpane scherzend Po-Po nannten, ward eine lockere und, in Bezug auf seine angebrannten Füße, sogar knusperige Speise für Wasserratten.

Ratten im Koben,
Euch will ich loben,
Nagt ihr dem Schurken das Herz aus der Brust!
Setzt in Bewegung die grimmigen Zähne,
Werft euch mit Gier auf die Menschenhyäne:
Mörder zu fressen, ist Rüsselviehlust!

Vater und Tochter.

Wir kehren nunmehr zu dem rettenden Engel Jankal's und der Signora Moretto, zu der schönen, bereits im dritten Bande unseres Romans fast photographisch treu abgebildeten Violetta zurück.

Was für Empfindungen mochten sich unter ihrem, vor Aufregung wellenartig wallenden, herrlichen Busen verbergen, als sie mit Paolini, die diebische Elster verlassend, dem Palazzo reale zuschritt? Das himmlische, sechszehnjährige Mädchen, halb eine der beauty, pretty girls of North-America, halb Rassengracie der bella Italia, konnte nicht anders denken, als daß dieser ihr Gang mit dem geheimen Polizei-Inspector des Königs ein strenges Verhör, betreffs der jüngsten Ereignisse in der Gazza ladra zum Ziele habe. Was ihr Paolini an tostreichen und muthzusprechenden Artigkeiten gesagt, hielt Violetta nur für eine ebenso politische als chevalereske Umschleierung dessen, was ihrer wartete.

Dieser Verdacht wurde noch dadurch verstärkt, daß besagter Inspector, welcher ihr, um jedes Aufsehen zu vermeiden, galanterweise den Arm geboten, ziemlich ein-

silbig an ihrer Seite einher schritt und nur bisweilen einen mehr schalkhaften als forschenden Blick auf ihre liebreizende Büste warf.

Endlich am Palazzo reale angekommen, war Violetta nicht wenig erstaunt, als Paolini sie bedeutete, daß nicht der Polizeipräsident, sondern der König selbst sie zu sprechen wünsche, und daß sie sich zu diesem Zwecke mit ihm, dem Inspector, unmittelbar nach dem im zweiten Stock des Schlosses gelegenen und an anderer Stelle schon eingehend geschilderten himmelblauen Sanktissimum des Re Galantuomo zu begeben habe.

Aus einer Banditenhöhle in das Allerheiligste eines Monarchen, das war allerdings ein Lebensschritt, der zu denken gab und den Busen des schönen Kindes nur noch heftiger wogen machte.

Violetta hatte den Liebling Italien's, den grundhäßlichen Re Galantuomo, noch niemals von Angesicht zu Angesicht geschaut, und jetzt sollte sie ihm plötzlich und wie sie da ging und stand, nämlich in ihrem schlichten, aber, was sie selbst nicht ahnte, dennoch reizend stehenden Hauskleide unter die Augen treten. Die bezaubernde Königin der Blumen, die Rose, neben eine mit Stachelwarzen besäete Fackeldistel gestellt, vermag keine mehr gegensätzliche ästhetische Wirkung hervorzubringen, als Tochter und Vater in diesem Augenblicke.

Buchstäblich entsetzt, ob des furchtbaren Anblicks so potenzirter Häßlichkeit, prallte Violetta unwillkürlich einen Schritt zurück, als der Leibkammerdiener Tommaso nach geschehener Anmeldung die Thür des königlichen Geheim-

kabinets öffnete und der Monarch — heute nicht, wie gewöhnlich, in Zuavenpumphosen, Gilet und Hemdsärmeln, sondern bürgerlich schwarz gekleidet — ihr mit von sichtbarer Freude und Ueberraschung gerötheten Wangen in ritterlicher Weise entgegentrat, indeß sich Paolini auf einen Wink dieses seines Gebieters stumm zurückzog.

„Corpo di Christo! Welch eine Aehnlichkeit bei so großer Verschiedenheit! Welch ein Engel von Mädchen!" murmelte Victor Emanuel zwischen den Zähnen, als er Violetta's ansichtig wurde.

In der That repräsentirten Nase und Mund des schönen Kindes eine gute Portion von dem Gesichtstypus des Königs, nur daß alle Züge, welche dort wahrhaft impertinent und niederträchtig, was Häßlichkeit anlangt, auftraten, hier dagegen verjüngt, verklärt, apotheosirt erschienen. Der Re Galantuomo gebrauchte daher seine ganze Selbstbeherrschung, um nicht aus der Rolle zu fallen. Er hätte diesen Engel von natürlicher Tochter sogleich umarmen und küssen mögen, doch, wie gesagt, er bezwang sich und die Thränen einer noch nie so tief empfundenen Rührung, welche ihm beim Anblick Violetta's aus den Augen zu stürzen drohten.

„Avanti, Signorina, avanti! Ho molto piacere di vedervi!" (Treten Sie ein! Es freut mich, Sie zu sehen!) rief er vielmehr in konventionellem Tone, „mein Polizei-Inspector hat mir viel Gutes von Ihnen berichtet!"

„Eure Majestät halten zu Gnaden", entgegnete Violetta schüchtern und durch des Königs feurige Blicke

sichtbar erschreckt. „Es ist mir noch nicht völlig klar, wie ich zu der hohen Auszeichnung gelangt bin, hier vor Eurer Majestät erscheinen zu dürfen, doch möchte die Ursache dieser allerhöchsten Gnadenerweisung wohl weniger in meinen Gutthaten, als vielmehr in dem beklagenswerthen Umstande zu suchen sein, daß mich ein widriges Geschick verfolgte und schließlich in die bei allen wohlgesitteten Turinern so verrufene Osteria della gazza ladra brachte. Indeß, was dort in früherer Zeit und heute geschehen, das wollen Eure Majestät weder mir, noch meinem Pflegevater, Filippo Martino, zur Last legen. Er sowohl, als ich, sind vielmehr die Opfer einer Kabale, deren Quelle Euer Majestät Erzfeind, der römische Jesuitismus ist!"

„Affé di Dio, Signorina! Ich ahne, doch überlassen wir dieses Thema meiner Polizei. Ihr spracht von einem widrigen Geschick, das Euch verfolgte und schließlich in die sogenannte diebische Elster brachte. Das ist's, was schon seit lange halb Turin befremdete und endlich auch zu meinen Ohren drang. Ein so schönes und tugendsames Mädchen in der verrufensten Osterie meiner Residenz? — Per bacco, das muß anders werden; soll heute noch zu Eurem Heil sich wandeln: Seht da den einzigen Grund, weshalb ich Euch zu mir beschieden!"

Mit neuem ängstlichen Mißtrauen wich Violetta den Blicken des Königs aus. Hatte sie ihn bis dahin auch noch nicht persönlich gekannt, so war doch von seinen zahlreichen galanten Abenteuern schon so viel zu ihren

Ohren gekommen, daß sie mit Recht Verdacht schöpfen konnte, Victor Emanuel selbst habe es jetzt am Ende auf ihre eigene Person abgesehen und die Befreiung aus jener Banditenspelunke sei nur ein Vorwand zu noch tieferer Erniedrigung.

Allein, als der Re Galantuomo, seine erste Aufregung bemeisternd, Violetta mit wahrhaft väterlichem Tone zum Sitzen einlud, sich dann selber, ihr gegenüber, in einen Sessel warf und eine Thräne, die ihm trotz aller Selbstbeherrschung durch die Wimpern entschlüpft, von seiner Backe wischte, schwand endlich jede Besorgniß nach obengedachter Richtung hin, so daß Violetta ihre schönen, blauen Augen fortan nicht mehr furchtsam zu Boden senkte, sondern unbefangen Rede und Antwort stand.

„Siete forestiere (Ihr seid fremd) hier in Turin?“ begann der König von Neuem. „Erzählt mir, bitte, Eure Lebenswege bis zu diesem Tage. Verschweigt mir nichts, was nebensächlich scheint. An kleinen Dingen hängt so oft der Menschen großes Mißgeschick!“

Violetta, durch den herzlichen Ton, in welchem Victor Emanuel diese Worte sagte, immer mehr Vertrauen gewinnend, blickte dem König jetzt völlig furchtlos in die Augen und entgegnete: „Wenn Majestät für das traurige Loos, welches einem armen Mädchen meines Schlages beschieden worden, Zeit und Geduld haben, so bitte ich um die Gnade, mit einer Erzählung ganz von vorne beginnen, das heißt auch alles dasjenige mit einflechten zu dürfen, was über meine früheste Jugend die Mutter mir berichtet.

„Tanto meglio!“ winkte huldvoll der König mit seiner Rechten, während seine linke Hand wieder nach den Augen fuhr. Das Wort „Mutter“ hatte ihm einen Gluthstrom in Stirn und Wangen getrieben, der von Violetta, die sich jetzt zur Darstellung ihrer Lebensgeschichte zurechtsetzte, glücklicher Weise nicht bemerkt worden war.

„Majestät“, begann das Mädchen nach einer kleinen Pause innerer Sammlung, „ich bin eine arme Waise, die ihren Vater nie gesehen und ihre Mutter früh verloren hat. Nicht in Europa, der alten, sondern in Amerika, der neuen Welt, begrüßte mich des Lebens goldner Morgenstern, und the big bend State of Tennessee, genauer noch die aufblühende Handelsstadt Chattanooga am Tennesseestrome ist meine engere Heimath.

Meine Mutter, die Sängerin Lucy Brandon, war eine Pittsburger Farmerstochter mit echtem Yankeeblut. Sie erhielt ihre musikalische Schulung im besten Privat-Conservatorium New-Yorks, und namentlich scheuten ihre Eltern keine Kosten, die ganz ungewöhnlichen gesanglichen Anlagen Miß Lucy's zu vollendeter Entwicklung zu bringen. Als ideales Ziel stand ihnen dabei die künftige Primadonna der großen Pariser Oper vor der Seele.

Sonderbar, daß selbst mein Großvater mütterlicherseits — den anderen habe ich so wenig wie meinen Vater kennen gelernt — auf diese romantische Idee wie versessen war. Jedenfalls wußte sein praktischer Yankeesinn das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden,

das heißt die fabelhaften Honorarsummen einer ersten Sängerin Frankreich's mit den hohen Anforderungen, welche die Kunst dabei an seine Tochter stellte, sehr hübsch zu vereinbaren.

Doch es kam anders, als man geplant. Binnen Jahresfrist raffte das gelbe Fieber Vater und Mutter Miß Lucy's hinweg und, damit der Kelch des Unglücks bis zur Neige geleert werde, zerstörte ein furchtbarer Waldbrand die gänzlich unversicherte Farm.

Unter diesen traurigen Verhältnissen sah sich meine spätere Mutter gezwungen, ihre New-Yorker gesanglichen Studien zu unterbrechen und unverzüglich nach Chattanooga, in's nunmehr leere Elternhaus zurück zu kehren.

Aber Elend über Elend! — Erst nach meines Großvaters Tode stellte es sich heraus, daß seine Vermögensverhältnisse nicht die besten gewesen waren, daß auf seiner Farm ganz bedeutende Schulden lasteten. Dieser letztere Umstand trieb meine spätere Mutter sogar aus dem elterlichen Hause hinaus.

Kaum halb fertig in ihrer Gesangstechnik und in allen übrigen Dingen vollends unerfahren, verzichtete sie freiwillig auf die Opernkarrière und war froh, mehr durch ihre wirkliche Schönheit als durch ihre Kunst in den Concerthallen größerer Städte glänzen zu können.

Als eine Concertsängerin und Schönheit ersten Ranges kam sie dann auf ihrer nothgezwungenen Tournee durch aller Herren Länder — wie sie mir oft erzählt — auch schließlich nach Italien, dem Lande der Kunst par excellence, und hier nun, in Italien, begann der zweite

und vorletzte Akt jenes Trauerspiels, das sich „das Leben meiner Mutter" betitelt.

Bei diesen Worten der Erzählerin zuckte der König unwillkürlich zusammen und eine nervöse Unruhe schien seinen ganzen Körper zu befallen. Doch bemeisterte er dieselbe dadurch, daß er aufstand, ein paar Mal im Cabinet auf und ab ging und seine zitternden Hände in den Seitentaschen seines Jaquettes verbarg.

„Me ne dispiace assai!" (Das thut mir sehr leid) rief er im Tone natürlichen Mitgefühls, „aber weiter, weiter schöne Signorina!"

„An diesem dunklen Punkte im Leben meiner Mutter angekommen", fuhr Violetta zu erzählen fort, „muß ich mich vollends auf das Wenige beschränken, was die längst Entschlafene mir, ihrer neunzehnjährigen Tochter, erst kurz vor ihrem Tode offenbarte.

Sie habe, auf der apenninischen Halbinsel angekommen, unter Anderem, oder vielmehr gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft von Marseille, auch in Genua gesungen, und gerade dieses ihr Auftreten in der alten, herrlichen Golfstadt des italischen Nordens sei für sie verhängnißvoll geworden.

Ein zwar grundhäßlicher, aber sehr vornehmer und guter, edler Herr, der in der Nähe, auf dem Monte d'oltre Po, eine villenartige Burg, Castello reale di Moncalieri genannt, besitze, habe nämlich von der ausnehmenden Schönheit jener nordamerikanischen Concertsängerin gehört und dieselbe unter fürstlichen Honorarversprechungen zu sich beschieden und dann, angeblich

ihrer ausgezeichneten Kunstleistungen wegen, mehrere Wochen in seinem Burgkastell festgehalten."

„Portoraccio, tortoraccio!" brummte jetzt Victor Emanuel in seinen gewaltigen Schnurrbart und zauste in fieberhafter Aufregung so heftig an dessen Spitzen, daß man glauben konnte, er beabsichtige mit jenem Urwald seiner Oberlippe vollständig tabula rasa zu machen.

„Nun", stieß der König, zum Erstaunen Violetta's, wie ein Gefolterter heraus, „ließ denn jener häßliche, hohe Herr die schöne Sängerin nicht endlich, reich belohnt, weiter ziehen?"

„Allerdings, Majestät, denn anderen Falles hätte ich schwerlich in Nordamerika, am Ufer des Tennessee, das Licht der Welt erblickt. Doch was meine gute Mutter eigentlich bewogen, Italien, ohne Rom und Neapel vorher gesehen zu haben, so schnell, als sie gethan, den Rücken zu kehren, darüber weiß ich Aermste nicht ein Sterbenswort! Nur eine leise Ahnung steigt jetzt in mir, dem gereiften Mädchen, jenen dunklen Punkt betreffend, auf."

„Und die wäre?" fragte hastig und laut, dabei aber sein Gesicht von der Sprecherin abwendend, der König.

„Erlauben Majestät, daß ich den Faden meiner Erzählung da wieder aufnehme, wo derselbe vorhin meiner Hand entfiel. Ein Bruder meines verstorbenen Großvaters erstand, dem Namen Brandon zu Liebe, die verwaiste, schwerverschuldete Farm bei Chattanooga und gestattete meiner nach dort zurückgekehrten späteren

Mutter — die leider mehr noch, als blos reich gefüllte Taschen von ihrer großen, europäischen Tournée heimgebracht — das Haus ihrer Eltern und Jugendzeit, welches glücklicher Weise bei jenem Brande, der die Plantagen und Wirthschaftsgebäude vollständig zerstörte, nur wenig gelitten, wieder zu beziehen.

Dort, in ihrem alten Heim, am rauschenden Tennessee, wollte sie, der Welt verborgen, den ersten und zugleich letzten Fehltritt ihres jungen Lebens büßen; dort, Majestät, wo meiner Mutter Wiege einstmals stand, dort ward auch ich — ein vaterloses Kind, geboren!"

Noch immer war der König unruhig im Zimmer auf und ab geschritten; noch immer verbarg er seine zitternden Hände in den Taschen seines Rockes; jetzt aber gebrauchte er seine ganze Selbstbeherrschung, um sich nicht zu verrathen und seiner Tochter um den Hals zu fallen.

„Per Dio! Mio Alma, mio uno Alma!" stammelte er wie verzweifelt und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, während Violetta, diese Pantomimen nicht bemerkend, in ruhigem Tone zu erzählen fortfuhr:

„Schon als ich ein Kind von sechs, sieben Jahren war, nahm mich, wenn wir im Sommer auf der Terrasse am Tennessee saßen und dem bunten Nixentanz der Wogen lauschten, meine Mutter oft zu sich auf den Schooß, schlang ihre weißen Arme um meinen jugendlichen Nacken und das lange, lockige Blondhaar, das, dem ihren gleich, auf meinem Köpfchen üppig sproßte, und sprach alsdann zu mir:

„Das Vaterland, geliebte Violetta, die Heimath und das Elternhaus, das sind die Stätten, davon unser Christengott gesprochen: „Zeuch deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehest, ist heiliger Boden!" Erst in der Fremde, Violetta, lernt man die Heimathscholle schätzen; erst weit vom Wiegenplatz der süßen Kindheit packt uns des Heimwehs schmerzliche Gewalt. Und, sonderbar, die Liebe ist die Amme dieses Schmerzes. Ein Herz, das liebt, zum ersten Male jenem Götterstrahl vom Himmel unseres Busens Thore öffnet, es möchte all sein Liebesglück auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen; die erste, reine Gluth des Herzens jener Scholle weihen, wo uns die Mutterliebe einstmals sanft gebettet.

So, Violetta, erging mir's in Italien, in jenem Lande, von dem man glauben könnte, daß es des Heimwehs Spuren leicht verwischt. Nein, gerade an den paradiesischen Nordgrenzen der Lombardei, mitten im Freudentaumel einer ersten, beseligenden Liebe, ergriff mich des Heimwehs dämonische Gewalt mit unwiderstehlicher Macht. Und wohl mir, daß ich im Stande war, jenem Drange in die ferne Heimath, der allgewaltig meine Seele packte, als ich erkannte und erkennen mußte, daß jenes Liebesglück, welches mir der Himmel jählings in den Schooß geworfen, nur einem Meteore glich, das schnell erscheint und noch viel schneller schwindet — daß ich in dieser meiner hoffnungslosen Seelenpein im Stande war, den Herzensschmerz einer zwar erwiderten, sogar stürmisch erwiderten, aber dennoch unglücklichen, weil niemals vor der Welt zu offen-

barenden und zu legalisirenden Liebe, in Töne und Worte zu kleiden:

„I can no longer here remain,
No pleasures here I see;
Farewell, farewell, I must go back,
Again to Tennessee!"

So, Majestät, klagte meine Mutter ihrem vaterlosen Töchterchen fast täglich ihr herbes Leid; klagte es ihr so lange, bis die Wellen des Tennessee der Unglücklichen Grablieder sangen!"

„Corpo di Bacco!" unterbrach hier der König leidenschaftlich und blieb wie fassungslos vor der jungen Erzählerin stehen, „Eure Mutter hat sich doch nicht etwa in übergroßem Schmerz ertränkt?"

„Wenn auch das nicht gerade", fuhr die Sprecherin langsamer fort, „aber sie schien einem derartigen Ende vorbeugen zu wollen und begab sich in einer gewissen Vorahnung dessen, was ihr begegnen werde, auf's Wasser!"

„Wie soll ich das verstehen?" forschte Victor Emanuel weiter.

„Den inneren Zusammenhang begreife auch ich nicht", begann Violetta von Neuem; „Thatsache aber bleibt, daß meine Mutter, just an meinem neunten Geburtstage, in amerikanischen Zeitungen Berichte über Italien, denen sie mit Vorliebe nachspürte, las und eben bei dieser Lectüre auf eine Bemerkung und einen Namen, die und der sie fast dem Wahnsinn nahe brachte, aufmerksam wurde. Die Bedeutung dessen, was meine Mutter so furchtbar erregte, verstand ich selbstredend nicht, doch ist mir die

Bezeichnung Rosina Mirafiori und der Ausdruck morganatische Ehe im Gedächtniß geblieben!"

„Diavoletto!“ fluchte jetzt der König und stampfte in dumpfer Verzweiflung den Teppich seines Cabinets. „Die Unglückselige! — doch weiter, weiter, Signorina!"

„In dieser ihrer Aufregung befahl meine Mutter ihrem Diener, jenes Segelboot, das ihr aus dem Nachlasse der Eltern geblieben und dem sie nach ihrer Rückkehr aus Europa den Namen „Moncalieri" gegeben hatte, zu einer Spazierfahrt auf dem Tennessee klar zu machen.

An sich betrachtet, hatte dieser Befehl durchaus nichts Auffälliges, denn meine Mutter liebte und übte schon von Jugend auf den Wasser- und insonderheit den Segelsport, nur war das Wetter an jenem Nachmittage der Art, daß kein Vernünftiger sein Leben hätte wagen mögen. An fünf Fuß hohe Wellen peitschte ein wüthender Nordost, und die weißen Schaumkronen dieser Wogen tanzten wie Irrlichter auf der breiten Stromfläche.

Indeß meine Mutter lachte der Gefahr. „Feiglinge, die ihr seid!" schalt sie mich und ihren Diener, als wir mit Thränen in den Augen sie beschworen, für dieses Mal doch von der Fahrt zu lassen.

Alles umsonst. Großvaters Bruder war zufällig nicht daheim, und unsere Bitten und Vorstellungen blieben erfolglos.

Einen letzten, gewaltsamen Versuch meiner unglücklichen Mutter, mich trotz der augenscheinlichen Todesgefahr zur Mitfahrt zu bewegen, vereitelte unser braver,

schwarzer Diener Jack noch rechtzeitig dadurch, daß derselbe in dem gleichen Augenblicke, wo er, wie ihm befohlen, mit seinem rechten Fuße das schwankende Gefährt vom Lande stieß, mich, die ich in Todesangst die Hände nach ihm ausstreckte, mit seinem linken Arme aus dem Boote riß.

Drei Stunden nach dieser aufregenden Scene, als sich der Sturm und die Wellen gelegt, trieb meine verzweifelte, waghalsige Mutter als Leiche an's Ufer.

Die Blüthenschäfte weißer und gelber Seerosen hielten ihre prachtvollen Glieder, namentlich aber das goldgelbe, aufgelöste, herrliche Haar, welches ihre imposante Büste in langen Strähnen umfluthete, poesievoll im Tode umschlungen:

„I can no longer here remain,
No pleasures here I see;
Farewell, farewell, I must go back,
Farewell my Tennessee!“

schwebte es von den bleichen Lippen der im Sturm geknickten Rose.

So, Majestät, so endete meine Mutter, die Sängerin Miß Lucy Brandon!"

„Dio, Dio, misericordia!“ jammerte jetzt halblaut Victor Emanuel und war nahe daran, Violetta zu Füßen zu stürzen und einen älteren Fehltritt seines feurigen Temperaments an der einstigen Geliebten und ihrer und seiner Tochter damit zugleich zu sühnen, doch bezwang der König den Menschen noch im rechten Augenblicke.

„Signorina!" rief er, immer noch leidenschaftlich genug, in diesem Kampfe seiner Seele, „Signorina, Gott sei gelobt, daß dieser stürmische Tag meines Lebens Euch zu mir geführt hat! — Ich kenne nämlich Euren Vater nur zu gut. Derselbe weilt zwar auch nicht mehr unter den Lebenden, aber er hat mich zum Erben Eurer Ansprüche auf seine Fürsorge bestellt!

Dank der Vorsehung, die mich heute einen holden Sprößling seiner ersten und wahrsten Herzensneigung finden ließ, sollt Ihr dieses Schloß nicht eher verlassen, bis Eure Zukunft sicher gestellt ist und Ihr vor Allem aus den schmählichen Sklavenfesseln erlöst seid, mit welchen die Osteria della gazza ladra Eure Unschuld so lange bedrohte!"

Erstaunt, ja fast erstarrt ob dieser plötzlichen Wendung ihres schicksalsreichen, jungen Lebens, schlug Violetta jetzt vertrauensselig ihre himmlischen Augen zu ihrem königlichen Gebieter auf.

„Majestät!" rief sie im Tone hellsten Glückes, „Majestät, ich weiß nicht, ob ich wache oder träume! — Ihr kennt meinen Vater und seid beauftragt, meiner unglücklichen Mutter grausen Tod zu sühnen?"

„Veramente!" antwortete der König. „Bei Gottes Barmherzigkeit und unserer heiligsten Jungfrau unbefleckter Empfängniß, ich kenne Euren Erzeuger und will an seiner Statt vergelten, was Euch und Eurer Mutter Uebles widerfahren! — Zuvor jedoch erzählt mir weiter, wie Ihr in dieses Land und hier in meine Residenz gekommen; wie es möglich war, daß ein so schönes,

tugendsames Mädchen in eine Banditenhöhle, wie die verrufene diebische Elster, gerathen konnte!"

„Per Dio, Majestät!" entgegnete Violetta, wieder ruhiger werdend und sich von Neuem zum Erzählen in Positur setzend. „Per Dio, auch ich hätte eine solche Tragik meines Lebens nicht für möglich gehalten, selbst wenn mir mein bisheriges Schicksal schon an der Wiege gesungen worden wäre! Aber hören Majestät in Gnaden, was ich jetzt berichte. Der Schleier über meinem jungen Leben ist alsdann gelüftet!"

„Io sono tanto curioso!" (Ich bin sehr neugierig) rief Victor Emanuel lebhaft, und nahm wieder auf seinem Sessel vor Violetta Platz, während die Erzählerin nunmehr begann:

„Als der Bruder meines Großvaters bald nach meiner Mutter Tode in deren hinterlassenen Briefschaften, um der Entschlafenen finanzielle Verhältnisse klar zu stellen, kramte, entdeckte er unter Anderem ein Schriftstück, welches einen Revers enthielt, der aus Turin datirte und Graf Moncalieri unterzeichnet war. Diese Urkunde enthielt eine Anweisung auf 30000 Lira, die für den Fall bei der königlichen Bank in Turin zu erheben seien, daß die Inhaberin jenes Scheines selbst oder aber deren beglaubigter Sprößling besagten Revers daselbst binnen zehn Jahren, vom Tage der Ausstellung an gerechnet, präsentire!"

„Und Ihr besitzt wirklich diesen Schein, Signorina?" unterbrach hier der König hastig.

Statt der Antwort griff Violetta unter ihr Busentuch, wo sie auf bloßer Brust ein handtellergroßes, gol-

denes Medaillon mit dem Bildniß ihrer Mutter verwahrt hielt, öffnete alsdann die wohlverschlossene metallene Kapsel und entnahm derselben das in Rede stehende, sorgsam zusammengefaltete Dokument.

„Hier, Majestät, bewußte Anweisung des Grafen Moncalieri und als meine Legitimation zugleich das mir sprechend ähnliche Bild meiner seligen Mutter!“ sagte jetzt Violetta in fast feierlichem Tone und reichte, eine Kette mit bezeichnetem Medaillon von ihrem Halse streifend, Beides Victor Emanuel.

Wieder kämpfte der König, Bild und Schein schnell ergreifend und lange wehmüthig betrachtend, einen schweren Kampf der Selbstbeherrschung, dann entgegnete er mit erzwungener Ruhe, indem er dankend Dokument und Medaillon in Violetta's Hände zurücklegte:

„Es hat seine Richtigkeit, Signorina! Der Revers trägt die eigenhändige Unterschrift meines verstorbenen Freundes Moncalieri, und über Eure Identität als Tochter der verblichenen Miß Lucy Brandon kann schon nach einem Vergleiche jenes Bildes mit Euren Zügen kein Zweifel bestehen!

Da Ihr ferner selbst Ueberbringerin der Anweisung, wie vorgeschrieben, seid, so verzichte ich auf weitere Legitimationspapiere, als da sind Geburts- und Taufschein, und lasse Euch das Geld schon morgen zahlen!“

Jetzt war's an Violetta, ihrer Freude und Rührung Meister zu werden. Mit thränenerstickter Stimme wollte sie dem Könige zu Füßen sinken und tiefempfundenen Dank in ehrfurchtsvollen Worten stammeln. Aber Victor

Emanuel, selbst vor Bewegung kaum noch eines Ausdrucks mächtig, kam dem zuvor, schob Violetta sanft auf ihren Sessel zurück und winkte mit der Hand, doch im Erzählen fort zu fahren.

„Ebbene, Signorina, ebbene! Ich begreife jetzt schon, was Euch nach Italien führte, doch von Amerika nach hier? Ein Kind wie Ihr? — Ein Räthsel stellt sich vor das andre!"

„Und gleichwohl ging die weite Fahrt natürlich zu!" begann Violetta wieder. „Meines Großvaters Bruder am Tennessee hatte inzwischen die Bekanntschaft eines deutschen, aus Sachsen gebürtigen Trappers gemacht, der Zischwitz hieß und mit seinem in Amerika erworbenen Gelde nach Europa zurück zu kehren im Begriffe stand. Dieser ehemalige Dresdener Sergeant Zischwitz — dem Leser aus Band II unseres Romans und der Präriengeschichte von Robert und Eva gewiß noch in der Erinnerung — erbot sich, meines Großvaters Bruder, der leider unabkömmlich war, zu vertreten und mich, die arme Waise, behufs Geltendmachung ihrer Rechte und Ansprüche nach Italien zu begleiten.

Bei der Selbstständigkeit, die uns Amerikanern nun einmal angeboren ist, darf eine derartige fast abenteuerliche Reise nicht befremden, und ich muß bekennen, daß der gute Sachse wie ein Vater an mir gehandelt und sein Versprechen treulich gehalten hat.

Daß ich dem braven Manne schließlich, noch ehe wir unser Ziel erreichten, zu seiner eigenen größten Bekümmerniß abhanden kam und unter Zigeuner gerieth, die

mich Jahre lang mit sich umher schleppten, an diesem Unglück, Majestät, trägt jener edle Deutsche nicht die geringste Schuld!"

„Improbabile! Signorina! Ihr fielt Zigeunerbanden in die Hände?" unterbrach an dieser Stelle der König höchlichst erstaunt.

„Roumanys! Leider, Majestät, und mit dieser Entführung, diesem Zigeunerraube, an einem armen Waisenkinde verübt, hebt zugleich das spätere Elend meines jungen Lebens an!"

„Ihr spannt meine Neugier auf's Aeußerste, Signorina! Erzählt, ich bitte Euch, berichtet weiter!"

„Unsere Meerfahrt von New-York nach Hamburg — meinem Beschützer zu Gefallen, den dringliche Familiengeschäfte zunächst nach seiner Heimath Sachsen riefen, sollte unsere Italienreise über Dresden, Teplitz, Karlsbad, Eger, Marienbad, Pilsen, Regensburg, München und den Brennerpaß gehen — verlief ohne jede Fährlichkeit, und ebenso glücklich gelangten wir schließlich in Sachsen's Elbflorenz an.

Wie entzückt war Zischwitz, endlich einmal wieder deutschen Boden und deutschen Wald schauen zu können, und in dieser berechtigten Freude schlug er mir, nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Dresden, vor, die Fahrt nach München nicht, wie bisher, per Eisenbahn, sondern weil uns die Zeit keineswegs drängte, in gemüthlicherer Weise per Kutschwagen zurück zu legen.

Da hierdurch vermehrte Reisekosten bei meinem Wohlthäter absolut keine Rolle spielten, so war ich mit

diesem Vorschlage, der unser, wenigstens mein Verderben werden sollte, sehr einverstanden, und die geplante letzte Route wurde denn auch wirklich in einem bequemen Landauer angetreten.

Anfangs machte sich auch diese Spazierfahrt, den Alpen entgegen, ganz prächtig, allein zwischen Marienbad und Pilsen zerbrach plötzlich das rechte Hinterrad unseres Wagens mit seiner Achse zugleich, so daß wir keinen Schritt weiter kommen konnten und noch froh sein mußten, in einem nahe gelegenen, elenden böhmischen Dorfe wenigstens Obdach vor der Unbill der Witterung zu finden.

In dieser schwierigen Lage, was namentlich die Reparatur unseres, bis Regensburg gemietheten Landauers betraf, betrachteten wir es als eine Fügung des Himmels, daß just um die Stunde unseres Malheurs eine Karawane von Zigeunern, worunter sich Stellmacher, Schlosser und Schmiede befanden, unverhofft des Weges gezogen kam.

Zischwitz, dem die Sprache dieser strolchenden Bohemians, wie sie auch genannt werden, von früher her nicht unbekannt war, verständigte sich bald mit dem Häuptling der Bande über den Preis der Wagenreparatur, so daß wir anderen Tages wieder weiter zu kommen hoffen konnten.

Die Hauptbedingung der heimathlosen Gaunerbande, meinem Beschützer gegenüber, bestand darin, daß Zischwitz die Kosten ihres Heilverfahrens an unserm Wagen pränumerando entrichten müsse, und erst als dieser

Kardinalpunkt in klingender Weise erledigt worden war, schlugen jene Spitzbuben ihre Zelte auf und machten sich an die Arbeit.

Der Vorsicht wegen, sofern es doch immer noch zweifelhaft blieb, ob die Reparatur derartiger, nicht approbirter Wagenbauer unseren Zwecken auch wirklich genügen werde, zog mein Sachse doch aber vor, seinen Kutscher schon hier, am Orte des Unfalls, abzulohnen und nach Dresden zurück zu senden, während dessen er, Zischwitz, sich zu Fuß, behufs Miethung einer neuen Chaise, nach dem nur noch zwei Meilen entfernten Pilsen begab. Ich, für meine Person, sollte die Nacht über, welche bereits hernieder zu dämmern anfing, bei der gastfreundlichen sogenannten Cousine eines katholischen Pfarrers, der uns als geistlicher Hirt des erwähnten böhmischen Dorfes hülfreiche Hand bot, zubringen.

Leider, wie gesagt, hob auf diese Weise kleine Vorsicht die größere auf und ward zu meinem Verderben. Vorsicht heißt bekanntlich die Mutter der Weisheit, und diese letztere, die Tochter der ersteren, setzte mein guter Sachse, der mich bei dem Herrn Pfarrer vollständig sicher wußte, in berechtigtem guten Glauben ahnungs- und besorgnißlos bei Seite.

Item, ehe der Morgen anbrach und Zischwitz mit einem Wagen aus Pilsen zurückkehrte, hatten die braunen Halunken von Zigeunern das Pfarrhaus überfallen, den Pfarrer, dessen Cousine und unsern Kutscher geknebelt und mich, die hülflose, kaum elfjährige Waise nach allen Regeln ihrer Spitzbubenkunst auf Nimmerwiedersehen entführt.

Mitten in der Nacht war von dem landstreichenden Gesindel die versprochene eilige Arbeit eingestellt worden, um diesen schnöden Mädchenraub als Dank für die reichliche Pränumerandozahlung meines Wohlthäters in Scene zu setzen. Im Nu hatten sie die lodernden Feuer gelöscht und ihre zerlumpten Zelte abgebrochen und auf die Wanderkarren gepackt. Die beiden prächtigen Rappen unseres Landauers mußten selbstverständlich die Spitzbubenflucht beschleunigen helfen, während der Wagen, zerbrochen wie er noch dastand, als alleiniges, wenig tröstliches Andenken für Zischwitz am Platze des Raubes zurück blieb. Meinem am Morgen wiederkehrenden Reisebegleiter fiel nur noch die kleine, erfolgreiche Aufgabe zu, die drei geknebelten Personen im Pfarrhause von ihren Fesseln zu befreien; seine Anstrengungen bei der böhmischen Polizei, in Betreff meiner Einholung und Erlösung, waren, da die Räuber die belebteren Landstraßen schlauerweise vermieden und nur bei Nacht, und womöglich von Wäldern gedeckt, dem Osten und zwar zunächst den Gebirgen Mähren's zusteuerten, völlig umsonst.

Aber trotz alledem wäre die Entdeckung und Zurückführung meiner Person der österreichischen Gensdarmerie am Ende doch noch geglückt, hätten die braunen Schurken es nicht ebenso trefflich verstanden gehabt, die nachstellenden und vigilirenden Behörden und deren Organe auch über meine Herkunft durch mein Aussehen zu täuschen.

Majestät brauche ich den herzzerreißenden Jammer nicht zu beschreiben, der mich packte, als ich an gedachtem

Morgen auf einem der Zigeunerkarren — die Spitzbuben hatten mich in tiefstem Schlafe aus dem Bette gehoben und, immer noch in festem Schlafe, auf jenen Wagen gebracht — die noch am Abend vorher meine Schaulust ergötzt hatten, erwachte und Zischwitz vermißte.

Noch größer aber war mein Entsetzen, als mich eine alte, braune Hexe, laut Befehl des Häuptlings der Bande, mitten auf der Fahrt und Flucht entkleidete und dermaßen mit Kienruß und Oel am ganzen Körper salbte, ja sogar mein blondes Haar schwarz färbte, daß ich in wenigen Minuten für ein echtes Zigeunerkind gelten konnte.

Gott sei Dank war bei allem Elend, in das ich so gerathen, noch ein großes Glück. Man ließ mir nämlich, trotz der Lumpen, in die man meine Glieder nunmehr hüllte, die goldene Kette hier mit ihrer Kapsel, weil des Häuptlings Aberglaube sich nicht an diesen vermeintlichen Talisman, von dem er im Beraubungsfalle Verderben seiner ganzen Bande fürchtete, wagte.

Ueberhaupt betrachtete man mich, schon meiner blauen Augen wegen, die freilich in ihrer damaligen kienrußfarbenen und künstlichen Umrahmung fast ebenfalls dunkel erschienen, als eine Art höheres Wesen. Dieser Umstand, wie die bei so rohen, naturwüchsigen Menschen doppelt auffällige, wirklich humane, ja an Verehrung grenzende Behandlung, der ich mich in meiner neuen Umgebung glücklicher Weise zu erfreuen hatte, brachte mich immer mehr zu der Ueberzeugung, daß die von den Zigeunern mit Vorliebe an Kindern germanischer Rasse verübten Entführungen und Räubereien mehr mit ihrem fatalistischen

Aber- und Geisterglauben, resp. ihren altnomadisch-heidnischen Kultusformen, als mit den ihnen allerdings ebenfalls in starkem Maße eigenthümlichen und darum wahrhaft diabolischen Spitzbubentrieben in Verbindung zu setzen sind. Ich wurde in der That, und zwar je länger desto mehr, nicht wie eine Sklavin, der man Alles zumuthen darf, sondern im Gegentheil, wie eine Prinzessin und Heilige fast vergöttert, und gerade der Bandenhäuptling selbst wachte mit Argusaugen darüber, daß mich Niemand auch nur mit einer Miene beleidigte.

Aehnliche Geschichten von blondhaarigen und blauäugigen Kindern, die durch Indianer entführt und auf dieselbe merkwürdige Art von letzteren behandelt worden waren, hatte mir schon meine Mutter oft am Tennessee erzählt, so daß ich, trotz meiner elenden Lage, die Hoffnung auf Erlösung aus derselben nicht verlor und mich in mein vorläufiges trauriges Schicksal schneller, als ich dachte, finden lernte.

Wenn die Zigeuner in dem Punkte, fiel mir von öfterem Hörensagen damals wieder ein, es machen, wie die Indianer, daß sie nämlich die geraubten Kinder, nachdem ihnen der diesen angeblich innewohnende Schutzgeist durch jahrelange Inanspruchnahme abgenutzt und unbrauchbar geworden vorkommt, gleich ausgepreßten Citronen fortwerfen oder doch mit Vortheil verkaufen, so durfte auch ich mit Sicherheit auf endliche Befreiung aus ihren Händen rechnen.

Diese Aussicht war mir natürlich ein süßer Trost, den meine junge Seele fest umklammert hielt bei all dem

Ekel, welchen ich namentlich in Bezug auf Wohnung, Kleidung und Speise täglich, ja stündlich zu überwinden hatte. Doch letztbezeichneter Jammer minderte sich in etwas, als wir Rumänien, unser damaliges Wanderziel und die quasi Winterheimath meiner Bande erreichten.

Durch das sogenannte eiserne Thor, das heißt jenen wildromantischen, transsilvanischen Gebirgspaß, der von der Magyarenstadt Temesvár nach Alt-Orsova an der Donau führt, betraten wir das Zigeunerland par excellence, die Walachei, und siedelten uns für die bevorstehende rauhe Jahreszeit in einem reinen Zigeunerdorfe unweit Plaëschti an.

Letztbezeichneter Walachenort liegt nicht sehr fern von Bukurescht, der Residenz des jetzigen Königreiches Rumänien, und dieser glückliche Umstand nährte in mir von vornherein die stille Hoffnung, daß es mir vielleicht gelingen könnte, nach dahin zu entkommen und den Beistand der dortigen Behörden anzurufen.

In wie weit sich diese, immerhin sehr trügerische Hoffnung auch wirklich erfüllen sollte, werde ich sogleich umständlicher berichten, nachdem ich vorher erst des poetischen Zaubers gedacht, der mein unfreiwilliges Zigeunerleben bei Plaëschti mehr noch, als auf der langen Reise von Böhmen nach Rumänien, umfloß.

Ja poetisch, durch und durch poetisch ist das Treiben dieser ziehenden Gauner, trotz all des Schmutzes und der Lumpen an ihren Leibern.

Als noch die Phanarioten in den Donauniederungen herrschten, galten die Zigeuner als unmittelbares Kron-

gut, als Hörige und Leibeigene des jeweiligen Hospodaren, resp. als Nadelgeld der „Madame Fürst". Heute ist das anders. Gegenwärtig hausen und wandern über 30000 freie Zigeuner mit Weibern und Kindern in jenen Donaumarken und werden Roumany geheißen, weil die meisten von ihnen Rumänien etwa in dem Sinne als ihr eigentliches Vaterland betrachten, wie die nur in Deutschland nistenden Schwalben, Störche und andere Zugvögel dieses ihr specifisch sommerliches Wandergebiet.

Freilich verhält sich's mit den Zigeunern in der Moldachei und Waldachei so ziemlich umgekehrt. Sie nämlich nisten und gaunern gerade während der warmen Jahreszeit in aller Herren Ländern umher und beziehen die genannten Donaugegenden sodann nur als Winterquartiere.

In strengster Bedeutung „seßhaft" kann man dort nur einige Maurer-, Bauer- und Taglöhnerfamilien nennen, alle Uebrigen dagegen, die nicht blos von der Spitzbüberei leben, sondern auch ehrliche Arbeit mit zur Hülfe nehmen, als da sind Schmiede, Schlosser, Korbflechter, Bärenführer und Musikanten — soweit letztere nicht Großstädter sind — schwärmen im Sommer wie die Bienen aus und kehren im Winter Honig beladen, das heißt Geld und Beute strotzend, nach Rumänien zurück.

Hier, wo sie nicht ewig umkreist von deutschen Gensd'armen und österreichischen Panduren, sich sicher und wie eine kleine Nation fühlen, concentrirt sich denn auch ihr eigenthümliches Wesen und Leben und gestaltet sich

namentlich ihre hohe musikalische Veranlagung in ursprünglicher orientalischer Fülle und Schönheit.

So Manches hatte mir, wie gesagt, schon die Mutter von dem unwiderstehlichen Zauber der Zigeunermusik erzählt, den bizarren, bald klagenden, bald schmeichelnden, bald schrillen und wilden Tönen von Violine und Mandoline, deren melancholische Weisen wie Irrlichter über stagnirende Sumpfgewässer und Wiesen hüpfen und deren Klangfarbe dem Mittagslüftchen gleicht, das schwül und duftig um Narzissenblüthen fächelt.

Mehr und Näheres genoß ich dann selbst davon auf meiner Zigeunerfahrt von Böhmen nach Rumänien, wenn die Bande, deren Schutzengel ich wider Willen spielte, Abends auf einem Anger unter Weiden ihre Karutzen (Karren) halten ließ und ihre Bordehs (Zelte) zum Nachtkraale aufschlug. Im Nu loderten alsdann die Feuer und brodelten die Kessel über aus Feldsteinen improvisirten Herden, und gestohlene Ferkel, Gänse, Hühner und Enten boten mit auf dieselbe Art angeeigneten Kartoffeln und sonstigen Feldfrüchten ein leckeres Mahl.

War aber das letztere beendet und hatte die alte Vettel von Zigeunermutter, der am Tage das Kartenschlagen und Wahrsagen auf den Dörfern, die wir berührten, oblag, die nackt, barfuß und barhaupt umherlungernden höchst schmutzigen Kinder unserer Karawane zur Ruhe gebracht, dann strich unser Häuptling Scypcy den Contrabaß, Scrasy, sein vierundzwanzigjähriger Sohn, spielte die erste Violine und Mynosca, seine acht Lenze jüngere Tochter schlug das Tambourin dazu.

Immer leidenschaftlicher, immer feuriger, zitternd, zerfahren und wüst, wie das vagabondirende Völkchen selbst, welches dies Abendconcert, oft von einer dichten Schaar neugieriger Lauscher aus Nah und Fern umstanden, gegen eine meist kärgliche Tellersammlung zum Besten gab, klangen diese seltsamen Weisen, die jungen Zigeuner und Zigeunerinnen zum Tanze im Freien oder zum Kosen in den Zelten lockend, in die stille Nacht hinaus, und der Mond lugte, wie höhnisch grinsend zu diesem ganzen Zigeunerspuk, durch das geisterhaft graue Gezweige der Zitterpappeln und Silberweiden, unter deren Geäst sich unsere rothglühenden Herdfeuer, zerlumpten Bordeyhs und gebrechlichen Karutzen ausbreiteten."

„Per bacco!" unterbrach hier nach längerer Pause der König von Neuem die Erzählerin, „per bacco, ich kenne diese musikalischen Nomaden mit ihrem pechschwarzen, glänzenden Haar, schneeweißen Zähnen und bronzefarbenem Gesicht sehr gut! Affé di Dio! Welch' bildhübsche Mädchen, mit Augen, so scharf und blank wie Banditendolche, fand ich unter ihnen; Dirnen, deren schlangenweiche Leiber wie die elektrischen Batterien des Zitteraals wirkten."

„Ich bemerkte schon", fuhr die Erzählerin jetzt wieder fort, „daß sich diese, vom Zigeunerleben unzertrennliche und vorwiegend aus Musik und Poesie bestehende Romantik in unserm Herbst- und Winterquartiere bei Plaëschti gleichsam concentrirte. Dort nämlich strömten vor nunmehr fünf Jahren, und zwar an einem herrlichen Spätoktobertage, wohl an drei Dutzend einzelne Banden,

behufs Abhaltung einer Art Nationalfestes, das in altheidnischen Mysterien wurzelnd, seinen Gipfelpunkt in der Apotheose einer gemeinsam erwählten uud als irdisches Abbild der heiligen Jungfrau Maria betrachteten, wie behördlicherseits geduldeten Schutzgöttin der vereinigten Horden findet, zusammen.

Die betreffende, von den Bandenhäuptlingen veranstaltete Wahl fiel seltsamer Weise auf mich, und diese Auszeichnung hatte zunächst zur Folge, daß man mich nicht blos mit meinen früheren sauberen Kleidern schmückte, sondern noch außerdem mit gestohlenen Ketten, Armbändern, Diademen, Kränzen und dergleichen Putzsachen, mehr als reichlich zierte und ausstaffirte.

Daß diese Aureole meines unfreiwilligen Zigeunerlebens die Stunde meiner endlichen Befreiung mit umstrahlen könnte, wer hätte 'dies damals vorhersagen mögen? Wer hätte ferner ahnen sollen, daß diese Erlösung aus Zigeunerhänden nur ein „aus dem Regen unter die Traufe kommen" in so fern bedeutete, als meiner Person und Freiheit später ungleich härtere und drückendere Sklavenketten warteten?

Es war, wie schon bemerkt, ein herrlicher Spätoktobertag, als ich unter Trommel- und Paukenschlag zur Generalschutzgöttin erwählt und dann mit wahrhaft bacchanalischem Jubel auf einen Schild gehoben, dem unter prächtigen, in voller herbstlicher Buntscheckigkeit dastehenden Nuß- und Kastanienbäumen aufgerichteten Altar und Thronhimmel zugeführt wurde, um hier die Huldigungen der gesammten Spitzbubenbanden entgegen zu nehmen.

Wie diese selbst, so hatten sich auch die besten und berühmtesten Zigeunerkapellen zu diesem meinen Triumphtage vereinigt und ihre Musik, namentlich soweit dieselbe Nationalmärsche und Tänze betraf, wirkte förmlich berauschend auf meine, durch so viel Ehrerweisung unnatürlich stark erregten Nerven.

Ich wäre in dieser Stimmung zu den größten Dummheiten und verwegensten Concessionen, Scrasy und seine schon längst bemerkte heimliche Liebe zu mir betreffend, aufgelegt und geneigt gewesen, hätte nicht mitten in diesem Festtrubel ein als französischer Weltgeistlicher, als Abbé gekleideter junger Mann, mit entschieden deutschen Gesichtszügen, plötzlich meine ganzen Sinne gefangen genommen.

Diesen Mann sehen und den Gedanken fassen, durch ihn vielleicht die Freiheit zu erlangen, war bei mir Eins.

Sobald der eigentliche, durch nationale Gesänge und Tänze beschlossene Festakt vorüber, bat ich meinen Häuptling Scypsy, der zu erwartenden größeren Ergiebigkeit wegen selbst eine Tellersammlung bei den umstehenden Zuschauern veranstalten zu dürfen, was natürlich gerne zugestanden wurde.

Auf diese Weise gelangte ich, ohne Verdacht zu erregen, vor den, mich ebenfalls schon lange scharf fixirenden Abbé, dem ich in demselben Momente, als er mir, wie die Andern alle, ein Geldstück auf den Teller warf, leise, aber dennoch deutlich vernehmbar und zwar in italienischer, den Umstehenden unverständlicher Sprache zurief: „Retten Sie mich, ich bin eine geraubte Waise!“

„Per Dio, oggi, quando possibile!“ war die von tiefem Erröthen begleitete, schnelle Antwort des Abbé, während ich mit meinen beiden Sammeltellern, als wäre Nichts geschehen, an ihm vorüber schritt.

Es war gegen ein Uhr Nachts — die Feuer, welche die goldschimmernde Kascha aus Kukuruzmehl zur Abendmahlzeit gesotten, waren längst erloschen, und das ganze, große Lager heute, sogar die Wachen nicht ausgenommen, lag schon, von übermäßigem Bier- und Branntweingenuß fast betäubt, in tiefstem Schlafe, als ich, allein nur noch wach, an meiner hinteren, mir zu Häupten stehenden und der Landstraße zugekehrten Zeltwand leise Tritte eines vorsichtig heranschleichenden Mannes vernahm.

Der Abbé hatte sich, länger als die Andern auf dem Festplatz verweilend, genau jenes Zelt gemerkt, in das ich mich, an diesem Abende absichtlich früh, Kopfschmerzen, ob dem Lärm des Tages vorschützend, zurückgezogen, und war jetzt, nachdem Alles still geworden, als Bauer verkleidet aus einem nahen Walde zurückgekehrt, um sein Versprechen auszuführen.

„Keine Furcht“, lispelte er, der bewußten Zeltwand sich nähernd, „ich bin es, Fanciulla, Dein Retter!“

In demselben Augenblicke trennte auch schon sein scharfes Taschenmesser die Leinwand so weit aus einander, daß ich bequem hindurch zu schlüpfen vermochte, und zehn Minuten später barg mich vorerst das nächste Försterhaus des Waldes.

Mynosca, die mit mir in demselben Zelte schlief, bemerkte, weil sie durch vieles Tanzen und Tambourin-

schlagen heute zehnfach erschöpft war, von meiner Flucht aus dem Lager ebenfalls nicht das Geringste, so daß die bei Plaëschti vereinigten Zigeunerbanden in so fern wenig Glück mit ihrer Generalschutzgöttin hatten, als sie dieselbe schon wenige Stunden nach ihrer Erwählung für immer wieder verloren.

Noch an demselben Morgen führte uns eine in Plaëschti bestellte Extrapost Bukurescht entgegen, und von dort aus sollte es dann, meinem ursprünglichen Reiseziel und Zweck auf umgekehrter Route entsprechend, über Silistria und Warna zunächst nach Konstantinopel gehen.

Mein Retter, der Abbé, den ich selbstverständlich erst auf dieser Fahrt genauer kennen lernte, erwies sich, Gott sei Dank, des kindlichen Vertrauens, das ich auf Grund seiner geistlichen Kleidung in ihn gesetzt hatte, von Tag zu Tage würdiger. Nachdem ich ihm meine ganze Lebens- und Leidensgeschichte berichtet hatte, weihte er mich mit wahrhaft väterlicher Zuneigung und einer Fürsorge, die lebhaft an den Geldüberfluß des mir leider verloren gegangenen Sachsen Zischwitz erinnerte, auch in ein gutes Stück seiner eigenen Daseinsgeschichte ein. Sein Schicksal, meinte er, habe viel Aehnlichkeit mit dem meinigen, denn auch er habe seinen Vater nie gesehen, noch je etwas über ihn erfahren. Auch bezüglich seiner Mutter, die er kaum gekannt, wisse er nur vom Hörensagen, daß sie Clarissa Klein geheißen und ihn in einer deutschen Grenzfestung als Gefangene geboren habe.

Als Kind einer Südfranzösin sei er erst nach Lyon und später nach Marseille gebracht worden, wo sich die

berühmte Gesellschaft Jesu seiner angenommen und ihn zum Kleriker habe ausbilden lassen. Gegenwärtig wirke er als Novize und Laienpriester jenes heiligen Ordens, dem er nicht nur seine wissenschaftliche Erziehung, sondern auch seine sehr angenehme materielle Existenz verdanke, und habe von der Consulta sacra zu Rom speciell die Aufgabe erhalten, verwaiste Kinder, denen er auf seinen Reisen begegne, in den Schooß und Schatten der alleinseligmachenden Kirche zu geleiten.

Seine diesjährige, ihm vorgeschriebene Herbstroute sei die Walachei, und da er hier in Erfahrung gebracht, daß fast jede heimwärts kehrende rumänische Zigeunerbande ein geraubtes Kind mit sich führe, so sei er unter Anderem auch dem großen Lager- und Festplatze bei Plaëschti zugeeilt und habe sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht."

Der Name „Klein" wird dem Leser eine der ersten Episoden dieses Romans in's Gedächtniß zurückrufen. Er erinnere sich gütigst jener Fortsetzung des Kapitels: „Ein Kind der Liebe", die wir „Gefallene Würfel" betitelten. Dort sahen wir zwei stattliche, junge Militärs, einen Artillerie-Corporal und dito Feuerwerker aus dem sogenannten kilometrischen Rayon der Festung Weißenburg nach einem der umliegenden Vergnügungsdörfer hinauswandern und bald darauf mit dem Elsässer Monsieur Klein und dessen koketten Ehegesponnst, der beauté du diable Clarissa, in einem zu Hörner aufsetzenden Poussaden sehr geeigneten Gartenlokal zusammentreffen.

Während besagter junger Corporal jener französischen Sirene entrüstet und schnöde den Rücken zukehrte, charmirte sein Kamerad, der Feuerwerker, natürlich desto zärtlicher mit diesem Musterbilde ehelicher Treue. Schien doch sogar Monsieur Klein, der betrogene Ehegalan selbst, an dem förmlichen Hirschgeweihe, das an jenem Abende sein zuhälterisches Haupt krönte, helle Freude zu haben.

In Rede stehendem Corporal, den, wie dem Leser jetzt sicher wieder einfällt, ein vorheriges unerwartetes Wiedersehen „Paul's und Thekla's" so verblüffend in's Gewissen geschlagen war und der sich schließlich als Heribert Hilgard aus der uns bekannten „Villa Arabella" entpuppte, sind wir im Laufe unserer Erzählung öfter, und zwar zuletzt im Keller des Turiner Bäckers Asti, bei Gelegenheit einer geheimen Versammlung der Jünger Mazzini's daselbst, begegnet, nicht so aber seinem einstmaligen Weißenburger Kameraden, dem Clarissa liebetrunkenen Feuerwerker.

Diesen dürfte der Leser ganz aus den Augen verloren haben, so daß wir ihn daran erinnern wollen, daß dieser militärische „Spring in's Feld" aus dem Jahre 1859 Tassilo von Vollrad hieß und also blauen Blutes war.

Um dieselbe Zeit, da Thekla's nunmehriger Gatte, der edelherzige Kaufmann „Paul", seinen reumüthigen Jugendgenossen Heribert, mit reichen Mitteln versehen, sicher zur Flucht nach dem Auslande verhalf, wanderten die Klein'schen, wie früher umständlich berichtet worden, des offenbaren Landesverrathes überführten Eheleute in's Zuchthaus.

Hier nun genas die bis dahin unfruchtbar gewesene Südfranzösin Clarissa nach neun Monaten eines hübschen Knäbleins, das dem verliebten adligen Feuerwerker Tassilo von Vollrad wie aus den Augen geschnitten war, und kein Anderer, als dieser Bastard, ist Violetta's Retter aus Zigeunerhänden, unser junger, französischer Abbé.

Derselbe bewohnte noch im strengsten Incognito die Chambre-garnie des Leibes seiner Mutter, als sein wirklicher Vater, des gleichen Verbrechens, wie der vorgeschobenen, überwiesen, standrechtlich erschossen wurde. Monsieur Klein starb im Gefängniß, ohne den Pseudosohn mit Augen gesehen zu haben, und auch sein sauberes Ehegesponnst erlag später daselbst einer Krankheit, als ihr Kind der Liebe, oder besser, des Leichtsinns, kaum drei Jahre alt war.

Doch kehren wir nach dieser, zur Charakteristik unseres verehrungswürdigen Abbé nothwendig gewesenen Abschweifung zu Violetta's Erzählung zurück.

„Gegenseitiges Mitleid, Majestät, verband Retter und Gerettete je länger, desto mehr, zu aufrichtiger Freundschaft, die freilich bei dem feurigen Temperament des Abbé leicht hätte ausarten können, wenn nicht, als wir in Stambul angekommen, seine Mission zu Ende gewesen wäre. Obgleich ich nämlich das zwölfte Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, so war dennoch mein Körper mit dem Geist zugleich — bei den Amerikanern keine ungewöhnliche Erscheinung und bei meiner, mir vom Schicksal leider nur zu frühzeitig aufgezwungenen Selbst-

ständigkeit doppelt erklärlich — bereits zu jener Fülle jungfräulicher Reize herangereift, deren Inbegriff der Deutsche mit dem Ausdruck „knusperiger Backfisch" nicht ganz unzutreffend bezeichnet.

Mein Retter hätte mir, wie gesagt, gefährlich werden können, wenn ich am goldenen Horn, an seiner Statt, nicht unter die Obhut eines bejahrteren Ordensgeistlichen gestellt worden wäre, dem die weitere Aufgabe zufiel, jene Dutzende von armen Waisen und sonstigen „geretteten" Menschenkindern, welche die Novizen der Gesellschaft Jesu bis dahin in den angrenzenden Provinzen quasi aufgetrieben hatten, gemeinsam nach Rom zu schaffen.

Auf diese Weise aber hatte mein junger Abbé nur noch das Vergnügen, mir die Sehenswürdigkeiten Konstantinopel's, das Miranetthor, den Serapis- und Leanderthurm, die Galata- und Mahomedbrücke, den Atmeidaobelisken, die Sophien-, Dolmabatsche-, Chopan- und Ostaken-Moschee ꝛc. ꝛc. zeigen zu dürfen, um trotz dieser aufopfernden Liebe schließlich mit — mit — —"

„Sagen wir — unbefriedigtem Herzen —" unterbrach hier Victor Emanuel schelmisch lächelnd.

„Mit unbefriedigtem Herzen abzuziehen!" wiederholte Violetta und fuhr dann fort:

„Eines schönen Tages jedoch erschien mir des Abbé Nachfolger weit gefährlicher als Ersterer selbst.

In unserer geistlichen Herberge zu Pera sprach nämlich ein sehr vornehmer, aber trotz seiner hohen Stellung genitalisch doch sehr mangelhafter Beamter des Sultans vor, der uns wie Rekruten musterte und danach

eine gar eifrige Unterredung mit unserem geistlichen Beschützer entrirte.

Diese Unterredung wurde in italienischer Sprache, die mich die Mutter, wie schon erwähnt, gelehrt, geführt, so daß ich im Stande war, den Kern verstehen zu können. Auf diese Weise hörte ich denn zu meinem Entsetzen, daß jener Eunuche mit unserm Pater über einen Kaufpreis unterhandelte, der uns „gerettete" Mädchen, insonderheit aber meine Person betraf, und daß sich dieser Handel nur deshalb zerschlug, weil Freskati, unser Beschützer, erklärte, daß wir für ein solches Lumpengeld, wie man ihm biete, nicht feil seien.

Das Kloster des heiligen Ignatius in Rom bezahle ihm doppelt so viel, fügte er ärgerlich hinzu, und wenn der Sultan in Bezug auf junges Gemüse derart knausere, so möge er sich den Appetit auf Gewächse meiner Vollkommenheit nur vergehen lassen.

Diese Unterredung öffnete mir die Augen in einen neuen Abgrund der Gefahr. Jetzt erst wußte ich, in welche Hände ich gerathen war und was meine Rettung aus Zigeunerelend zu bedeuten hatte.

Ich wollte fliehen, aber wohin und wozu? — Um auf directem Wege dahin zu gelangen, was auf indirectem nicht möglich gewesen war, nämlich in einen türkischen Harem? — —

Anderen Tages erschien besagter Eunuche noch einmal und mit verstärktem Angebot, aber wieder vergeblich, denn noch in der folgenden Nacht dampften wir durch das Marmarameer und die Dardanellenstraße zunächst

nach Athen ab, wo weitere Ladung unseres jüngferlichen Exports wartete.

Die Schilderung dessen, was unserem Sklavenschiff auf der Fahrt von Athen nach Brindisi und uns „Geretteten" selbst dann ferner auf der sich anschließenden Eisenbahntour nach Rom begegnete, erlassen mir Majestät wohl, um endlich zum Schluß zu gelangen und meine Behandlung in Rom etwas eingehender berichten zu können.

In dieser heiligen Stadt endlich angekommen, wurden wir „zwanzig" angehende Jungfrauen — denn auf so viel hatte unser Vestalinnencontingent sich nach und nach angesammelt — zu angeblichem größeren Schutze sofort in das Ignatiuskloster gesteckt*), von wo aus mich selbst eine geistliche Ordonnanz schon am nächstfolgenden Tage zu einem Jesuitenpater, Namens Mariano, berief.

Dieser saubere Herr unterzog mich in seinem Geheimkabinet nicht nur einem scharfen Verhör über alles Mögliche und Unmögliche, das einem jungen Mädchen passiren und zugemuthet werden kann, sondern derselbe unternahm sogar, all meines Sträubens und Zappelns spottend — horribile dictu und sans gêne — eine körperliche Ocularinspection mit mir, dem auf diese Art bis zum Tode geängstigten unschuldigen Täubchen; eine an

---

*) Dessen Untergang wir in dem Kapitel: „Ein geschmorter Teufel" schilderten, das aber zu der Zeit, welche die Erzählerin hier berührt, noch bestand.

Vivisection grenzende Augen- und Handfolter, deren Hauptresultat in der Entdeckung und Eröffnung meines seit den Zigeunertagen sorgsam auf bloßer Brust getragenen Medaillons bestand.

„Diavoletto, Signorina!“ unterbrach hier der König wieder. „Veramente, me ne dispiace assai!“

„In der That, Majestät, diese Leibesvisitation, sie war der fürchterlichste Augenblick in meinem jungen Leben, und ich schaudere noch heute, wenn ich an den um mich herum girrenden Täuberich von Pater denke, welcher eine solche Inspection vorzunehmen wagte.

Doch der Inhalt des Dokumentes, das meine goldene Kapsel unterm Busentuche in sich schloß, schien seine sinnliche Begierde auf einmal zu ersticken.

Er erlaubte mir, mich wieder ankleiden zu dürfen und sagte nach längerem Nachdenken mit noch immer funkelnden Augen: „Jenes Papier, das Du da bei Dir trägst, gehört eigentlich, wie Alles, was Du an Leib, Leben und Eigenthum bisher besessen, der Gesellschaft Jesu, in deren Schooß Du zum Heil Deiner Seele gerettet worden, doch lasse ich Dir das Medaillon mit seinem Inhalt unter folgenden Bedingungen:

„Mein Confrater Anselmo in Turin gebraucht eine junge und hübsche, aber auch zuverlässige Propagandistin für unsere heilige Sache; ein Mädchen, das Tick und Schick genug hat, die ihm zugewiesene Doppelrolle eines Lockvogels für gute wie schlechte Elemente mit Bravour zu spielen. Unser Orden hat sich nämlich veranlaßt gesehen, unter Anderem auch in Turin, und zwar in dem

verrufensten Viertel dieser piemontesischen Kapitale, eine Officin zu errichten, der in erster Linie die Aufgabe zufällt, all den gesellschaftlich zweideutigen, ja gefährlichen Streitern für Altar und Thron, welche aus Italien's Osten und Süden, aus den Abruzzen, aus Apulien und Calabrien zu unseren Fahnen eilen, einen heimlichen, aber festen Sammelpunkt zu geben, von welchem die Directive gegen die Carbonari und Neuroyalisten aller Arten und Grade, den Norden unserer Halbinsel betreffend, ihren Ursprung nimmt.

Die Gesellschaft Jesu nun hat sich diesen Ausgangs- und Brennpunkt, diese Filiale ihrer nordischen Interessen unter der kundigen Leitung Pater Anselmo's in der Osteria della gazza ladra zu Turin geschaffen. Diese unscheinbare, ja verrufene diebische Elster birgt in ihrer oberen Etage Personalakten und geheime Dokumente von ganz unschätzbarem Werthe, während unten zwar sehr verwegene, aber auch um so gefügigere Gesellen Meister Anselmo's ihr Wesen treiben.

Letztere durch Deine Reize zu fesseln und zusammen zu halten, damit es Anselmo nicht an tüchtigen Exekutivbeamten gebricht, ist, Violetta, Deine nächste Aufgabe, welche freilich nicht ausschließt, daß Du auch dann und wann einen reichen oder vornehmen, neuroyalistisch oder mazzinistisch angehauchten Gimpel in Deine Netze lockst.

Dieser Posten ist keineswegs leicht, ist namentlich in Betreff der Sittlichkeit kein rocher de bronze. Da ich jedoch gerade betreffs dieses Punktes Deine Tugend, und zwar in eigener Person, geprüft und probat befunden

habe, so schweigen alle weiteren Bedenken um so mehr, als Dir in dem Osterienwirth Filippo Martino — den man Addomine, das heißt Schmerbauch, nennt und welchen Du, der gesellschaftlichen Form halber, fortan als Onkel betrachten wirst — ein Beschützer zur Seite stehen soll, dem Gott zwei kräftige Fäuste nicht umsonst verlieh.

Also Violetta, Du hast die Wahl: Entweder Du nimmst besagten Vertrauensposten, in majorem Dei gloriam, an und sicherst Dir damit den Weiterbesitz Deines Medaillons nebst dem Alleingenuß all der Rechte und Vortheile, welche ganz unzweifelhaft an seinem Inhalt haften, oder aber, Du begehrst den Klosterschleier, bleibst zeitlebens arm, wie eine Kirchenmaus, und kommst lebendig aus den Mauern unseres Ordenshauses nicht heraus!"

„Corpo di Bacco!“ sprang hier der König auf und trat, sein Angesicht von der Erzählerin abwendend, an ein Seitenfenster seines Cabinets. „Veramente!“ flüsterte er weiter, „die Pfaffenfalle ward für mich gestellt! — Nur um mich auf's Aeußerste zu compromittiren, brachte man das Mädchen nach Turin und in die verrufenste Osterie meiner Residenz! Nur um mir neue Verlegenheiten zu schaffen und mich persönlich in ihre Gewalt zu bekommen, ließen die Schurken von Jesuiten Violetta im Besitz ihres Dokuments! — — Noch eine Frage, Signorina", wandte sich Victor Emanuel sodann wieder laut an die Erzählerin zurück: „Sprich, Mädchen, weshalb machtest Du die Forderung Deiner Mutter an den Grafen Moncalieri, resp. an die Bank von Turin nicht eher geltend?"

„Weil Pater Anselmo angeblich den rechten Zeitpunkt bisher noch nicht für gekommen erachtete, in Wahrheit aber wohl, um mich noch länger bei seinem schändlichen Gewerbe festzuhalten!“ antwortete Violetta.

„Beides, beides!“ seufzte, wieder halb abgewandt, der König, „der heutige Tag ist in der That gut ausgewählt!“

„Nun der Schurke todt, habe ich natürlich das Nachsehen, wenn Eure Majestät, wie allergnädigst mir verheißen, meine Rechte nicht selber nachdrücklichst unterstützen!“ fuhr Violetta in klagendem Tone fort.

„Gott sei Dank, daß er todt ist, und wohl dem Manne, der ihn gerichtet hat! Kein Haar soll ihm gekrümmt werden, Violetta! — Du aber, ich wiederhole es Dir als eines Königs Wort, wirst Dein Geld schon Morgen ausgezahlt erhalten! Ich preise Gottes Gnade, die mir's vergönnt, die so lange gestundete Schuld eines alten Freundes endlich begleichen zu können! Ich schätze mich unendlich glücklich, wenigstens einen kleinen Theil jenes Unrechts, das Miß Lucy Brandon einstmals widerfuhr, auf diese Art sühnen zu dürfen. In meines verstorbenen Freundes Namen, der reuig oft an Deine Mutter dachte, laß mich Dich umarmen, Violetta! An seiner Statt betrachte mich fortan als Deinen Vater, der zärtlich für Dich sorgt und Dich beschützt; ja, der Dich liebt, just wie sein eigenes Kind!“

Also der Re galantuomo zu seiner natürlichen Tochter am Tage des Turiner Aufstandes.

Wieder sank Violetta, von Rührung und Dankbarkeit überwältigt, dem, den sie nicht kannte, demüthig zu Füßen, und wieder hob sie Victor Emanuel, mit Selbstüberwindung und seiner königlichen Würde eingedenk, vom Boden seines Cabinets auf. Jetzt aber drückte er einen innigen Kuß auf ihre jungfräuliche Stirne, und dieser Kuß war Balsam für das Weh des abgelaufenen trüben Tages.

Tolle Eifersucht.

Wir bitten den Leser nunmehr, uns aus dem Palazzo reale zu Turin in das schon öfter erwähnte und eben daselbst gelegene Hôtel d'Europe begleiten zu wollen.

Dort fanden wir den mazzinistischen Propagandisten Heribert Hilgard eingenistet und dorthin hatte, wie früher umständlich berichtet worden, die durch den Madagassen Jankal tödtlich verwundete und bald darauf in Violetta's Armen gestorbene schöne Lausitzerin Marianne ihren uns bekannten Warnungs- und Reuebrief gerichtet.

Heribert war von dem, durch Violetta überbrachten letzten Vermächtniß seiner Geliebten tief erschüttert und nahe daran gewesen, sich ein Leides anzuthun, hätte nicht gerade das Geständniß der entschlafenen Renegatin ihn von einem solchen Schritte zurückgehalten und auf's Neue an seine, dem Geheimbunde der Carbonari geschworene Eide und Pflichten erinnert.

Den Verrath Mariannens wieder gut zu machen, erhielt er sich am Leben und wurde ein nun doppelt eifriger Mazzinist, der es als seine erste Aufgabe betrachtete, die Doppelgefahr, welche seinen Bundesgenossen

von Seiten Victor Emanuel's wie aus den Kreisen der Jesuiten drohte, von ihren Häuptern — und zwar die Versammlungen im Keller des Bäckers Asti besonders betreffend — so geschickt als möglich abzuwenden.

Von Pater Anselmo und der diebischen Elster hatte seine Partei freilich nichts mehr zu befürchten, desto schärfer jedoch paßten Paolini und seine Schergen den rothen Brüdern auf der Strada di Giovanni von jetzt ab auf die Finger.

Aber auch nachdem das Mazzinistennest beim Bäcker Asti als solches längst leer geworden war, ließ Victor Emanuel diesen seinen rothen Feinden, weil er keine besseren gegen die schwarzen wußte, einen gewissen Spielraum, und so kam es, daß das Hôtel d'Europe zu Turin, je länger, desto mehr, der Tummelplatz für Heribert und seine Leute wurde.

Dieser Aermste! — Er ahnte nicht, daß die dem Könige und seinem Geheimagenten Paolini seit dem Abende des Aufruhrtages mit Leib und Seele ergebene Violetta für ihn eine Art Leimruthe werden sollte, an welcher ein lockerer Zeisig, oder besser, Rothschwanz seines Kalibers schließlich zu Grunde gehen mußte; ihm schwante, da Violetta ihm Mariannens Testament überbrachte, noch weniger, daß seine tiefe Neigung zu der Entschlafenen sich allmählich auf deren Freundin Violetta übertragen und auf diese Weise zu einer Schlinge werden könnte, die ihn schließlich erdrosselte.

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß Männer, welche der Parteileidenschaft fröhnen, die Liebe eines

Weibes am allerwenigsten zu entbehren vermögen. Je öder sich nämlich ihr Herz durch den stetigen Kampf um abstracte Dinge und leere Theorien gestaltet, desto mehr sehnt es sich nach concreteren Anschlüssen, nach dem Busen einer Geliebten.

Für die Wahrheit dieses Satzes ließen sich tausend Beispiele aus der Geschichte aller Zeiten anführen, doch wir verzichten auf historische Belege, da die Poesie, nach Aristoteles, viel wahrer als die Wirklichkeit ist und die Seelenverfassung des Mazzinisten Heribert Hilgard unseren Zwecken genügende Beweise liefert.

Ein paar Wochen fand er sich in die ihm vom Schicksal so jäh entzogene Daseinsergänzung, das will sagen in den Verlust seiner schönen Marianne, dann aber erging es seinem liebebedürftigen Herzen wie dem seligen Stammvater Noah auf dem Berge Arrarat: Er fing an zu sondiren, ob die Sündfluth seines Schmerzes sich noch nicht verlaufen habe; ob noch nicht neues Hoffnungsland genug aus der Thränenfluth hervorrage, ein zweites Liebesverhältniß darauf zu begründen.

Zwar kehrte der früheste, noch tiefschwarze, weil trauerbeflorte Bote Heribert's wie Noah's Rabe völlig aussichtslos zurück, und auch die erste Taube, die nach trockenem Boden spähen sollte, fand noch keinen Baum, darauf ihr Fuß ruhen konnte, aber schon die zweite Taube brachte ein trostreiches Zeichen des Friedens und der Freude.

Alle Vergleiche hinken und gepreßte Exempel doppelt und dreifach. Heribert's Taube mit dem Oelblatt war

Violetta mit dem Brief Mariannens. Beides, Botin und Schreiben wirkten in der Folge auf des jungen Mazzinisten Seele, wie der bekannte Ruf: „Der König ist todt; es lebe der König!" auf ein Land und seine Bevölkerung.

Schon am Grabe pflanzt der Trauernde die Hoffnung auf oder, wie Schiller sagt: „Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

Glücklicher Weise selbst aus den Ruinen eines gebrochenen Menschenherzens; aus tiefem Leid über verlorene, begrabene Liebe, und aus diesem Menschen- und Seelenweh oft am leichtesten und schnellsten.

Neue Liebe, neues Leben,
Welch ein selig Wonnemeer!
Herz, mein Herz, o laß dein Leben,
Ach die Sehnsucht stirbt so schwer!

Genau so erging es Heribert Hilgard, dem ehemaligen Weißenburger Artillerie-Corporal. Kaum drei Monate waren vergangen, da hatte er seine Marianne fast vergessen und sich dermaßen in ihre Testaments-Ueberbringerin verliebt, daß er keinen Tag verstreichen lassen konnte, ohne dieselbe wenigstens aus der Ferne gesehen zu haben.

Wir setzen vorstehende Worte gesperrt, weil wir dieselben betont wissen möchten. Daß nämlich Violetta seit Eröffnung ihrer intimen Beziehungen zu dem hohen, angeblichen Freunde ihres Vaters und seit Antritt ihrer reichen Erbschaft aus des Letzteren vermeintlicher Hinter-

lassenschaft mit einem Schlage, was man so nennt, eine vornehme Person geworden war, der so wenig das Publikum aus der diebischen Elster als aus dem Keller des Bäckers Asti ferner goutirte, dürfte der Leser nach dem, wie's in der Welt und namentlich bei heirathsfähigen Mädchen hergeht, begreiflich finden.

Mehr als ehemals mied Violetta seit jenem Glückstage beim Könige zweideutigen und niederen Umgang nach dem Worte:

„Hab' es lang getragen,
Trag' es länger nicht",

und schloß sich, weniger aus Hochmuth, denn aus anderen, edleren Motiven, von Tag zu Tage enger an Simone Moretto, den uns bekannten Richter, und dessen Familie an.

Nicht allein nämlich, daß der König jenen wackeren Neuroyalisten zu sich beschieden und für sein Verhalten während des Turiner Aufstandes öffentlich ausgezeichnet, sondern, fast noch angenehmer berührt durch die Kunde von den bisherigen Beziehungen seiner natürlichen Tochter zu besagtem Giudice, hatte Victor Emanuel den letzteren in jüngster Audienz sogar beauftragt, die Violetta fortan als Pflegetochter zu betrachten und seines königlichen Dankes dafür gewiß zu sein.

Eines weiblichen und wirthschaftlichen Beistandes, der gleich einer eigenen Tochter in seinem Hause schaltete und waltete, war der kinderlose Moretto schon ohnehin dringend benöthigt gewesen, seit Il Vieco, der Schielende — traurigen Angedenkens — ihn so schwer im Rücken verwundet hatte, und seine Frau Ginevra noch schwerer

an den Folgen jener Aufregungen darnieder lag, welche ihre durch den Schurken Zerbinotto in's Werk gesetzte Entführung nach dem geistlichen Generalstabe der diebischen Elster unausbleiblich hervorrufen mußte.

Auf diese Weise hatte die, nach Verlassen der Gazza ladra thatsächlich obdachlose Violetta im Hause der von ihr geretteten Leute selbst ein Unterkommen gefunden, wie es beiden Theilen erwünscht und zuträglich schien.

Violetta liebte den Richter und seine Gattin, wie der Leser sich erinnern wird, schon lange vor den oben erwähnten Katastrophen, und eben diese von jedem Eigennutz freie Wahlverwandtschaft sollte am Krankenbette Moretto's und Ginevra's die schönsten Blüthen jungfräulicher Hingebung treiben.

Alles das wäre ja auch recht gut und schön gewesen, und „holder Friede, süße Eintracht" hätten Moretto's Familienheim, trotz Heribert's wachsender Neigung zu Violetta sicher, je länger, desto mehr, gekrönt, wenn nicht das Unglück es gewollt gehabt, daß ein zweiter, noch mächtigerer Dämon der Leidenschaft seine Hand nach jenem Tempel eines so zu sagen neu begründeten Familienglückes ausstrecken durfte.

Gestehen wir es kurz: Violetta, Moretto's nunmehrige Pflegebefohlene, hatte das Pech, wie früher von Il Vieco und Zerbinotto, so jetzt von Heribert und — Jankal, dem braunen Madagassen, zugleich als Weib begehrt zu werden, und diese neue Nebenbuhlerschaft gestaltete sich selbstverständlich zu einer neuen Quelle schwerer Kämpfe.

Jankal, der Sohn der Wildniß, ein Liebhaber Violetta's! — Wem fiele bei dieser Zusammenstellung nicht unwillkürlich Othello, der Mohr von Venedig und seine bekannte Eifersuchtstragödie ein!

Und, in der That, entzündete sich des braunen Madagassen Liebe zu dem schönen Mädchen, das ihm Freiheit und Leben zurückgegeben, in eben der unbeugsamen Leidenschaftlichkeit, mit welcher Othello, der Mohr, seine Desdemona anbetet und schließlich, im Glauben an ihre Untreue, erwürgt.

Violetta, in deren Herzen auch, wie in Desdemona's Seele, feurige Gegenliebe zu einem Sohne der Wildniß zu keimen begann, wäre in Folge dessen auf ein Haar demselben tragischen Schicksale, wie genannte Tochter des venetianischen Senators Brabantio verfallen gewesen, hätte nicht Moretto's väterliche Neigung sie noch im rechten Augenblick gerettet.

Wie Jago, der intrigante Rivale Othello's, hätte Heribert Hilgard nach dem Fenster des Pflegevaters der Violetta hinauf rufen können: „Soeben kost ein alter, schwarzer Bock mit eurem weißen Lamm! Steht auf, erweckt die Schnarcher mit dem Ton der Glocke, sonst macht der Teufel euch zum Großpapa! — Wollt ihr eure Tochter einem Berberhengste überlassen? Sollen eure Enkel euch anwiehern? Wollt ihr Rappen zu Vettern und Zelter zu Basen und Nichten haben? — Steht auf! denn ich bin Einer, der euch zu sagen kommt, daß eure Tochter uud der Mohr soeben im Begriffe sind, das Thier mit dem doppelten Rücken zu machen!"

Hätte nicht Moretto seinem erprobten Diener Jankal unter diesen Umständen begegnen müssen, wie Brabantio dem Mohren von Venedig:

„Ruchloser Dieb, wo bargst du meine Tochter? — Verdammter Schurke, du hast sie verzaubert: denn, alles, was Verstand hat, fordere ich auf, ob, wenn nicht eine Zauberei im Spiel, ein Mädchen, das so glücklich, zart und schön, so abgeneigt der Ehe, daß sie floh die krausgelockten Werber ihres Volkes — ob sie, den allgemeinen Spott verachtend, vom Haus des Vaters in den rußigen Arm solch eines Kerls wie du, zum Schrecken nur gemacht und nicht zur Wonne, über Kopf sich stürzt? — Die Welt soll richten, ob's nicht offenbar, daß du mit Zaubereien sie bethört; ihr zartes Alter durch Getränke und durch Pulver, die Lüste wecken, arg berückt! — Nie, nie kann sich Natur, wo sie nicht künstlich schwach gemacht, gedankenlos und blind, so weit verirren!“

Selbst Jankal's Vertheidigung, wenn wir eine solche von ihm forderten, könnte kaum anders lauten, als jenes Shakespearewort, das Othello, die Genesis seiner Liebe berichtend, den über ihn zu Gericht sitzenden Senatoren Venedig's zuruft:

„Man lobte meine Treue, lud mich ein und frug nach der Geschichte meines Lebens, den Schlachten, Abenteuern all, die ich von Jahr zu Jahr bestand. Ich lief sie durch von meiner Knabenzeit, bis zu dem Augenblick, wo ich erzähle.

Und siehe da, ich sprach von meiner Lebenssterne Ungunstschein, von rührendem Geschick zu Land und

Meer! — Wie ich nur um ein Haar dem Tod entrann und oft gefangen von dem stolzen Feind in Sklaverei gerieth und los dann kam und was auf meinen Reisen ich erlebt: Wobei von grausen Höhlen, todten Wüsten, von Felsenklippen, himmelhohen Bergen die Rede war, der Wirklichkeit getreu; von Kannibalen, die einander fressen, von Wundermenschen, die ihre Köpfe unter'm Arm tragen, und was dergleichen tolle Dinge mehr.

Aufmerksam hörte Desdemona zu. Rief sie ein Hausgeschäft mitunter ab, so ward's von ihr mit größter Hast beseitigt. Dann kam sie wieder und mit gier'gem Ohr verschlang sie meine Rede.

Dies bemerkend, nahm ich die Stunde wahr und gab ihr Anlaß, daß sie einmal aus ernster Brust mich bat, ihr meinen ganzen Pilgerlauf zu schildern. Ich gewährte selbstverständlich gern auch das und lockte dabei manchen Thränenstrom aus ihren Augen, zumal wenn ich vom Trauerschicksal meiner Jugend sprach.

Als ich zu Ende, gab sie mir zum Lohne fast eine Welt von Seufzern! Sie wünschte ungehört, was sie vernommen und begehrte doch, daß ihr ein Mann bestimmt sei, dessen Leben meinem gleich. Mit einem Wort: sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand; ich liebte sie, weil sie mir Mitleid schenkte! Das ist allein der Zauber, den ich brauchte!"

Bei Jankal kam noch das Gefühl der Dankbarkeit für seine Lebensrettung hinzu, während Violetta, ihrerseits, den Madagassen schon wegen seiner wahrhaft strotzenden Körperkraft, mehr aber noch auf Grund jenes

unwiderstehlichen Reizes liebte, den, was bei Desdemona die Hauptursache ihrer Liebe zu Othello war, fremde Haut- und Rassenfarbe gleich buntem Soldatenzeug gerade bei Damen unseres europäischen Continents in fast erschreckender Weise ausübt.

In wie weit diese Liebe Jankal's zu Violetta und vice versa — à la Othello und Desdemona — zu praktischer Verwerthung gelangte, haben wir nicht in Erfahrung bringen können, dürfen jedoch aus dem, was der Leser am Schlusse dieses Kapitels erfahren wird, die Folgerung ziehen, daß Beider feuriges Temperament, eben der Hindernisse wegen, die Heribert Hilgard mit satanischer Bosheit fortwährend in jene Arena der Liebe zu schleudern wußte, über gewisse Präliminarien nicht hinauskam.

Genannter Mazzinist, der, wie gesagt, die Violetta, seit sie ihn im Hôtel d'Europe aufgesucht, auf Schritt und Tritt verfolgte, hatte mit der allen Liebenden eigenen Spürkraft von Jankal's Neigung zu seiner, Heribert's Angebeteten bald Witterung bekommen und sann natürlich von dem Augenblicke an, wo diese furchtbare Entdeckung seine Seele erstarren machte, auf glühende Rache gegen den von Violetta begünstigten Nebenbuhler.

Daß ihn die Angebetete nicht wieder liebte und höchstens die wenigen Male, wo er mit ihr zusammen getroffen, kokettirt hatte, darüber war sich Heribert vollständig klar. Aber gerade diese Erkenntniß vermehrte seinen Haß wider Jankal, und der Gedanke, ja die Thatsache, sich von einem in Herrendiensten stehenden Sohne

der Wildniß überflügelt zu sehen, stachelte seine Eifersucht oder vielmehr den von letzterer unzertrennlichen Rachegeist zu ungeahnter Berserkerwuth.

Und genau so erging es Jankal. Von der Minute an, wo derselbe dahinter gekommen war, daß Heribert ebenfalls seine Augen auf Violetta geworfen und täglich, wie ein Marder am Taubenschlage, um seines Herrn und dessen Pflegetochter Haus strich, geberdete er sich wie ein Rasender in seiner Gummizelle.

Othello, der eifersüchtige Mohr, als er das Taschentuch erblickt, das, seinen Geist verblendend, die geliebte Desdemona augenscheinlich zu einer Metze stempelt, erscheint uns noch ein Waisenknabe im Vergleich mit Jankal. Dieser wird zum Behemoth und Leviathan des Bibelbuches Hiob: seine Nüstern blähen sich, sein Athem faucht — — o Rache, süße, höllische Rache!

Und an Gelegenheit, den gegenseitigen Höllenhaß zu stillen, sollte es nicht fehlen. Kaum ein halbes Jahr war verstrichen, da begegneten sich die beiden Rivalen wie zwei durch Knoblauchsgeruch wild gemachte Pfingstochsen, die um das Supremat der Gemeindebullenschaft auf Tod und Leben kämpfen.

Es war an einem überheißen Augusttage, wo selbst der Norditaliener das Heil der Kühlung entweder in einem Kellergeschoß oder aber im Wasser sucht. Item, auch über Piemont's schöner Hauptstadt Turin lagerte die Gluth eines Sirocco und die Wellen des Po luden zu erquickendem Bade.

Den verliebten Heribert hatte es an diesem Tage gelüstet, weit über die letzte Badeanstalt hinaus zu schwimmen und seine üppigen Glieder durch Taucherkunststücke, um die ihn diesmal nur die Fische des Stromes beneiden sollten, einmal ordentlich auszurecken.

Das Schicksal wollte leider, daß der noch viel liebelüsterne Jankal an gleichem Orte auf denselben Sport verfiel. Kaum aber hatte der bereits im bloßen Hemd am Ufer flanirende Madagasse den todverhaßten Nebenbuhler im Wasser bemerkt, als er genannten leichten Sommerpaletot mit einem einzigen Ruck buchstäblich vom Leibe riß und sich kopfüber in den Po auf Heribert losstürzte.

Jetzt begann ein furchtbares Ringen im nassen Element. Die Kühle des Stromes verminderte keineswegs die Hitze des Kampfes. Im Gegentheile, wie zwei Hyänen des Meeres, wie zahngewappnete Haie, gingen die Rivalen, wuthschnaubend, auf einander los.

Aber, merkwürdig, sie trachteten nicht einander unter das Wasser zu zwingen und fielen sich zu diesem Zweck nicht in die Haare, sondern nur zwei rothe Lappen — ihre Badehosen — sah man nach wenigen Sekunden auf den Wellen schaukeln.

Und diese rothen Fetzen, welche bekanntlich selbst Stiere zu neuer Mordlust reizen, gaben das Signal zum zweiten, noch erbitterteren Wasserwaffengange.

Gott im Himmel allein weiß, was zwei wuthschnaubende Menschenkinder da unten im Strome beginnen, um welchen Preis sie mit den Händen ringen!

Mit einem Male, nach entsetzlichem, markerschütterndem Schrei aus jedes Ringendem Munde, röthet sich das Wasser des Kampfplatzes, und es ist etwas geschehen, das sich die Feder sträubt, mit Namen aufzuzeichnen und darum nur angedeutet werden soll.

Das schon im vorigen Kapitel gebrauchte türkische Wort „Eunuche" lüftet den Schleier jenes Frevels, den Jankal und Heribert in blinder Wuth einander zufügten. Tolle Eifersucht, die wilden Eifers sucht, was Leiden schafft, bereicherte das Genus der „Walachen" um zwei Exemplare, denen die Etymologie jenes Ausdrucks, soweit dieselbe auf kastrirten Hengsten basirt, keinerlei Schwierigkeiten bereitete.

Weder Jankal noch Heribert war ferner im Stande, irgend ein Mädchen glücklich zu machen, und darum suchten Beide im dritten Waffengange den Tod. Im nächsten Augenblick rollten beide Kämpfer fest umschlungen in den Wellen und drehten sich wie zwei Schlangen vier, fünf Mal um sich selbst, die Gesichter dicht aufeinander gepreßt, die Augen in einander gebohrt; dann wurde es plötzlich still, die Wasser fuhren herauf, sie fuhren hernieder, die Wellen aber brachten Keinen wieder.

Violetta aber, die sich bald zu trösten wußte, bekam trotzdem noch einen Gemahl. In dem Maße nämlich, als sich Moretto's Gesundheitszustand besserte, verschlechterte sich der seiner Frau, und ehe der Winter in's Land kam, trug man Ginevra zur ewigen Ruhe hinaus.

Was Wunder, daß sich der brave Richter selbst nach abgelaufenem Trauerjahr an seine Lebensretterin, Violetta machte, zumal sein König diese Verbindung wünschte.

Im Lande der Citronen heirathet sich's schneller und leichter als bei uns, ihr armen, deutschen Jungfrauen, die ihr vielleicht schon lange um betrogene oder vergeblich ersehnte Liebe weint. Darum fort aus Deutschland:

„Gen Italien, Gen Italien,
Dort blüh'n eure Kapitalien!"

In der Pyrmonter Dunsthöhle.

Es dürfte an der Zeit sein, unsere Aufmerksamkeit nun einmal wieder jener abenteuerlichen Dame zuzuwenden, welcher der Leser zuerst in dem Kapitel „Judith und Holofernes“ unter dem stolzen Pseudonym einer Fürstin von Bentivoglio begegnete.

Im Schlosse zu Compiègne, wie man sich jetzt erinnern wird, tauchte diese schöne Italienerin als Emissärin Mazzini's zum ersten Male auf und entfaltete namentlich in der kaiserlichen Hofoper daselbst ihre Circentalente derartig, daß Louis Napoleon's mit Recht eifersüchtige Eugenie Feuer und Flammen spie.

Schon in dem hiermit angedeuteten zweiten Halbbande unseres Romans gaben wir einen kurzen Abriß des höchst romantischen Lebens besagter „Venus auf Reisen“, und aus diesem curriculum vitae fällt dem Leser vielleicht wieder ein, daß die in Rede stehende Wittwe „Camilla“, wie wir sie, der Kürze wegen, bei ihrem Vornamen nennen wollen, die Jugendgeliebte des bekannten Bombenattentäters Felix Orsini war.

Als dieser letztbezeichnete Todfeind Napoleon's III. am 13. März 1858 seine Frevelthat mit dem Leben büßen mußte, hatte Camilla, wie dem Leser jetzt ebenfalls wieder gegenwärtig sein dürfte, bereits die Bekanntschaft Mazzini's in London gemacht, der eben zur Rettung Orsini's von ihr, der verwittweten jungen Prinzipessa, wenn auch vergeblich, aufgesucht und angefleht worden war.

In dem „Ein Blick in allerlei Räderwerk" betitelten ersten Kapitel unseres zweiten Hauptbandes sahen wir dieselbe Camilla dann in den elyseischen Feldern der kosmopolitischen Seinekapitale Paris wieder. Kein Geringerer, als der Franzosenkaiser selbst war der Gimpel, den sie fünf Jahre nach dem Orsiniattentat, und zwar am Todestage ihres einstigen Geliebten, vermöge ihrer Reize und Verstellungskünste aus „purer Rache" auf den Leim, das heißt in ihre, Allee d'Antin Nr. Fünf gelegene kokette Villa zu locken wußte.

Wie es in Glasbrenner's „Reinecke Fuchs" von einem verliebten Hôtelschlauberger heißt:

„Er schlich mit seinem Sch— sich
Nach Nummro Siebenzwanzig",

so entstieg damals, nämlich am 13. März 1863, Abends gegen zwölf Uhr, ein ältlicher Mann mit tief in die Stirn gedrücktem Kalabreser dem einfachen Coupé, das, mit zwei dampfenden Pferden bespannt, vor der genannten „Villa Camilla" hielt. Der in die Höhe geschlagene Rockkragen, sagten wir damals, ließ von seinem Gesichte nichts, als eine starke Nase und einen dicken, graumelirten Schnurrbart erkennen, und die das Boudoir

ihrer Herrin bewachende Zofe flüsterte leise: „L'empereur", während die schöne Gastgeberin noch im Innern ihrer Villa, vor dem Bilde Orsini's, des einstigen Geliebten, stand und, die Hände wie flehend zu ihm aufhebend, halb verzweifelt rief: „O Vaterland, was ich dir heute als Weihegeschenk zu Füßen lege, ist kostbarer als mein Blut!"

Später, nämlich in den beiden Kapiteln „Sirenen der Politik" und „Rouge et Noir" des dritten Hauptbandes unseres „Kreuzes von Savoyen", begegneten wir der inzwischen zu einer wüthenden Mazzinistin umgeschlagenen Fürstin Camilla dann zum dritten und letzten Male und zwar bei dem Bäcker Asti zu Turin, der, wie der Leser sich gleichfalls deutlich erinnern wird, in der Strada di Giovanni daselbst längere Zeit sein Haus für die geheimen Versammlungen der Mazzinisten des italischen Nordens offen hielt.

Neben Marquis de Résancourt, Signore Masati, Menotti Garibaldi, Heribert Hilgard und anderen namhaften Verschwörern, lernten wir in einer der dortigen Kellerversammlungen auch einen gewissen „Ormelli" kennen, der damals als persönlicher männlicher Beistand der Fürstin Camilla fungirte und als solcher eine nicht unbedeutende politische Rolle spielte.

Als jene Geheimversammlungen dann später in Folge des früher erwähnten Verrathes der bekannten schönen Lausitzerin Marianne und Asti's selbst polizeilich inhibirt wurden, machte sich Signore Ormelli vollends zum Ritter Camilla's und geleitete dieselbe in ein altes, still ab-

gelegenes deutsches Bad, das ihr von Freunden und Aerzten theils ihrer Gesundheit wegen, mehr aber noch größerer Sicherheit halber dringend angerathen worden war.

Möglich aber auch, daß Ormelli der Erste gewesen, der zu einer Reise nach Deutschland gerathen hatte, denn diesem war, seit er an jenem Abende in Asti's Keller, wo unter dem Zeichen der Cypresse über Napoleon's Geheimvertrag von 1860 mit Victor Emanuel berathen wurde, die unangenehme Entdeckung gemacht hatte, daß Heribert Hilgard sein leiblicher Sohn sei, der Boden Italien's in der That zu heiß geworden.

Der Leser erinnert sich gewiß auch noch jenes liebenswürdigen Husaren-Rittmeisters aus „Ein Kind der Liebe", der die junge Hofräthin Arabella Hilgard für all die Zurücksetzungen und Vernachlässigungen ihres alternden Gatten, des griesgrämigen Medicinalrathes Hilgard reichlich zu entschädigen wußte. Dieser flotte Husaren-Rittmeister ging später, eines Dienstvergehens halber, unter dem Namen Signore Ormelli nach Italien, und er, kein Anderer, war der wirkliche Vater Heribert Hilgard's.

Um die Zeit aber, da sich jener Pseudo-Italiener mit der Fürstin Camilla nach dem ebenso still als reizend gelegenen „Frauenbade" Pyrmont im Fürstenthum Waldeck aufmachte, lebte Heribert, sein natürlicher Sohn, noch nicht in Feindschaft mit dem Madagassen Jankal. Der Einzige, den jenes Kind der Liebe damals wüthend und persönlich haßte, war sein muthmaßlicher Erzeuger Ormelli, der ihn durch die erfolgte eigene Kundgebung seiner Vaterschaft tödtlich beleidigt zu haben schien.

Und wie Heribert den Ormelli, so haßte damals Napoleon III. die Fürstin Bentivoglio, nachdem er sich, ein Holofernes, von jener falschen Judith betrogen und verrathen wußte. Grund genug also, daß Camilla und Ormelli sich zusammen thaten und Italien sammt Frankreich fortan wie die Pest flohen.

Was die Fürstin Camilla und ihre plötzliche Räumung Italien's betrifft, so kamen noch besondere Motive hinzu. Seit nämlich die italienische Regierung im Frühjahre 1866 das über Mazzini verhängte Todesurtheil aufgehoben hatte und letztbezeichneter Revolutionschef in Folge dessen nach seinem Heimathlande zurückgekehrt war, erschien obengenannter Emissärin das von Mazzini selbst — und zwar in London, wie Leser sich erinnern wird — empfangene Mandat nicht mehr in dem Grade wichtig, daß sie darüber noch ferner ihr Leben auf's Spiel setzen sollte.

Camilla fühlte sich gewissermaßen in ihrer Eitelkeit gekränkt, als sie die Zügel des extremen Carbonarismus, die sie, was Norditalien anbelangte, bis dato thatsächlich in ihren Händen gehalten, nunmehr in diejenigen des Meisters zurücklegen mußte, und dieser Umstand war mit ein gewichtiger Grund, daß sie Italien — für immer den Rücken zuwandte.

Für immer, wiederholen und betonen wir, obgleich besagte Fürstin selbst keine Ahnung davon hatte, daß auch ihre Tage bereits gezählt waren und daß gerade das ihr fast fremde Deutschland sich rühmen sollte, eine Schönheit und Geist strahlende politische Intrigantin ersten Ranges gleichsam über Nacht verschlungen zu haben,

wie weiland Rom seinen Markus Curtius jählings im eigenen Schooße begrub.

Wie schon vorhin angedeutet, geleitete der frühere deutsche Husaren-Rittmeister und jetzige Signore Ormelli die durch Napoleon III. seit bewußtem Rencontre in den elyseischen Feldern, verschiedener Dokumente halber, die sie ihm im Sinnenrausche und Schlafe zu eskamotiren gewußt, wie eine gemeine Verbrecherin verfolgte Fürstin Camilla nach dem ebenso alten als abgelegenen Waldeckschen Badeorte Pyrmont, mit welchem letzteren wir uns, der hier sich abspielenden Katastrophe wegen, ein wenig näher bekannt machen müssen.

Wie viele Touristen kennen die Schweiz, die Rheinthäler, den Schwarzwald, den Odenwald, Thüringen, den Harz, das Riesengebirge, ja sogar die Karpathen, und wie wenige dagegen das nicht minder romantische Bergland des Weserstromes, die eigentliche Wiege der ersten deutschen Großthaten gegen Roma's alte weltliche und geistliche Gewalt.

Wer sich eine möglichst deutliche und der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung von dem Wesen und den Sitten unserer Urvorfahren, der alten Germanen, verschaffen will, der muß nach jenen nordwestlichen Ausläufern des großen hercynischen Gebirgswalles wandern, dessen ursprüngliche kulturelle Eigenart der römische Schriftsteller Tacitus in seiner berühmten „Germania" fast ausschließlich im Auge hat.

Neuerdings haben bedeutende archäologische Forschungen die Angaben und Schilderungen des Tacitus

nicht nur bestätigt, sondern außerdem noch so viel bis dahin völlig unbekannte und hochinteressante Beziehungen jenes historischen Bodens zu den alten Deutschen an's Licht gefördert, daß es geradezu eine Unterlassungssünde wäre, wenn wir den Leser bei dieser Gelegenheit nicht wenigstens über die hervorragendsten archäologischen Entdeckungen und Muthmaßungen orientirten.

Der in unmittelbarer südwestlicher Nähe Pyrmont's gelegene und nach der in Rede und Frage stehenden gefährlichen „Dunsthöhle" hinüberschauende Hermannsberg — die angebliche ehemalige Hauptwohnstätte jenes Cheruskerfürsten Arminius, der im Jahre 9 nach Christus die deutsche Nation zum ersten Male von der Verwälschung durch Rom's Cäsarismus rettete — bietet uns eine natürliche Brücke zu der dieses Kapitel mit einleitenden letztangedeuteten Betrachtung.

Unseres Germanenvolkes alte und ureigene Heidenbibel, die „Edda" redet von 12 Hauptpersonen der Asen und Wanen und ebenso viel angeblichen Himmels-, in Wahrheit aber Erdenburgen, das heißt Regierungssitzen derselben, nämlich von Thrudheim, Ydalir, Walaskialf, Sökkwabeck, Gladsheim, Thrymheim, Breidablick, Himinbiörg, Folkwang, Glitnir, Noatun und Landwidi, wo Thor, Uller, Wali, Saga, Odin, Skadi, Baldur, Heimdall, Freya, Forseti, Niörder und Widar theils als Götter, theils als Göttinnen residirten.

Da nun ein gewisser A. Schierenberg in seiner epochemachenden Forscherarbeit: „Deutschland's Olympia", die meisten der vorstehenden Namen als Bezeichnungen

charakterisirt hat, die entweder heute noch im Weserberglande und zwar vornehmlich im und am Teutoburgerwalde (Egge-Osning) vorkommen oder doch in alten Urkunden und Karten über jene Gegenden zu finden sind, so hat besagter Gelehrter damit zur Evidenz bewiesen, daß wir in der Umgegend von Detmold und Pyrmont, als dem schönsten Theile des Weserberglandes, die geweihete Heimstätte unseres ältesten deutschen Volksthums, mit andern Worten, den klassischen Boden des gesammten Glaubenslebens unserer germanischen Urväter zu verehren haben.

Fügt man dieser Betrachtung noch hinzu, daß Hermann, unser erster Volksbefreier, dessen eherne, von Professor Bandel geschaffene Bildsäule heute vom Grotenberge bei Detmold ihr mächtiges Siegesschwert kühn in die Lüfte reckt, auf demselben Boden die Legionen des Varus vernichtete, und durch diese Rettungsthat vielleicht der natürliche aber mythologisirte Mittelpunkt altgermanischer Verehrung — in Odin-Wuotan — wurde, so können wir nicht anders, als in gehobener Stimmung nach Detmold und Pyrmont hinüber schauen; so müssen wir selbst bei unserer blos geistigen Wanderung in jene Gebiete mit den Worten des hebräischen Bibeltextes sprechen: „Zeuch deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehst, ist ein heiliges Land!"

Tritt man, der neuen Eisenbahnstraße Halle-Löhne folgend, vom Osten, also vom Harz her, über die tief mittelalterliche Bischofsstadt Hildesheim und die noch bekanntere Rattenfängerempore Hameln hinaus, in das

zum Theil Lippe-Detmold'sche, zum Theil Hannöver'sche, in seinem größeren Umfange jedoch westfälisch-preußische Bergland der Weser ein, so wird das Auge zunächst von der eigenthümlichen Lage und Formation der einzelnen Bergmassen überrascht. Wie die Coulissen eines Theaters schiebt sich nämlich Felsrücken vor Felsrücken, bis vor Pyrmont eine derartige Anhäufung von Bergen stattfindet, daß man in einen Felsenkessel hinein gerathen zu sein glaubt.

All die stark bewaldeten und höchstens auf ihrem stumpfen Rückenplateau kahlen, aber 1000 bis 2000 Fuß hohen Ausläufer des großen, Deutschland bekanntlich von Nordwesten nach Südosten durchsetzenden hercynischen Gebirgswalles, scheinen sich bei Pyrmont in der That ein Rendezvous gegeben zu haben. Malerisch umkränzen an zwanzig stattliche Höhenzüge, worunter der sogenannte Köter (soll heißen Götter- nicht Hundeberg) der bedeutendste, jenes liebliche Felsenthal, das nur den klaren Emmerfluß stromabwärts, und dem Flecken Lügde entgegen, das heißt im Süden einen einigermaßen ebenen, nicht von Kalkfelsen umthürmten Ausgang zeigt, während nördlich und in unmittelbarster Nähe Pyrmonts wälderstrotzende Kegel, wie Königs-, Bom- und Iberg, ihre grünen Höhen den Wolken entgegen strecken.

Der Hermannsberg ist schon erwähnt worden. Gehölze und Plätze, wie Varen, das ist Varusbusch, Wrathholz oder Streitholz, Siegholz, Sieghof, Siegfeld und Heldenbachfeld, die um ihn herum liegen, lassen deutlich erkennen, daß wir es bei Pyrmont in der That mit alt-

römisch-germanischem Kriegsboden zu thun haben, ganz abgesehen davon, daß man gerade in der Gegend des Hermannsberges Münzen mit den Bildnissen Julius Cäsar's, des Augustus und Varus in Menge gefunden hat.

Woher nun aber die so merkwürdige, weil entschieden undeutsche Bezeichnung „Pyrmont?" — Wir wollen in Kürze auch darüber, so gut wir können, Rechenschaft geben. Die älteste Schreibart ist wohl Permunt oder Peremunt und scheint aus dem Lateinischen herzustammen. Per heißt bekanntlich „durch" und mons „der Berg", so daß per montes (durch die Berge) einen Felsenthalzugang bedeutete.

Nach einer späteren Schreibart liest man auch Piermunt und Pieremont, entsprechend dem französischen pierre Stein und mont Berg, also: Steinberg. Nun kommen sowohl Bezeichnungen wie „Dörnberg" als auch „Steinberg", auf vorstehende Ableitungen anspielend, bei Pyrmont vor, und man könnte sich mit obigen Etymologien schon zufrieden geben, wenn nicht eine dritte Lesart, ihre Entstehung anbelangend, noch viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich hätte.

Wir sehen davon ab, daß Pyrmont allenfalls auch Pierremont, das ist Peterberg, bedeuten könnte und entscheiden uns aus guten Gründen für die Ableitung aus dem Griechischen und Lateinischen zugleich, nämlich von *πυρ* Feuer und mons Berg, das ist Feuerberg.

Geht doch die Sage noch heute, daß auf dem Schellenberge bei Pyrmont seitens unserer Vorfahren ein heiliges, immerwährendes Feuer unterhalten wurde, und

sprechen doch die mächtigen Sprudel dieses Bades, wenn sie auch heute keine Thermal- das ist warme Quellen mehr sind, für einen ehemaligen entschieden vulkanischen Charakter des Platzes.

Von den 12 Heilquellen des jetzigen Pyrmont ist die älteste, nämlich der nachweislich schon seit Karl dem Großen $3^1/_2$ Fuß hoch sprudelnde eisenhaltige Trinkbrunnen (fons sacer), welcher sich vor dem alten Brunnenhause befindet und das weltberühmte Pyrmonter Stahlwasser liefert, auch noch heute die bedeutendste.

Links von diesem heiligen Sprudel, aus welchem unter Andern auch die Königin Luise und Feldmarschall Blücher sich Labung und Genesung getrunken, streckt sich die überaus saubere und schattige, weil aus fast tausendjährigen Linden bestehende, 500 Schritte lange und 40 Schritte breite Brunnenallee dem Schlosse der Grafen von Pyrmont entgegen, während sich rechts, mit jener Promenade einen rechten Winkel bildend, der Flecken Pyrmont in kaum mehr als einer, nämlich der Brunnenstraße, à la Heidelberg, ausbreitet.

Wichtiger als diese ebenso herrliche wie altberühmte Brunnenanlage ist aber für die Zwecke unseres Romans die Eingangs dieses Kapitels bereits erwähnte Dunsthöhle Pyrmont's, auch Gashöhle und Schwefelhöhle genannt.

Dieselbe liegt kaum eine Viertelstunde nordöstlich vom Flecken in einem ehemaligen Sandsteinbruche. Vor derselben ist seit lange ein kleines Bosquet befindlich, und zu dieser Grotte selbst gelangt man

durch eine Grube, die schon 1810 mit einer steinernen Treppe versehen wurde.

Der Eingang in die, jetzt besagte Höhle umfassende Grotte ist mit einem hölzernen Geländer umgeben und in diesem eine Thür befindlich, welche letztere zunächst einige Stufen hinab in den quasi Vorhof der Höhle führt. Die Grotte selbst ist dauerhaft ausgemauert und ist 10 Fuß hoch bei 6 Fuß im Quadrat, so daß man, wenn man will, ganz bequem darin aufrecht stehen kann.

Doch: „Memento mori!“ — Wir möchten's Keinem rathen, denn die Höhle haucht ein flüchtiges und in dieser Gestalt der Lunge höchst feindseliges Wesen aus, welches kohlensaures Gas oder fixe Luft heißt und das bald so hoch in der Grotte, ja selbst in der ganzen, diese umgebenden Grube steht, daß man sich dem Eingange der ersteren nicht ohne unmittelbare Todesgefahr der plötzlichen Erstickung nähern darf.

Der Stand des giftigen Gases ist bei Vollmond und im letzten Viertel höher als bei Neumond und im ersten Viertel; höher auch beim Aufgange als beim Untergange der Sonne. Ein unvorsichtiges Hinzutreten bei warmer Witterung, hellem Himmel und östlichem Winde, besonders aber bei einem heraufziehenden Gewitter, kann das Leben kosten.

Jeder Kurgast und Wanderer wird daher theils durch ausgehängte Warnungstafeln, theils durch zu diesem Zwecke dort postirte Wächter, welche die Fremden an brennendem Stroh oder auch wohl an lebenden

Thieren mit den absolut tödtlichen Wirkungen besagter Höhlenausdünstung bekannt machen, eindringlich gewarnt.

Der sehr gefährliche Hauch, der an diesem Orte emporsteigt, ist zuerst von Arbeitern beim Brechen der Sandsteine wahrgenommen worden. Ein gewisser Seip hat ihn darauf, und zwar im Jahre 1720, vollends entdeckt und auf seinen jetzigen Ausströmungsort begrenzt. Seip verglich schon damals diese Pyrmonter Gashöhle sehr richtig mit der in einer Bergwand am Ufer des Sees von Agnano bei Neapel befindlichen Grotta del Cane, das ist Hundsgrotte, und gab ihr, in Bezug auf diese letztere, bei Gelegenheit ihrer 1737 vollendeten heutigen Einfassung, die folgende Inschrift:

„Thut sich Italien mit Raritäten groß,
Sieh hier, die Schwefelgrub' dampft Gift aus Pyrmont's Schooß!"

Daß für Schwefel- hier Kohlensäuregrube stehen sollte, ist heutzutage auch jedem Nichtchemiker selbstverständlich. Sobald man sich mit offenem Munde oder offener Nase in jene, gewöhnlich nur 2 bis 3 Fuß über den Boden emporragende kohlensaure Dunstschicht hinabneigt, nimmt man, durch Geruch und Geschmack zugleich, jene Empfindungen wahr, die gährendes Bier oder Champagner durch dasselbe Gas auf unsere Sinne hervorbringen. Seifenblasen, die man von oben in besagte Gashöhle fallen läßt, bleiben unmittelbar über der Dunstschicht schweben, und ebenso lagert sich Pulverdampf gleich einer Wolke über derselben, während brennendes Stroh, in dieselbe hinab gesenkt, sofort verlischt.

Daß thierisches wie menschliches Leben ebenfalls rettungslos darin zu Grunde geht, ist schon weiter oben betont worden, wenn auch ohne die Bemerkung, daß besagte Pyrmonter Dunsthöhle, gleich der Hundsgrotte zu Neapel, gerade aus dieser Ursache eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt hat.

In der That kann es für verzweifelte Spieler, ertappte Verbrecher, lebensmüde Roué's und sonstige pessimistische Individuen, welche des irdischen Daseins zweifelhafte Zerstreuungen nicht mehr tragen mögen, keine willkommenere Gelegenheit geben, sich auf eine schnelle und schmerzlose Art in's bessere Jenseits zu expediren, als die Pyrmonter, vorstehend beschriebene Dunsthöhle. Namentlich sollten die noch heute bestehenden großen Spielhöllen zu Monaco und Monte Carlo jenes stille Waldeck'sche Stahlbad um seine überaus bequeme Himmelsexpedition beneiden.

Gott sei Dank aber stellt gerade die Pyrmonter Badesaison ein Contingent von Besuchern, das zu selbstmörderischen Plänen im Ganzen wenig inklinirt. Pyrmont ist nämlich, gleich Marienbad, in erster Linie ein Frauenbadeort, der vorwiegend von bleichsüchtigen, hysterischen und solchen Personen des weiblichen Geschlechtes frequentirt wird, denen der Herr, um mit Worten der Bibel zu reden, den Leib verschlossen zu haben scheint.

„Seid fruchtbar und meh — — mehr hab' ich euch nicht zu sagen!" schließt Lortzing's Opera buffa „der Waffenschmied". Um zu den Mehrern des Reiches gezählt zu werden, dazu braucht es aber, wie Jedermann,

der aus den Kinderschuhen heraus ist und an das Dogma vom Klapperstorch nicht mehr glaubt, jener eigenthümlichen Reciprocität, auf die der Lateiner sogar mit der Genusregel: „Commune heißt, was einen Mann und eine Frau bezeichnen kann" in sinniger Weise hin zu deuten scheint.

Kommun betragen sich aber die wenigsten Weiber und besonders jungen Frauen, die allsommerlich Pyrmont mit der Schneewittchen-Einleitung: „Sie wollten gern ein Kind haben und kriegten immer keins" aufsuchen. Im Gegentheil, züchtiglich wie Faust's Gretchen, vor der Bußscene in der Kirche, stehen sie stundenlang vor dem mächtigen Sprudel am Brunnenplatz und saugen, um ihre zum Theil falschen Gebisse nicht zu verderben, ehe der Philadelphiadoctor bezahlt ist, die segensreiche heilige Quelle durch lange, feine Glasröhren oder Rohrhalme, wie Türken ihren Opium rauchen, begierig und sehnsüchtig ein.

Haben sie monatelang „gekurt", ohne eigentliche Wirkung zu verspüren und sind sie daneben leidlich hübsche Wittwen, denen das Schicksal die prima movens zum Kindersegen jäh entzog, so spricht der junge Badearzt voll menschlichen Erbarmens öfter bei ihnen vor und erkundigt sich als Vertrauensmann, dem Ohrenbeichten gestattet sind, in theilnehmendster, innigster Weise nach der Patientin Befinden, oder aber es findet sich ein aufmerksamer Candidat der Theologie, dem daran liegt, Luther's Erklärung zum vierten Hauptstück: „Wasser allein thut's freilich nicht" einmal auf ihren praktischen Werth zu erproben.

Genug, es fehlt in Pyrmont auch nicht an hülfereichen Männern, die Goethe's Wort: „Der Frauenzimmer Ach und Weh ist meist aus einem Punkte zu kuriren", verstehen, und die Folge davon ist, daß das genus femininum, sei es nun mit Bleichsucht, Hysterie oder Kindermangel behaftet gewesen, meist hoch befriedigt von dannen zieht und, zu Hause angekommen, schwungvolle geistliche und weltliche Oden auf Pyrmont's fons sacer dichtet.

Neben diesen, den vornehmeren Gesellschaftskreisen angehörigen ehemaligen Defectivas, besuchen das stille Emmerthal aber auch noch eine Menge Erdenkinder, die ihren natürlichen Mangel an Distinktion durch wohl gespickte Geldkatzen zu ersetzen wissen und für gewöhnlich reiche Bauern genannt werden. Ja, man kann sagen, daß zwei Drittel der gesammten Kurgäste des Pyrmonter Bades aus wohlhabenden Landleuten, die weder an Bleichsucht, noch an Hysterie leiden, bestehen. Und zwar sind das zumeist Bauern aus der nächsten Umgebung, die zu geizig sind, ein fernes fashionables Bad aufzusuchen und denen entweder blos daran liegt, ihren von der Wintercampagne oder der Erntearbeit etwas deroutirten Körper zu erfrischen resp. zu reinigen, oder aber die sich darin gefallen, jenen verschämten Armen gegenüber, die da in Sammet und Seide die große Badeallee auf und ab spazieren, einmal ordentlich auf die Tasche klopfen und zeigen zu können, was heutzutage ein stolzer Bauer ist.

Wer nach Pyrmont kommt, den frappirt geradezu jener krasse Unterschied in der Toilette der Badegäste

einerseits und ihrer Börsenfüllung anderseits. Großstädtische Pfauen, die in kunstgerechter Weise ihr Rad schlagen, und bäuerliche Puten, welche ihre Schwänze nicht weniger breit zu spreizen wissen, stolziren dort, wie kaum in einem anderen Bade der Welt, oft vor Neid und Eifersucht gleich Truthähnen blau anlaufend und kollernd, bunt neben und durch einander.

Unter den Landleuten, die Pyrmont alljährlich besuchen, stellen aber die Bauern aus den benachbarten Bückeburgischen Dörfern des Fürstenthums Schaumburg-Lippe in Anbetracht ihrer Originalität wie ihres Reichthums das stärkste Contingent. Sie allein in dortiger Gegend haben nämlich die Trachten, Sitten und Gebräuche ihrer Urväter bis auf den heutigen Tag treu bewahrt, sie allein reden noch die Sprache jener alten Deutschen, deren Stammbäume in Generationen hinauf reichen, welche von den Geschlechtern, die einst die Römer im Teutoburger Walde schlugen, nur durch wenige Jahrhunderte getrennt sind.

Man muß sie gesehen haben, diese herkulischen Männergestalten, in schneeweißen Schäferröcken mit rothem Futter und Paspel; in manchesternen Kniehosen und buntgemusterten oder gobelinartigen, knöpfestrotzenden Schooßwesten.

Auf ihre Art reizend nehmen sich aber vollends die Bückeburgischen Bauernweiber und Dirnen aus. Durchweg volle, hübsche, regelmäßige Gesichter, in knallrothem Faltenrock, indigoblauer Schürze, dunklem Sammetmieder und buntgesäumtem Busentuch, mit einer mächtigen,

bänderreichen sogenannten Haube auf dem flachshaarigen Kopfe. Selbst in brennendster Juligluth lassen die Männer nicht von ihrer pelzverbrämten Pudelmütze, während die Weiber ihrerseits mit derselben Energie an dem bequemen Pantoffel, sogar auf der Badpromenade, festhalten. Was kümmert sie das Gelächel und Gespött der großstädtischen Hungerleider in den feinsten Pariser Kostümen und Toiletten. Sie trinken dreimal so viel Brunnen, ungeachtet der Warnung des Bade-Inspectors, denn sie wissen, sie können sich das, und zwar in doppelter Beziehung, leisten.

Das Alles mußte vorauf geschickt werden, um den Leser in den Stand zu setzen, sich ein möglichst deutliches Bild von jener Situation machen zu können, in welche die italienische Fürstin Camilla mit ihrer Begleitung gerieth, als sie mit ihren welt- und parquett-verwöhnten Füßen den abgelegenen deutschen Badeort Pyrmont betrat. Allgemeines Staunen ob einer so bezaubernd schönen, wälschen Principessa von Seiten der neugierigen einheimischen Badegäste und eine gewisse eigene Enttäuschung in Betreff der auffallenden Stille des Platzes und des vorwiegend bäuerlichen Charakters der gesellschaftlichen Umgebung.

Signore Ormelli, dem ehemaligen deutschen Husaren-Rittmeister dagegen war diese neue Situation eben recht. Gerade hier, in dem überaus ländlichen Pyrmont, glaubte er seine Schutzbefohlene sicher vor den Nachstellungen Napoleon's, wie seine eigene Person vor den Verfolgungen Heribert's, dessen inzwischen stattgehabtes jähes Ableben ihm vollständig fremd geblieben war.

Eine politisch höchst gewitterschwüle Luft lagerte über Deutschland und seinen schönen Bädern, als die einstige Geliebte Orsini's und zeitweilige Konkubine Badinguet's mit ihrem jüngsten Schutzgalan Ormelli in Pyrmont einrückte.

Der für Oesterreich's Herrschaft in Italien wie in Deutschland so verhängnißvolle Sommer 1866 war angebrochen, und das Damoklesschwert des Krieges hing somit über drei Ländern zugleich. Der bekannte Gasteiner Vertrag zwischen den alten politischen Rivalen Preußen und Oesterreich, betreffs einer gemeinsamen Verwaltung der 1864 gemeinsam von dänischer Herrschaft befreiten Herzogthümer Schleswig-Holstein, war in die Brüche gegangen, und genannte deutsche Nebenbuhler wetzten beide ihre Waffen zum Appell an die ultima ratio.

Lange aber, bevor es zum Losschlagen kam, hatte sich Preußen vorsichtiger Weise mit Oesterreich's südlichem Feinde, mit Italien, in's Einvernehmen gesetzt, denn, merkwürdig genug, bildeten die verjährten Ansprüche Habsburg's den eigentlichen Hemmschuh sowohl der endlichen Einigung und Einheit Italien's wie Deutschland's. Cavour wie Bismarck hatten dieses historische Factum klar erkannt und dem entsprechend die freundschaftlichen und schutzbrüderlichen Beziehungen ihrer Regierungen und Länder zu einander, für den Fall eines Krieges mit Oesterreich, rechtzeitig angebahnt.

Schon am 12. April 1866, noch ehe Oesterreich den Gasteiner Vertrag durch Ueberweisung der schleswig-holsteinischen Frage an den deutschen Bund thatsächlich

brach, hatte sich der italienische General Govone nach Berlin begeben und dort, allen Eventualitäten vorbeugend, ein Kriegsbündniß zwischen seinem Souverän Victor Emanuel und König Wilhelm abgeschlossen.

Demgemäß erklärte Italien am 20. Juni 1866, als sein Verbündeter, Preußen, mit affenartiger Geschwindigkeit bereits die damals habsburgisch gesinnten und gerüsteten deutschen Kleinstaaten Hannover, Kurhessen und Sachsen besetzt hatte, an Oesterreich und Bayern auch seinerseits den Krieg. Während die österreichische sogenannte Nordarmee unter dem unglücklichen Feldzeugmeister Benedeck gegen Preußen nach Böhmen vorrückte, marschirte der Erzherzog Albrecht von Oesterreich mit der unter sein Oberkommando gestellten habsburgischen Südarmee wider Italien, das, einem Rathschluß der Vorsehung zufolge, mit Deutschland zugleich seiner endlichen Einigung entgegen schreiten sollte.

Den Siegesthatsachen gegenüber, die sich auf Seiten der genannten, gegen Oesterreich Verbündeten, namentlich aber durch Preußen's großartige Leistungen*) blitz-

*) Daß Italien's vier Armeecorps unter Durando, Cucchiari, della Rocca und Cialdini sich keine Siege wie Liebenau, Podol, Hühnerwasser, Nachod, Skalitz, Gitschin und Sadowa zuschreiben konnten, weiß Jedermann. Ebenso bekannt ist ferner, daß Garibaldi sein gewohntes Pech auch 1866 in dem Freischärlerzuge gegen Südtyrol (Niederlage bei Suella) nicht verließ. Mag man selbst die Erfolge der Landschlacht von Custozza und Seeschlacht bei Lissa noch als zweifelhaft betrachten, so steht doch so viel fest, daß der Preußensieg von Sadowa die Italiener derartig anfeuerte, daß namentlich Cialdini alle früheren Scharten wieder auswetzte, und die Provinz Venetien auf diese Weise nicht blos durch preußischen Einfluß zurück erobert wurde.

artig schnell und Schlag auf Schlag vollzogen, mußten die politischen Nörgler, sowohl in Deutschland als in Italien, verstummen. Die alten Barrikadenkämpfer von 1848, welche immer noch von einem einigen, auf den Trümmern des preußischen Militarismus zu errichtenden Großdeutschland (incl. Oesterreich) träumten, mußten sich nolens volens der jetzt schon halb realisirten correkteren Idee Bismarck's von einem Kleindeutschland (excl. Oesterreich) unter Preußen's Führung accommodiren, und ebenso hatte der auf eine einheitliche italienische Republik hinsteuernde Carbonarismus, resp. Mazzinismus, seine Rolle auf der apenninischen Halbinsel seit 1866 eigentlich ausgespielt.

All diese unerwarteten Dinge gingen der wüthenden Mazzinistin Camilla seit ihrem Aufenthalt im Bade Pyrmont durch den Kopf und stimmten sie mürrisch und melancholisch, wie man sie nie zuvor gesehen hatte. Jede neue Siegesdepesche vom italienischen oder böhmischen Kriegsschauplatz regte sie, weil sie instinktiv fühlte, daß die Tage des Mazzinismus mit dem durch so große Erfolge gestärkten Royalismus und Monarchismus zu Ende gingen, in einer Weise auf, daß man das Aergste befürchten konnte.

Als nun gar, 10 Tage nach der jüngsten, 66. Schlacht bei Custozza die Nachricht von dem Monstresiege Preußen's bei Sadowa oder Königgrätz, der großen Juliterz, eintraf und mit dieser Post zugleich die Botschaft anlangte, Franz Joseph II. von Oesterreich habe den Kaiser Napoleon III. um Intervention in Betreff Venetien's ange-

rufen und demnach seinen alten Einfluß in Italien's Händeln erneuert, da erreichte der politische Fanatismus Camilla's seinen Höhepunkt.

Wie alle Mazzinisten haßte auch die Fürstin Bentivoglio den König Victor Emanuel schon des monarchischen Princips wegen, das er, wenn auch in constitutionelster und humanster Weise, repräsentirte. Aber wie hiermit schon zur Genüge angedeutet, war dieser Haß kein persönlicher, denn jedem Italiener galt die Erkenntniß, daß der Re Galantuomo in der Liebe zu seinem großen Vaterlande keinem Mazzinisten nachstand, im Gegentheil mit allen Carbonaris hierin wetteiferte, als politisches A. B. C.

Ganz anders dagegen dachten Camilla und ihre Bundesgenossen über Napoleon. Der Haß gegen ihn hatte sich zu einem rein persönlichen zugespitzt, und mit Recht. Er spielte seit seiner Thronbesteigung das falsche Karnickel in allen italienischen, ja europäischen Händeln, und was er auch that: nirgends war Vaterlandsliebe, vielmehr immer persönlicher Ehrgeiz, persönlicher Vortheil die causa und prima movens seiner Handlungen. Er stand in der That stets als Wolf im Schafskleid da, als Diabolos der ganzen Welt.

Daß sich Camilla trotz alles Sträubens ihrer besseren Natur doch hatte entschließen können, jenem politischen Satan eine Stunde ihres Lebens, wenn nicht mehr*) zu

*) Camilla überschätzte seiner Zeit die noch vorhandene Leistungsfähigkeit Napoleon's, als ihr um ihre Ehre bangte. Es blieb thatsächlich bei einer Cause du plaisir im Sektrausch, der bekanntlich selbst höchst potenten Geistern nicht gerade förderlich ist.

opfern, daß sie in der früher ausführlich geschilderten Nacht auf den elyseischen Feldern sich nach heißen inneren Kämpfen — sie, die einstige Geliebte Orsini's und Freundin Mazzini's — herbeilassen konnte, mit Italien's Teufel par excellence und dem Mörder ihres Geliebten, wenn auch nur zum Schein, zu kosen, hatte seine guten und besonderen Gründe.

Camilla war von Mazzini, weil nur sie dazu im Stande, der Auftrag geworden, Napoleon im Champagnerrausche einmal wieder auszuhorchen, und was derselbe etwa an wichtigen Dokumenten und Depeschen bei sich führte, zu lesen, resp. zu entwenden.

Beides war der Fürstin damals über Erwarten und ohne ihre Frauenehre groß zu compromittiren, geschweige denn zu riskiren, über Erwarten gelungen. Nicht allein nämlich, daß sie dem champagnerseligen alternden Roué auf Frankreich's Throne höchst pikante mündliche Mittheilungen in Betreff seiner künftigen Stellung zu Italien zu entlocken gewußt hatte, sondern Camilla war außerdem noch in jener Pariser Nacht zu Papieren gelangt, welche sie damals, ihren Zwecken gegenüber, für ziemlich werthlos hielt, die aber jetzt, im Jahre 1866, für Napoleon äußerst gefährlich werden konnten.

Es handelte sich in den von der Fürstin eskamotirten Dokumenten, die Badinguet erst an demselben Abende erhalten hatte, um die jetzt jedem Zeitungsleser bekannten, weil durch die preußische Regierung später publicirten Abmachungen zwischen dem blinden Könige Ernst August von Hannover und dem französischen Cabinet, wonach der

Kaiser Napoleon eine bedeutende Vergrößerung Hannover's wie überhaupt die Wiederaufrichtung der alten welfischen Machtstellung für den Fall gewährleistete, daß der blinde König im bevorstehenden deutschen Kriege als treuer Waffenbruder Oesterreich's auftrete und Preußen auf diese Weise eine empfindliche Schlappe erleide.

Camilla sandte diese Papiere bald nach ihrer schlauen Besitzergreifung und in dem seligen Rachegefühle, daß sie Napoleon's Politik, Bismarck gegenüber, damit im höchsten Grade compromittirte und discreditirte, direkt an das Berliner auswärtige Amt, dem derlei Enthüllungen natürlich ein gefundenes Fressen waren.

Napoleon, der seiner Zeit, als er wieder nüchtern geworden, bald dahinter gekommen sein mußte, daß jene Dokumente ihm nur von der Fürstin Camilla entwendet worden sein konnten, verfolgte eben seit jenen Tagen die Bentivoglio mit einem fast tödtlichen Hasse. Ja dieser Haß steigerte sich zu einer Art Raserei, als gleich nach der, alle Pläne Napoleon's und seiner heimlichen Vasallen vereitelnden Schlacht bei Sadowa offiziöse Berliner Zeitungen Miene machten, den Wortlaut jener hannoverisch-französischen Abmachungen zum Besten zu geben.

Jetzt war dem Fuchs an der Seine vollends klar, in welche Falle er gerathen war. Die Fürstin Camilla, die ihn geprellt und überlistet, womöglich zu vernichten, darauf lief von jetzt ab Napoleon's Racheziel hinaus, und der Mann, welcher ihm dabei helfen sollte und mußte, war der uns von früher her bekannte Leibspion Badinguet's: Griscelli.

Der Leser erinnert sich vielleicht noch jener famosen Kassettengeschichte aus dem zweiten Hauptbande unseres Romans, in welcher derselbe Griscelli eine so furchtbare Rolle spielte. Es war dort eine Gräfin Lehon, auf welche Napoleon und dessen Bastardbruder Morny gewisser sie compromittirender Dokumente wegen Jagd machten, bis besagte Papiere in ihren Händen waren. Damals hatte des Kaisers Leibspion noch der Beihülfe des Polizeipräfekten Pietri bedurft, in dem jetzt vorliegenden Falle, das heißt mit der Fürstin Camilla, hoffte der blutdürstige Korse Griscelli allein fertig zu werden. Da die Napoleon entwendeten Papiere sich jedoch, wie man wußte, nicht mehr in ihren Händen befanden, so handelte es sich lediglich um einen Racheakt, so bestand, wie schon angedeutet worden, Griscelli's Aufgabe lediglich darin, den Aufenthaltsort der in Italien flüchtig gewordenen Verrätherin auszukundschaften und dieselbe alsdann auf möglichst heimliche Weise aus der Welt zu schaffen.

Aber die Fürstin Camilla ließ sich nicht, wie seinerseits die Gräfin Lehon, durch Polizeiagenten düpiren; sie war zu lange Mazzinistin gewesen, um selbst einem Polizeimephisto wie Griscelli so ohne Weiteres auf den Leim zu gehen.

Als der Letztere nach langem Umherschnuppern und Schnüffeln in sämmtlichen Bädern Frankreich's und Deutschland's endlich herausbekommen hatte, daß die Gesuchte Pyrmont als Zuflucht gewählt und dort, ihren Vornamen umkehrend, ganz schlicht als Frau von Allimac

mit ihrem Beschützer lebte, war Camilla durch Mazzini's, allerorten stationirte Geheimagenten auch bereits von der Ankunft Griscelli's unterrichtet worden. Amt und Name dieses bekannten Boten Napoleon's genügten vollkommen, die Fürstin ahnen zu lassen: es ist auf deine Person abgesehen.

Was sollte sie dem gegenüber nun beginnen? Sollte sie es auf eine Hetzjagd von Bad zu Bad ankommen lassen und fliehen, oder war es besser, dem kaiserlichen Verfolger und geheimen Mordgesellen kühn die Stirne zu bieten? — Daß Griscelli seine Sache nicht plump anfing und sie bei der ersten Begegnung gleich todtschlug, davon durfte sie überzeugt sein, und eben auf die immerhin chevalereske Art, wie der aalglatte Korse sein Bubenstück ausführen würde, stützte die Weiberlist Camilla's ihre Contrearbeit.

Sie beschloß zu bleiben, den Todfeind zu empfangen und, da derselbe auf jeden Fall mit Gift operirte, gleich die erste Begegnung zu einem Gegencoup mit selbiger Waffe auszunutzen. Ihr böses Gewissen sagte ihr nur zu bestimmt, daß hier kein Säumen am Platze sei, daß es sich vielmehr darum handle, dem Gegner mit ausgesuchter Höflichkeit zuvor zu kommen.

Nicht umsonst hatte Camilla in ihrem Bädecker von der Pyrmonter Dunsthöhle gelesen und noch weniger umsonst dieselbe eines schönen Tages aufgesucht.

„Bis hierher und nicht weiter!“ triumphirte das raffinirte Weib mit Beziehung auf die nahe Ankunft Griscellis, „hier soll deine Verfolgung ihr Ende erreichen!“

Die Fürstin wußte, daß jener Spitzbube Deutsch weder sprechen noch lesen konnte, und in französischen Reisebüchern war Pyrmont mit seiner Dunsthöhle, Gott Lob, bis dahin vergessen worden.

Kam er, was auf jeden Fall geschehen sollte und mußte, daselbst um's Leben, so hieß es einfach: „Es ist wieder ein Ausländer durch Unvorsichtigkeit verunglückt", und die Sache war damit für immer erledigt.

Daß der Wächter an der Dunsthöhle dabei ohne Verantwortung blieb und auch kein Hinderniß bereitete, dafür sollte Ormelli sorgen, und der Himmel kam merkwürdiger Weise Camilla und ihrem Beschützer bei diesen Höllenplänen zu Hülfe.

Während die Fürstin nämlich den ahnungslosen Griscelli auf einem Spaziergange wie zufällig der Dunsthöhle und damit seinem Tode entgegen zu führen gedachte, sollte der sie begleitende Ormelli den Höhlencerberus unter irgend einem Vorwande nach seinem, etwa fünf Minuten von der Grotte belegenen Wächterhäuschen, nicht viel größer als eine gewöhnliche Eisenbahnschienenkontroleurbude, locken. Im schlimmsten Falle sollte er dort Feuer anlegen, um jenen Mann auf diese Weise sicher ein paar Augenblicke von seiner Berufspflicht abzuziehen, aber, wie gesagt, der Himmel hatte ein Einsehen und machte es beiden Theilen, den Getäuschten wie den Täuschenden, leicht. Den Täuschenden ebenfalls, betonen wir, denn daß Camilla ihre Rechnung diesmal ohne den großen Wirth da droben, den Herbergsvater aller Erdenbürger, aufgestellt hatte, welcher nicht blos

Griscelli's sündiges Leben, sondern auch Camilla's keineswegs ganz makellosen Wandel zu rächen und zu sühnen im Begriffe stand, und zwar auf ihre eigene Initiative und dem Sprüchworte gemäß: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein", sei vorläufig nur angedeutet.

Die Fürstenthümer Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe und Waldeck gehörten zu denjenigen kleinen deutschen Bundesstaaten, die im Frühjahr 1866 keinen Augenblick gezögert hatten, auf die Seite Preußen's zu treten. In Folge dessen nahm auch ihre Bevölkerung, deren bester Theil natürlich mit in's Feld gezogen war, den innigsten Antheil an den außerordentlichen und ungeahnten Erfolgen der gegen Oesterreich verbündeten Waffen.

Nach Eingang der Botschaft von dem Riesensiege bei Königsgrätz hatten Freudenfeuer auf allen Bergen dieser landschaftlich gesegneten Gaue geleuchtet, und als sich mit dem 4. Juli 1866 jene fabelhaften Erfolge sogar auf den Krieg gegen die Bayern und die deutsche Reichsarmee ausdehnten, als die Gefechte bei Roßdorf, Hammelburg, Kissingen, Aschaffenburg und später bei Tauberbischofsheim, Werbach und Roßbrunn, im Verein mit der Besetzung Brünn's, Frankfurt's a. M., Würzburg's, Baireuth's und Nürnberg's der Welt zeigten, was Norddeutsche Tapferkeit und Ausdauer vermag, da war Pyrmont keineswegs der letzte Ort, welcher bei jeder der neuen Siegesdepeschen, die einliefen, seinem hellen, patriotischen Jubel in allerhand Ovationen Luft machte. Man schmückte die Stätten, wo die Königin Luise und Marschall Vor-

wärts am liebsten geweilt, und gellende Hurrahrufe durchbrausten die stillen Badalleen, ob Deutschland's endlichem Erwachen zur Einheit, Freiheit und Größe.

Freilich war die Badesaison als solche durch den plötzlichen Hereinbruch des noch immer tobenden deutschen Krieges fast vernichtet. Seit die ersten Kanonenschüsse gewechselt, war eine Familie nach der andern schleunigst in die Heimath gereist, und namentlich hatten die Ausländer sich eiligst aus dem Staube gemacht.

Am zahlreichsten behaupteten sich, wie immer, die Bückeburger Bauern, weil sich dieselben den Teufel um Zeitungen und Depeschen scherten, und auf diese Weise hatte die gesellschaftlich vereinsamte Fürstin von Bentivoglio einen doppelt schweren Stand.

In solcher Bedrängniß war der 20. Juli 1866 als jener denkwürdige Tag angebrochen, an welchem die Preußischen Krieger vor Wien ankamen und die Zietenschen Husaren ihre Rosse zum ersten Male in den Fluthen der Donau tränkten.

Just an demselben Tage meldete ein in Kissingen zurückgebliebener Geheimagent Mazzini's der Fürstin die Ankunft Griscelli's, und nun war guter Rath vollends theuer.

Daß Camilla zu bleiben entschlossen war, haben wir bereits mitgetheilt und war auch das Klügste, was sie beginnen konnte; nur über die Art des Empfanges jenes Leibspions und Rächers seiner Majestät des Franzosenkaisers war sie noch im Unklaren.

Da sich indeß Beide, das heißt Camilla und Griscelli, von Paris her persönlich und nur zu gut kannten,

so daß an ein vorläufiges Fremdthun und Einander-ausweichen nicht zu denken war, so mußte der ersten zufälligen Begegnung die Entscheidung in jenem heiklen Punkte überlassen bleiben.

Die Ankunft eines Franzosen, oder besser Corsikaners, im Spätjuli 1866 erregte natürlich in Pyrmont das größte Aufsehen und erschwerte dadurch Griscelli's geheime Mission ganz ungemein. Er glaubte daselbst ein klein Paris, das heißt einen Menschentrubel ohne Gleichen zu finden, wie er in andern berühmten Bädern zur Saisonzeit herrscht, und gewahrte nun zu seinem Schrecken ein durch die Kriegsunruhen fast leer gewordenes Nest.

Doch beschäftigen wir uns noch einen Augenblick mit Griscelli's geheimer Instruction. „Schaffe mir die freche Diebin und Verrätherin lebendig oder todt zur Stelle!" hatte Napoleon, sein Gebieter, ihn angeschrieen, dann aber, sich den Wuthschweiß von der Stirne trocknend, als alter Fuchs etwas gelassener hinzu gesetzt, „mit dem Lebendigbringen wird es seine Schwierigkeiten haben und das Todtzurstelleschaffen hat keinen rechten Sinn. Darum begnügen wir uns mit dem aus der Welt lanciren, Griscelli! Ihr versteht das, Landsmann, und dürft meiner Erkenntlichkeit gewiß sein!"

Der treue Leibspion und gehorsame Helfershelfer seiner französischen Majestät hatte, dieser kaiserlichen Weisung entsprechend, anfangs in der That den Plan gefaßt, die Fürstin Camilla mittelst Gift in's Jenseits, resp. in die Hölle, zu befördern und trug sich zu diesem Zwecke schon Zeit seiner Reise mit Blausäure, Cyankali

und anderen, ebenso schnellen als tödtlichen Giften. Schließlich jedoch hoffte er das unmöglich Scheinende möglich machen zu können und den allerhöchsten Dank dadurch zu potenziren, daß er die Bentivoglio lebendig in die Hände ihres Rächers und Richters überlieferte. Und dieser letzte Plan, obgleich seine Ausführung ihm keineswegs schon klar war, reifte um so mehr zu einem wirklichen Entschlusse in seiner schwarzen Korsenseele, als er Pyrmont leider auffallend leer fand und daher in der Rolle eines Giftmischers doppelt vorsichtig auftreten mußte. Aber: „Au hasard!“ Wie Camilla setzte er seinen Glückstreffer auf Zeit und Gelegenheit, freilich um auch seinerseits die Rechnung diesmal ohne den Wirth zu machen.

Was dem gegenüber den Mordplan der Fürstin betrifft, so war derselbe im Detail folgender. Sie wollte Griscelli am ersten besten, heißen Nachmittage nach besagter überaus kühlen Grotte locken, resp. spazieren führen; ein Plan, der an sich gar nichts Verfängliches hatte, da die Pyrmonter Dunsthöhle ihrer tiefschattigen und fast eisige Felsenkühlung spendenden Lage wegen auch von nicht Selbstmördern, das heißt harmlosen Badegästen, mehr, als man denken sollte, aufgesucht wird.

Dort angekommen, sollte Ormelli zunächst den Höhlenwärter auf die schon früher angedeutete Art entfernen, und alsdann wollte sie selbst, bei einer unwillkürlichen, ihre Rede begleitenden Geste mit der Hand, einen ihrer Fingerringe auf den Fuß hoch mit giftiger Kohlensäure bedeckten Boden der Grotte, als durch Zufall dem Finger entglitten, fallen lassen.

Griscelli, so hatte sie mit echter Weiberstrategie ausgedüftelt, würde sich dann sofort, und galant wie immer, nach dem ihrer Hand entschlüpften Ringe bücken und auf diese ganz unschuldige Art seinem, ihm von ihr zudiktirten Schicksale, nämlich dem Erstickungstode, verfallen, ohne daß ein Criminalist auch nur den Verdacht auszusprechen wagen durfte, sie, die Fürstin, trage an diesem traurigen Ereignisse irgend welche Schuld.

Die Möglichkeit, daß genannter Korse ihr zuvorkommen und, umgekehrter Weise, sie entweder gewaltsam in die Höhle stürzen oder doch durch irgend eine conventionelle Nöthigung in den Bereich des bewußten tödtlichen Dunstkreises bringen könnte, war bei obigem Plane so ziemlich ausgeschlossen, wenn Griscelli nicht noch in Pyrmont selbst von jener gefährlichen Gasgrotte erzählen hörte. Auch die Warnungstafeln, zu beiden Seiten der Höhle, trugen nämlich nur deutsche Schrift, die der Korse, wie schon bemerkt wurde und Camilla genau wußte, absolut nicht verstand. Ueber seine Ignoranz in obiger Beziehung konnte sich die Fürstin leicht durch ein paar Fragen, ohne Verdacht zu erregen, Gewißheit verschaffen, und so mußte Alles glücken, wenn der Himmel — oder besser, die Hölle ihren Segen zu dem Teufelswerke gab.

Aber, wie gesagt, es kam wesentlich anders, als jener Dämon in Weibergestalt, den wir unter dem Namen Camilla kennen gelernt, sich die Sache berechnet hatte. Wie sich die geplante Tragödie in Wirklichkeit abspielte, das zu schildern sei nun, um die Neugier des

Lesers nicht auf die Folter zu spannen, unsere nächste Aufgabe.

Am 20. Juli 1866 rückte, wie bereits angedeutet, der tiegerschlaue Griscelli siegesgewiß in Pyrmont ein, und schon der folgende Tag sollte die Entscheidung bringen. Schnell, sehr schnell mußte gehandelt werden, falls sie selbst sich retten wollte, das fühlte Camilla instinktiv, und darum schritt sie, begünstigt vom Himmel, der drei Sühneopfer auf einmal begehrte, ungesäumt und ungeahnt zu ihrem eigenen Verderben.

Der 21. Juli 1866, jener Tag, an welchem der siegreiche König Wilhelm von Preußen, behufs Anbahnung der ersten Friedensverhandlungen mit Oesterreich, nach der mährischen Felsenfeste Nikolsburg eilte, war ein recht heißer, sonnedurchglühter Tag, ein Hundstag, wie er nicht blos im Kalender steht. Wenigstens in dem großen Pyrmonter Thalkessel hatte sich die Hitze der voraufgegangenen Hundstage derartig verfangen, daß selbst den Spaziergängern am Nachmittage noch der Schweiß ob ihrer sauren Badearbeit in dicken Tropfen von der Stirne rann und Jeder sich am wohlsten in dem bekannten weißleinenen und luftigen, weil äußerst legerem Sommerpaletot, schlechthin „Hemd" genannt, fühlte.

Ungeachtet der wahrhaft drückenden Atmosphäre und jener dunklen, gelb umränderten Wolken, die sich bereits am Horizont zusammen ballten und auf ein nahes, heftiges Gewitter schließen ließen, trieb die Langeweile im Verein mit der Badeordnung doch einige Brunnentrinker bald nach 4 Uhr in's Freie, und unter diesen Hitzetrotzern

befand sich auch die Fürstin Camilla mit Ormelli. Sie wollte sich, der Ankunft Griscelli's gegenüber, nicht die Dementi geben, als fürchte sie den kaiserlichen Verfolger, und verzichtete schon aus diesem Grunde auf jede Stunde eines freiwilligen Stubenarrestes. Im Gegentheil, muthig und auf ihre Art nicht minder siegesgewiß wie der Gegner, bog sie mit ihrem Begleiter in ihre nächste Arena, die lindenbeschattete Kurpromenade ein.

Es währte auch nicht lange, so sah sie den verhaßten Feind, dessen Personalbeschreibung dem Leser aus dem zweiten Bande unseres Romans noch im Gedächtniß sein wird, mit ausgesuchtester Heuchlermaske, nämlich mit der dem Franzosen eigenen ritterlichen Liebenswürdigkeit, Damen, zumal Schönheiten gegenüber, auf sich zuschreiten:

„Ah, quel cas heureux, Madame la princesse! J'ai l'honneur de faire mon très humble compliment votre Altesse sérénissime, à Pyrmont!“

„Quoi! est-ce vous, Monsieur Griscelli? — Est-ce bien vous?“

„C'est moi-même, et je suis ravi de vous voir!“

„Berg und Thal kommen nie zusammen, wohl aber die Menschen, Monsieur Griscelli, die Menschen! — Erstrecken sich Ihre Geschäfte, Sie Bedauernswerthester, jetzt sogar bis nach Pyrmont?“

„Eure Durchlaucht belieben zu scherzen und könnten mich beinahe veranlassen, eine ähnliche Gegenfrage zu stellen! Nein, nein, auf Ehre! Allein die Sorge um meine Gesundheit und die Ordre des Hausarztes trieb

mich nach Deutschland und in dieses, wie es scheint, äußerst langweilige Bad!"

„Ja, ja, die leidigen Aerzte! Selbst der Krieg ist ihnen kein Hinderniß mehr, sich unliebsame Patienten, wie uns Beide, vom Halse zu schaffen, und je entfernter das Bad liegt, desto besser!"

„Ganz meine Ansicht, Durchlaucht, der Teufel hole jene moderne sanitätsräthliche Verbrüderung, die weniger die Gesundheit ihrer Kranken, als die gespickten Börsen der Gesunden im Auge hat. Ich finde, die ärztliche Praxis erweitert sich immer mehr zu einem internationalen Cartelverbande, das heißt zu einem großartigen, gegenseitigen Austausch doctoraler Existenzmittel auf dem Wege kategorischer Badverschreibung! Die Aerzte der Großstädte insonderheit bedürfen größerer Kunstpausen bei ihrer aufreibenden Thätigkeit und senden hauptsächlich zu diesem Zwecke ihre eingebildeten Kranken in möglichst entfernte Bäder, deren Sanitätsräthe ihre collegialische Erkenntlichkeit dafür entweder in klingender Münze oder aber in gelegentlicher freier Saisonstation auszudrücken wissen!"

„Tant mieux pour nous, Monsieur Griscelli! Daß wir, die Betrogenen, wenigstens gesund dabei sind! — Doch die Hitze ist heute Nachmittag, zumal zwischen diesen heckenartigen Alleebäumen, unerträglich! Darf ich Sie bitten — o pardon! Die Herren kennen sich noch nicht! — Monsieur Griscelli de Paris! Monsieur Ormelli, mon guide de voyage, de Turin! — uns auf einem Spaziergange nach einem der kühlsten Plätze Pyrmont's Gesellschaft zu leisten!"

„Je m'en ferai grand honneur! De tout mon coeur! De quel côté irons nous?"

„Kennen Sie die berühmte Pyrmonter Grotte?"

„Keine Ahnung!"

„Um so größer die Ueberraschung!"

„Aber, Durchlaucht, ich bemerke, daß wir binnen 10 Minuten ein starkes Gewitter haben können!"

„Fürchten Sie sich vor Blitz und Donner?"

„Im Gegentheil, des Himmels Artillerie schoß oft Salut zu meinen Haupterfolgen! — Aber, falls es regnet, Durchlaucht, strömend regnet?"

„Die Grotte bietet Schutz vor Sturm und Regen! Selbst Wolkenbrüche stiften dort nicht Schaden!"

„Allons, je suis à vos ordres!"

So ging es weiter. Griscelli bot der Fürstin galanterweise seinen Arm, und Ormelli, der angebliche Turiner, trollte, die Verstellungskunst der Beiden bewundernd, gedankenvoll hinterdrein.

Selbstverständlich kam man auch auf die großen Ereignisse der Gegenwart, auf den Krieg in Deutschland und Italien zu sprechen, aber keine Silbe fiel natürlich über Napoleon und sein zweideutiges Verhältniß zu diesen Fragen des Tages. Jeder hütete sich vor den Nesseln auf dieser Unterhaltungsbahn.

Als Griscelli eben davon anfangen wollte, daß vornehmlich auf Grund der neuesten preußischen Siegesthaten die lombardische eiserne Krone fortan in den Händen der piemontesischen Dynastie sicher ruhen werde und die österreichischen Truppen eben im Begriff ständen,

Venetien und Venedig für immer zu räumen, brach das schon lange beobachtete aber, wie es schien, von beiden Theilen wenig gefürchtete Gewitter plötzlich los.

Blitz auf Blitz flammte unheimlich durch die von rabenschwarzen Wolken verfinsterte Luft und fürchterliche Donnerschläge machten die Erde erbeben.

„Da haben wir die Bescheerung, Durchlaucht!“ bemerkte Griscelli, seine innere Unruhe unter einem Lächeln verbergend.

„Wir sind glücklicher Weise am Ziel!“ antwortete die Fürstin, und ein satanischer, schadenfroher Triumph spiegelte sich dabei auf ihren Zügen.

„In der That, ein prächtiger Zufluchtsort bei solchem Unwetter!“ lächelte Griscelli, seinen Regenschirm aufspannend und über Camilla breitend. „Belieben Durchlaucht nur vorauf zu schreiten, denn wie mit Mulden öffnet jetzt der Himmel seine Schleusen!“

Ein neuer, jäher Blitzstrahl fuhr in diesem Moment fast senkrecht hernieder und ein entsetzlicher Krach folgte ihm auf den Fuß.

In dem nämlichen Augenblicke sah man eine dunkle Rauchwolke und gleich darauf eine rothzüngelnde Lohe aus dem nahen, auf einem Hügel gelegenen Häuschen des Grottenwächters in die Höhe steigen.

„Wächter, Wächter!“ schreit Ormelli, der aus guten Gründen den Feuerschein zuerst bemerkt, „Wächter, es hat bei Euch eingeschlagen! Auf, zu retten, was zu retten ist!“

Der Angeredete, wie die der Gashöhle zueilenden Ausländer, noch halb betäubt von dem letzten, furcht-

baren Donnerschlag, wendet sich entsetzt nach seinem Häuschen um, gewahrt die züngelnde Lohe ebenfalls und rennt dann, die Hände über dem Kopf zusammen schlagend, mit einem jähen Ausruf des Schreckens zur Rettung seiner wenigen Habseligkeiten fort.

Ormelli, glückstrahlend, daß der Himmel ihm auf diese Art zuvor gekommen, reißt ebenfalls seinen hellen Sommer-Parapluie über seinem alten Sünderhaupte mit hastigem Ruck aus einander und rennt — aus reiner Menschlichkeit — dem armen Wächter spornstreichs nach.

Jener zündende letzte furchtbare Blitz schien das Signal zu dem jetzt folgenden Wolkenbruch ähnlichen Platzregen, und er war zugleich das Fanal zu der entsetzlichen Katastrophe, die sich nur wenige Sekunden später vor der Pyrmonter Dunsthöhle abspielte.

Als Ormelli und der Wächter nach dem nahen, jetzt lichterloh brennenden Häuschen aufbrachen, befanden sich Camilla und Griscelli bereits vor der großen Freitreppe besagter Giftgrotte. Aber gerade hier angekommen, goß es plötzlich wie mit Mulden vom Himmel herab, so daß Griscelli, den bei aller seiner Teufelei im Herzen doch keinen Augenblick die conventionelle Höflichkeit und französische Galanterie verließ, in der Bedrängniß jenes Moments nichts Besseres glaubte thun zu können, als seiner Dame möglichst rasch die bewußte Treppe hinauf zu helfen.

Oben angekommen, bot ja der zwar nur schmale, aber doch überbaute Vorraum der Grotte genügenden Schutz vor dem rasenden Unwetter. Aus diesem Grunde

ergriff die Fürstin, welche durch die furchtbare Stimme der Allmacht aus den Wolken ihr satanisches Vorhaben auf einen Augenblick vergessen zu haben schien, um nur zunächst aus dem strömenden Regen zu kommen, dankbar die Hand ihres Verfolgers und eilte in fliegender Hast die wenigen Steinstufen vor sich hinauf.

Aber eben diese fliegende Hast und die allen Weibern in ähnlicher Lage anhaftende übertriebene Angst vor dem Verderben ihres Kleiderstaats, zumal ihrer Hutgarnitur, ließ sie die Gefahr, in die sie ihre Person dadurch stürzte, völlig übersehen.

Um ihre kostbare Spitzenmantille und die goldschillernden Kolibris auf ihrem herrlichen Seidenchapeau zu schonen und auch nicht durch einen Tropfen naß werden zu lassen, drängte die sonst so berechnende und geistesgegenwärtige Frau dicht vor die ihr doch bekannte, giftschwangere eigentliche Höhle. Sie hatte, um den Feind zu verderben, wohl den Bädecker studirt, ja sogar des einstigen Pyrmonter Badearztes Menke umfangreiche Abhandlung über die Dunsthöhle gelesen, aber in ihrer Rachelust zu eigenem Unheil leider vergessen, daß heute, den 21. Juli, Vollmond im Kalender stand und daß das gleichzeitige überaus heftige Gewitter, dem sie eben mit genauer Noth entronnen, die Höhe und den Umfang des tödtlichen Kohlensäurebrodems der Grotte ganz bedeutend steigerte.

Item, eben ist Camilla auf der Terrasse an dem Vorraume der Höhle angelangt; eben eilt sie, um gar nicht naß zu werden, in die Grotte hinein und damit dem

Eingange der wirklichen Höhle zu; eben fällt ihr, des geplanten Rachewerks sich wieder völlig gegenwärtig, die Manipulation mit ihrem Fingerreife ein; eben streckt sie schon, dem nacheilenden Griscelli verborgen, die linke Hand nach ihrer Rechten behufs Abstreifung des bewußten Ringes aus: — da wandelt es sie plötzlich wie eine Ohnmacht an, — da stürzt sie jählings vornüber in die Pestluftgrotte — ein Sühneopfer ihrer eigenen Rachewuth.

Griscelli, der, nacheilend, von der Ursache dieses plötzlichen Sturzes keine blasse Ahnung hat, steht einen Moment wie erstarrt. Soll er sich auf die lange Gesuchte, endlich Gefundene und nun vor ihm am Boden Liegende stürzen und ihr den Gnadenstoß versetzen?

Die Gelegenheit ist günstig und die Versuchung zu dieser, ihm so wider Erwarten gleichsam in den Schooß geworfenen Missionserfüllung kribbelt ihm förmlich in den Fingerspitzen.

Er kämpft mit sich — doch nein, er will, er muß die Gefallene seinem Kaiser lebendig in die Hände liefern, und ihre Ohnmacht wird vorüber gehen.

Weiberohnmachten, wer kennt sie nicht? — Vielleicht ist auch die der Fürstin nur ein Scheinmanöver, eine für seine Großmuth oder Sinnlichkeit berechnete Koketterie. Darum hernieder zur Erde, um die Gestürzte wieder aufzuheben! Wer weiß? — Am Ende ist Camilla wirklich krank? — Dann um so erwünschter, um so besser! Dann fort mit ihr, bevor Ormelli wiederkehrt. Schnell einen Wagen nach der Eisenbahn und abgedampft! Adieu, Pyrmont, die Fahrt geht nach Paris!

Das ungefähr sind die Gedanken, die sich in Griscelli's Hirn kreuzen, als er sich nach blitzkurzem Besinnen ebenso hastig zum Boden des Höhleneinganges niederbeugt, um die vor ihm hingestreckte und wie leblos daliegende Fürstin zunächst empor zu richten.

Aber, — o Wehe und Grauen über Grauen! Dieselben falschen Berg- und Höhlengeister, welche ein körperlich herrliches Weib soeben getödtet haben, packen auch ihn, den starken Mann, den furchtbaren Cabinetskriminalisten Louis Napoleon's.

Ein zweiter dumpfer Fall; ein zweites leises Röcheln, und auch Griscelli, der unerbittliche Verfolger der schon todten Camilla, ist von höherer Hand gerichtet. Unmittelbar neben die Fürstin hat ihn das heute doppelt gefährliche Gift der Gashöhle hingestreckt. Beide fielen und starben im selben Augenblicke, da ihre Athmungsorgane den Dunstkreis der bei Vollmond und Gewitter dreifach erhöhten und ausgebreiteten Kohlensäureschicht jener berüchtigten Pyrmonter Grotte auch nur berührten.

Camilla hatte mit Ormelli verabredet, sie wolle, sobald ihr der Rachecoup mit Griscelli geglückt, auf den über der Gashöhle liegenden Helvetiushügel steigen und ihn mittelst ihres Taschentuches schleunigst herbei winken, noch ehe der Grottenwächter, was geschehen, erfahren habe.

Da der Gewitterregen ebenso schnell aufgehört hatte, als er gekommen war, mußte das Ausbleiben jener Zeichensprache den Reisebegleiter der Fürstin doppelt befremden.

„Den Teufel! Was heißt das?" fragte er sich im Stillen und eilte, nachdem er wohl eine Viertelstunde

vergeblich gewartet und dem armen, abgebrannten Wächter mit Worten wie mit Gelde inzwischen Trost zugesprochen hatte, nichts Gutes ahnend, vorerst allein der Unglücksstätte zu.

Wer beschreibt sein Entsetzen? — Wie Romeo und Julie in gemeinsamer Gruft am Schlusse von Shakespeare's gleichnamiger Tragödie, findet er seine Gebieterin neben ihrem Verfolger entseelt am Boden der Gifthöhle hingestreckt, nur daß er diese Beiden nicht wie Jene aus Liebe, sondern aus Haß und Rache getödtet wähnt.

Aber wie kommt's, daß auch sie, die Fürstin, todt ist? — Hat Griscelli ihren Plan noch bei der Ausführung durchschaut und Camilla selbst in die Grotte gestürzt? — Nein, nein, dann wäre nicht auch er demselben Tode verfallen!

Aus diesem Labyrinthe von Gedanken findet Ormelli keinen Ausweg. Er steht und sinnt voll Grauens ob der beiden Leichen.

Da — was ist das? — Zuckt nicht die eine Wimper seiner Herrin noch? — Ist's keine Täuschung, daß es scheint, als ob ihr üppiger Busen sich noch leise hebt und senkt?

Er muß das wissen — muß sie retten, wenn's noch möglich, — er beugt sich, wie Griscelli über sie und — — stirbt wie dieser schnell und sanft.

Am Abend des 21. Juli 1866 war ganz Pyrmont auf den Beinen. Drei Ausländer waren zu einer Stunde in der Dunsthöhle verunglückt; drei Leichen schaffte man mit einem Male dort hinaus.

„Wenn die Kuh aus dem Stalle ist, macht man umsonst die Thüre zu", sagten die brunnentrinkenden Bückeburger Bauern, als die Pyrmonter Obrigkeit sich aus Anlaß dieses neuen traurigen Ereignisses endlich veranlaßt sah, die Gashöhle selbst bis auf die Vorhalle mit einem hohen, eisernen Gitter zu versehen.

„Gott sei Dank, daß es diesmal Ausländer waren, die ihrer eigenen Unvorsichtigkeit zum Opfer fielen!" meinte die Badedirection, mit Rücksicht auf die gespickten Geldkatzen jener, 1866 allein ausdauernden Bückeburger Bauern, und ließ den Grottenwächter unbehelligt.

Die Majestät Soulouque et Badinguet in Paris aber wartete vergeblich auf die Rückkehr Griscelli's, obgleich ein zweites deutsches Sprüchwort lautet: „Die Todten reiten schnell!"

Im Berliner Panopticum.

Wenn man dem Urtheile derer, welche die Welt von Island bis Australien und von der Nordwestspitze Afrika's bis zum östlichsten Punkte Südamerika's bereist haben — und ihrer sind heutzutage nicht wenige — trauen darf, so ist Spreeathen oder Berlin, die jetzige Hauptstadt des Deutschen Reichs, wenn auch nicht der größte, so doch der modernste und in dieser seiner Neuheit schönste Millionenplatz des alten Continents.

Ja, sogar von keinem bedeutenden Orte der neuen Welt läßt sich vielleicht mit gleichem Recht behaupten, daß seine Entwicklung mit der Geschichte seines Landes und Volkes immer gleichen Schritt gehalten habe, wie von jenem ehemaligen elenden Fischerdorfe bei Kölln an der Spree, das sich innerhalb nur weniger hundert Jahre zu einer Weltstadt ersten Ranges empor arbeitete.

Von diesem stolzen Bewußtsein fast überfüllt, wandert auch der richtige Spreeathener täglich durch die herrlichen Straßen seiner Vaterstadt und wird ihres Ruhmes und Lobes nie satt. Selbst die erwählten Vertreter oder sogenannten „Väter" Berlin's, das heißt

Magistrat und Stadtverordnete, lenken in jenem berechtigten Selbstgefühle ihre Schritte zum neuen, mächtigen Rathhause, das sich heute an Stelle der ursprünglichen kleinen Gerichtslaube — die Kaiser Wilhelm in seinem Park zu Babelsberg der Originalität halber restauriren ließ — als ein stattliches „rothes Bürgerschloß" im Stadtviertel Alt-Berlin, an der Königstraße, zwischen Jüden- und Spandauerstraße erhebt.

Wir gebrauchten absichtlich den Ausdruck „überfüllt", denn leider vergessen nicht wenige Vertreter und Bürger Berlin's, daß sich ihr Antheil an dem gewaltigen Aufschwunge Spreeathen's, genauer besehen, doch nur auf jenes Maß beschränkt, welches etwa ein Tapezirer und Dekorateur dem Baumeister eines Palastes gegenüber in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

Berlin ist in Wahrheit weniger durch seine Bürger und deren Väter, als vielmehr durch die in seinen Mauern residirende Dynastie der Hohenzollern, insonderheit aber durch deren größten Baumeister Kaiser Wilhelm und seinen genialen Maurerpolirer Fürst von Bismarck, das geworden, was es gegenwärtig im europäischen wie außereuropäischen Städteconcert glücklicher Weise vorstellt.

Gerade in Bezug auf die erstaunliche Entwicklung Berlin's scheint uns das Sprüchwort nicht blos am Platze, sondern wie eigens gemacht, die oben berührte spießbürgerliche Selbstüberschätzung und philiströse Dünkelhaftigkeit, welche namentlich den geborenen aber ungebildeten reisenden Berliner bis zum Ekel kennzeichnet, auf das rechte Maß zurück zu führen, nämlich die

Erfahrungsweisheit: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun."

Wer heutzutage als Fremder nach Berlin kommt und etwas schauen will, der weiß in der That nicht, wohin er sich zuerst wenden und wie er das alles geistig verdauen soll, was die junge Riesenstadt ihm alles an Sehenswürdigkeiten bietet.

„Schließt Augen euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen!"

Dies Goethewort gilt nicht nur von den zahlreichen Museen, Gemäldegalerien, Theatern, Cirkusvergnügungen und andern öffentlichen Belustigungen, von der Königlichen Oper bis herab zum Tingeltangel, nein, dasselbe kann man auch, wovon sein Ursprung stammt, auf die herrlich gewachsenen Frauen und Mädchen Berlin's anwenden.

An keinem Platze der Welt, wagen wir zu behaupten, begegnet man auf Schritt und Tritt einer solchen Fülle von prachtvollen Büsten mit zierlichen Wespentaillen und leichtschreitenden Gazellenfüßchen, wie gerade in Spreeathen. Dort strömt heutzutage alles, was von Mutter Natur mit dem besten Empfehlungsbriefe, den sie ihren Töchtern geben kann, einem hübschen Gesicht und fascinirenden Körperformen ausgestattet ist, zusammen, und die kräftigen und vollbusigen Märkerinnen stellen zu diesem Weibercontingent sogar die Primogarnitur.

„Ich bitte dich, mein schönes Kind,
O grüß' mich nicht „Unter den Linden",
Wenn wir bei mir zu Hause sind
Wird sich schon alles finden!"

sang schon Heinrich Heine im Hinblick auf jene zahlreiche Kaste von geschminkten und ungeschminkten Priesterinnen, die der in Berlin domicilirenden Venus vulgivaga heimlich oder öffentlich opfern. Hätte seine Frivolität die Hekatomben schauen können, welche ein periodisch berittenes Amazonenregiment von über 10000 leichtgeschürzten Demimonde-Damen gegenwärtig und täglich auf dem Altar der Liederlichkeit darbringt, sie würde sich heute vielleicht folgender Weise, dieser erschreckenden Thatsache gegenüber, äußern:

„Ihr habt ein Schlachthaus neu erbaut,
Für wen? läßt sich schwer sagen:
Ich glaub' für die Innocentia,
Nicht ihre Anthropophagen!"

Doch wandern wir im Geiste von dem neuen Viehhofe im Nordosten Berlin's, allwo nicht die wenigsten Unschuldmörder, ohne gerade Tauben zu schlachten, sich in der rohen Kunst des Verblutenmachens üben, nach dem Zoologischen Garten im Südwesten, als nach demjenigen Theile Spreeathen's, wo insonderheit für die vierfüßigen Creaturen dieser Welt zum Ergötzen ihrer zweibeinigen Concurrenten, der Menschen, ein nicht unbedeutender Schutzzoll in Gestalt von Entrée erhoben wird.

Kein Reisender wird Berlin wieder verlassen, ohne zuvor den Zoologischen Garten besucht zu haben, und zwar nicht etwa deshalb, weil ihn dort, nach Voigt und Anderen, Chimpanse und Orang-Utang als Urväter in absteigender Linie verwandtschaftlich angrinsen oder Nil-

pferd und Rhinozeros an manche Großmäuligkeit und Bornirtheit, deren er sich schuldig weiß, huldvollst erinnern, sondern weil ihm in jenem Kunstnaturbilde ein Stück von jenem Eden vor Auge und Seele tritt, das nach der frommen Bibelsage als Paradies des Menschendaseins schöne Wiege war.

Aus selbigem Grunde und vielleicht auch, um die immerhin fragliche Lücke zwischen Mensch und Thier, zumal die zwischen Demimonde und Vieh, nach Möglichkeit auszufüllen, finden zur Sommerzeit im Berliner Zoologischen Garten, und zwar schon seit einer Reihe von Jahren fast regelmäßig gegen den Herbst hin große Aus- und Schaustellungen fremder, noch halb wilder Menschenstämme in ausgesuchten Exemplaren statt.

Mag man nun der Darwin'schen Entwicklungstheorie des Universums huldigen oder nicht; mag man den Menschen blos als natürliches Schlußglied der mächtigen Kette animalischen Lebens, das wir im bunten Thierreich bewundern, ansehen oder, im biblischen Sinne, als die freilich nur aus Thon geknetete, aber für sich bestehende Krone der Schöpfung betrachten: immer gleichen solche Ausstellungen Krystallspiegeln für die gesittete Menschheit im Ganzen, wie für den Kulturmenschen im Einzelnen, Reflexspiegeln mit der mehr als Reklame geltenden delphischen Orakelschrift: „Erkenne dich selbst!"

„Zur Welt suchen wir den Entwurf, und dieser Entwurf sind wir selbst", schrieb der Dichter Novalis. „Der Mensch sei das Selbstmaß des Universums", behauptete Pythagoras, und: „Unser ganzes Wissen von

der Welt ist nur eine Wiedererweckung der eigenen Persönlichkeit", lehrte schon Sokrates.

Viel klarer und eingehender als letztgenannte alte Philosophen läßt sich der jetzt noch lebende berühmte Afrikareisende und Ethnologe Adolf Bastian über den Werth und die Bedeutung anthropologischer Sehenswürdigkeiten in folgenden Worten aus:

„Nicht nur die Aristokratie der Geburt und des Geldes, sondern auch die des Geistes hat ihre Isolirung mehr, als bisher geschehen, aufzugeben, soll anders die augenblickliche sociale Gährung zu einer vorhaltenden Klärung unserer so bedenklich schwankenden gesellschaftlichen Verhältnisse führen.

Es fehlt unserer Zeit ein Verwachsen mit dem Volk, und diese mangelnde organische Wechselwirkung kann erst angebahnt werden, nachdem in erster Linie die Gelehrten, um den Durchschnittsmenschen normiren zu können, durch die Kunde vom Volk, das heißt durch vergleichende Völkerkunde, gelernt haben, was das sogenannte Volk eigentlich vorstellt."

Dieser Mahnung entsprechend, hat Spreeathen nun endlich auch ein eigenes und besonderes Heim für Völkerkunde erhalten und braucht fürderhin nicht mehr um die etwa zufällig noch leeren Winkel des neuen Museums zu betteln. In der Königgrätzerstraße erhebt sich der erste ethnologische Tempel des Deutschen Reiches. Professor Bastian, sein designirter Oberpriester, hat nicht eher gerastet, bis auch dieser stolze Kuppelbau als eine reife Frucht von dem mächtigen dreiästigen deutschen Siegesbaume 64, 66 und 70 fiel.

In trinitate robur! Die deutsche Nation, mit Preußen an der Spitze, hat ihren gewaltigen, so lange herbei gesehnten Einheitsbau, mit deutschem Heldenblut gekittet, in drei naturgemäß auf einander gestellten Etagen jetzt endlich errichtet, und zum äußeren, sichtbaren Zeichen dieser endlichen inneren Festigung steigt soeben ein erstes deutsches Parlaments- oder besser Reichstagsgebäude aus der Erde empor. Lange jedoch bevor dieser Einheitstempel in Angriff genommen wurde, erhob sich auf demselben Königsplatze zu Berlin, einer schlanken Königskerze gleich, das dreigliedrige Siegesdenkmal zum ewigen Gedächtniß für 1864, 1866 und 1870/71. „Cigarrenständer" nennt es der Berliner Witz, weil die Kanonen, welche anliegend seinen Säulenschaft schmücken, sich von weitem in der That wie vergoldete Glimmstengel ausnehmen.

Doch kehren wir zum Zoologischen Garten und seine anthropologischen Schaustellungen zurück, oder suchen wir vielmehr ihr Winterpendant „Unter den Linden" auf. Spekulative Spreeathener wissen immer Rath und schaffen selbst Raum für wilde Menschen und deren groteske National- und Kriegstänze, wenn die Jahreszeit derartige Produktionen im Freien verbietet.

In einer Millionenstadt lautet die Parole für alle diejenigen, welche auf den Wissensdurst und die Vergnügungslust des großen Haufens, behufs rascher Füllung ihrer Börsen, spekuliren: Bietet etwas Neues und Pikantes. Würzt das Alte, das man sich satt gesehen und doch nicht entbehren kann und mag, durch sinnprickelnde Zugaben wie mit spanischem Pfeffer.

Dieser Großstadtforderung, identisch mit Blasirtheitkitzel, Rechnung tragend, griff sogar der berühmte Pferdebändiger und Cirkusnestor Renz noch in seinen alten Tagen, und nachdem selbst die vielseitige Virtuosität seiner Clowns nicht mehr im Stande war, den Genuß der großen Kunstpausen, die Rosse und Reiter übrig lassen, zugkräftig zu gestalten, nach pantomimischen Massendarstellungen und phantastischen Komödien im Style grandioser Feerien.

Schneller aber noch, als Renz, mußte der geniale Wachsfigurenkünstler Castan in seinem so rasch beliebt gewordenen Passage-Panopticum nach neuen Reiz- und Lockmitteln ähnlichen Genres ausschauen. Was für einen Weltruf erlangte in kürzester Zeit sein unmittelbar an die Straße „Unter den Linden" grenzender „Congreß"- und „Zollernsaal", und leider auch seine „Verbrecherkammer".

Aber was sieht man sich leichter müde als todte Wachsfiguren, deren frappante Aehnlichkeit mit den Originalen auf manchen Besucher sogar unheimlich und daher mehr abschreckend als anziehend wirkt? Wer wollte es jenem Wachsbildhauer, der Bienenfleiß zu Menschenmacherei en gros verwendet, also verdenken, daß auch er, und zwar dem Zoologischen Garten Concurrenz bietend, zu neuen, magnetisch wirkenden Reizmitteln seine Zuflucht nahm.

Gott schuf den ersten Menschen bekanntlich aus einem Erdenkloß und blies ihm seinen Odem in die Nase; also ward der Mensch eine lebendige Seele. Warum sollte

dieser angeblichen Thatsache gegenüber nicht auch ein Castan sein Wachsfigurenkabinet durch Zuthat wirklichen Menschenkinderathems beleben dürfen?

Ohne Zweifel stehen Wachsmasken von civilisirten und hypercultivirten zweibeinigen Erdenbürgern, das heißt berühmten oder berüchtigten Leuten, den unter und neben ihnen zur Schau gestellten halbwilden Menschen ebenso nahe, wie letztere den Bestien des Zoologischen Gartens.

In Zeiten, wo englische Buchhändler, der stärkeren Zugkraft wegen, sogar auf den Mumpitz verfallen, daß sie die Stühle, worauf ihre Autoren gesessen, oder die Hemden, welche sie getragen, mit zum Papier oder Deckelpappen der entsprechenden Werke verarbeiten lassen, darf man sich über Geschäftscombinationen, wie ein Renz und Castan dergleichen veranstalten, nicht im Mindesten verwundern. Gewerbefreiheit ist leider auch in der Kunst selbst, wie in den von Künstlern arrangirten Schaustellungen eingerissen und sollten es sogar wilde Menschen sein, welche diese Art von Kunstfreiheit zu repräsentiren haben.

Unter jenen Rassevertretern fremder Zonen giebt es aber heute kaum noch einen Menschenstamm, der nicht seine Visitenkarte persönlich in Berlin abgegeben hätte.

Die Sudanneger, die Kaffer-, Congo- und Bantuvölker Afrika's incl. Hottentotten und Obongo's; die Mongolen und Tungusen, die Kuli's und Singghalesen Asien's; die Malayen und Marri Oceanien's und Australien's; die hamitischen Berber und äthiopischen Bedscha's

des schwarzen Continents und die verschiedenen Rothhäute der Neuen Welt bis herunter zu den südamerikanischen Feuerländern oder Pescherä's: Alle, alle waren sie bereits in Spreeathen zu Gaste, nach Schiller's Wort: „Wer zählt die Völker" 2c. und: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!"

Alle genossen sie von Seiten der Berliner Schönen eine Verehrung und Liebe, die zu den ernstesten Besorgnissen Veranlassung giebt.

Diese sogenannten „Wilden", die übrigens sämmtlich Geld kennen, Cigarren rauchen und Kußhände zu werfen verstehen, sperrt man nämlich nicht wie Thiere in Käfige und Verschläge, sondern läßt sie möglichst frei bewegen, ja fährt sie spazieren und besucht mit ihnen Concerte, Theater und Bälle.

Und gerade in dieser warmen Bethätigung spreeathenlicher Humanität, will uns bedünken, liegt eine Gefahr, die um so größer ist, je augenscheinlicher, ja handgreiflicher sich die Schwärmerei des weiblichen Berlin für jene exotischen Männer gestaltet.

Dem massenhaft in Berlin vertretenen zweierlei Tuch in den Klöstern der Gegenwart, den Kasernen, haben wir schon einen ziemlich starken, illegitimen Nachwuchs seiner Bevölkerung zu danken; was soll nun aber werden, wenn das so fortgeht, und alle Jahre an hundert fremde Stämme Andenken hinterlassen, die entweder zu den Schecken oder Falben zählen und schließlich ein pêle mêle in die Berliner Bevölkerung bringen, wie es die

künstliche Kreuzung des Zoologischen Gartens nicht besser in's Werk zu setzen vermag.

Und wo bleibt vollends der einheitliche innere Mensch bei dieser kaleidoskopischen Vermehrungsart: Geistige Giraffen, Zebras und Quaggas — das, Berlin, sind die Früchte deiner Humanität.

Unter den im Zoologischen Garten und im Panoptikum, neuerdings sogar in der Charlottenburger Flora von Zeit zu Zeit ausgestellten Halbwilden sind aber keine beliebter und namentlich den Berliner Schönen sympathischer, als jene, unter dem Sammelnamen Dakota-Indianer bekannten nordamerikanischen Jägerstämme, welche nomadenhaft in den weiten Prärien zwischen dem Felsengebirge und Missouri- resp. Arkansasstrome hausen. Gerade diese, oft unter der Bezeichnung „die sieben Rathfeuer", mehr aber noch unter dem Spottnamen „Sioux" vorgeführten Rothhäute, welche die Stämme der Assiniboin, Winipeg, Jowa, Osagen, Kansas, Arkansas, Menitärri, Mandaner und Upsaroka oder Krähen umfassen, genießen bei den menschenfleischlüsternen Spreeathenerinnen, wie gesagt, eine höchst gefährliche Volksthümlichkeit und Rassenbevorzugung.

Ob diese Indianerschwärmerei ihren Grund mit in den kühnen Adlernasen hat, welche, nach altamerikanischem, aztekischen Typus, besonders das Volk der Sioux charakterisiren, oder aber lediglich auf die kräftigen und tadellos männlichen Gestalten der in Rede stehenden Dakotarothhäute zurück zu führen ist, vermögen wir nicht zu

beurtheilen. Möglich wäre das Erstere deshalb, weil die krumme Nase, namentlich in den feineren Vierteln Berlin's, und nicht etwa blos am Mühlendamm, schon an sich eine große Rolle spielt, diese „semitische" Gurke aber, bei all ihrer Kühnheit in erotischer Beziehung und des gemeinlich physisch wie moralisch jämmerlichen Kerls wegen, der sich ihr Inhaber nennt, ohne starke pekuniäre Pfefferung und sonstige materielle Illustration, als eine mehr verabscheute als begehrte oberfaule Frucht gilt.

So ein rother Adler, der Inhaber von den Dakota's oder Sioux dagegen, ja Berlinerin, das ist ganz etwas anderes; das ist kein blasirter und entnervter Neuhebräer aus der Bellevue- oder Thiergartenstraße, sondern ein Feuer und Verve strotzender Naturmensch, welcher zu flammender Gegenliebe nicht erst der künstlichen Berieselung durch Börsenjobberei bedarf.

Darum verzage nicht, du judenfeindliche und den schnöden Mammon als Liebeshebel verachtende, aber doch auch von Europens übertünchter Höflichkeit fast bis zur Bleichsucht angekränkelte Großstädterin am Strande der Spree! Verzweifle nicht, so lange es Sioux-Indianer giebt, kann dir geholfen werden. Wir begreifen und würdigen deinen Schmerz, du kannst, du willst nur arme Teufel lieben und wären sie auch roth, wie Kupferpfannen, Zinnober und Dachziegel:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß was ich leide!
Fast sans Kostüm, mein Schatz,
Brillanter Heide!

Zu Castan magst du die Oriflamme deiner Liebe tragen! Dort, im Panopticum, mitten unter noch viel bleicheren, wachsfarbigen Gesichtern als dein eigenes hysterisches Antlitz, schlägt dir der Puls der Leidenschaft wie Mosis Felsenquell aus Indianerherzen entgegen.

Und sie sind gar nicht so krebsartig roth, diese Sioux vom Arkansas. Fürchtest du dich nicht vor Blücher- und Zietenhusaren, so kann dich auch die Farbe deiner nordamerikanischen Lieblinge nicht erschrecken, zumal du gewiß sein darfst, daß kein verkappter Socialdemokrat dahinter steckt.

Wir müssen uns nach dieser Einleitung, welche den Leser gleichsam auf die Schweißspur des nachfolgenden Kapitelinhalts leiten soll, zunächst einmal wieder nach dem zuletzt in Rom und zwar beim Lord Duncombe daselbst gesehenen Dr. medicus Malder bekümmern.

Dieser charmante deutsche Arzt hatte, wie sich der Leser jetzt entsinnen wird, bald nach des genannten reichen Engländers jähem Tode, dessen Pflegetochter, die uns aus ihren abenteuerlichen Erlebnissen in den nordamerikanischen Prärien wohl bekannte, ebenso junge, als liebreizende Wittwe Eva Robert (Englisch Robertson) aus reiner Neigung, und allen Gegenbewerbungen des französischen Marquis de Santillier zum Trotz, geheirathet.

Jenes schmucke Pärchen lebte, wenn auch kinderlos, in der mitererbten stattlichen Besitzung Lord Duncombe's und würde seine Tage wohl auch auf Italien's Boden beschlossen haben, wenn nicht ähnliche Beweggründe, wie jene, welche die Fürstin von Bentivoglio aus der Halb-

insel der Apenninen verscheuchten, auch schließlich für seinen Aufbruch nach Deutschland maßgebend geworden wären.

Der geneigte Leser kennt Dr. Malder, den Todfeind Pater Mariano's und Mitretter der Frau Kapitain Montal, auch noch von Turin her, wo derselbe mit zu denjenigen Personen gehörte, die als verschworene Mazzinisten eine Zeit lang in dem Keller des Bäckers Asti verkehrten.

Fast dieselben Erfahrungen und Enttäuschungen nun, wie die Präsidentin jenes Geheimbundes, die Fürstin Camilla, machte genannter Doctor. Italien's Mazzinismus hatte sich, wie gesagt, der veränderten politischen Constellation gegenüber, ausgelebt, und das Wenige, was ihm noch zu thun übrig blieb, besorgte der begnadigte und in sein Vaterland zurück gekehrte General en chef, Mazzini, selbst.

Außerdem aber hatte Victor Emanuel's entschiedene Abwendung von Napoleon während der letzten Jahre viele gemäßigtere Mazzinisten, und darunter auch Malder, zu halben, wenn nicht ganzen Neuroyalisten und Monarchisten bekehrt. Die meisten jener politischen Geheimbündler hatten allmählich einsehen müssen, daß Italien's Heil, das heißt seine endliche Einigung und Befreiung vom Jesuitismus, weniger von doctrinärem Radikalismus und Republikanismus, als vielmehr von dem monarchistischen Banner Piemont's, dem rothen Kreuz von Savoyen, zu erhoffen sei.

Den Ausschlag unter jenen Motiven, welche Dr. Malder's Uebersiedlung oder, besser, Rückkehr nach Deutsch=

land bestimmten, gab schließlich ein seit Lord Duncombe's Tode in Eva Robert fast unwiderstehlich gewordenes Heimweh nach den Bergen und Thälern ihrer Jugendtage. Die letzteingegangene zweite eheliche Verbindung mit einem gleichfalls ursprünglich Deutschen, mit Malder, hatte jene unauslöschliche Flamme vollends angefacht, und so kam es, daß die ehemalige deutsche Schulmeisterstochter und nachherige amerikanische Hinterwäldlerin mit ihrem neuen Gemahl schon wenige Jahre nach der Flucht der Fürstin von Bentivoglio ebenfalls aus Italien aufbrach.

Aber die Reise jenes glücklichen Ehepaares ging nicht direct nach Deutschland, über die Alpen, sondern man unternahm zunächst einen für so weitgereiste Leute fast klein zu nennenden Abstecher nach Nordamerika. Frau Dr. Eva Malder, wie unsere liebenswürdige Deutsch-Amerikanerin nunmehr hieß, trug neben ihrem Heimweh nach dem Lande ihrer Geburt und Kindheit das ihrer Pietät entsprechende und ihre Denkungsart im höchsten Grade ehrende, ebenso tiefe Verlangen, vor ihrer Uebersiedlung nach Deutschland und mit ihrem neuen Beschützer zusammen noch einmal das stille Urwaldgrab ihres, der wilden Eifersucht so jäh zum Opfer gefallenen Robert zu besuchen.

Geld spielte bei der Universalerbin Lord Duncombe's fortan keine Rolle, und was die Strapazen eines solchen Abstechers betraf, so hatte die inzwischen gerade in den südwestlichen Grenzgebieten der Vereinigten Staaten mächtig fortgeschrittene Kultur bestens dafür gesorgt, daß man hunderte von Meilen, die bis vor wenigen Jahren

nur von einsamen Trapperkarawanen in öder Wildniß zurück gelegt werden konnten, jetzt auf den Flügelsohlen des Dampfrosses durcheilte.

Trotz alledem aber und zur großen Freude Eva's war jene Scholle des Osagegebietes, wo ihres seligen Robert irdische Ueberreste gebettet lagen, vom Zahn der Civilisation noch unbenagt geblieben. Noch rauschte ein Stück des nordamerikanischen Urwaldes dort dem ersten Geliebten ihres Herzens von der Einsamkeit geweihte Grab- und Schlummerlieder; noch breitete eine gewaltige Korkeiche ihre schattigen Riesenzweige über den nur von dürrem Laub bedeckten Hügel des theuren Todten.

Aber Eines war ziemlich neu an dieser heiligen Stätte des Schmerzes vergangener Tage; etwas ganz Auffälliges an Robert's Grabe machte Eva's Seele gleich beim ersten Wiedererblicken jenes traurigen Ortes in ihren Tiefen erbeben. Ein Steinhaufen zu Häupten des Todtenhügels, nach Art der indianischen Opferaltäre errichtet, und neben diesem primitiven Gedächtnißmale eine verrostete Waldläuferbüchse und ein zerbrochenes Canoe.

Wer anders als Kehe-Paha, jener edle Indianer vom Stamme der Pottawatamie's, welcher, wie dem Leser nun wieder gegenwärtig sein dürfte, Robert und Eva einst treu wie ein Hund durch alle Fährnisse dieser Wildniß geleitet und Robert's Mörder, den heimtückischen Gerhardt, seiner gerechten Strafe überliefert, konnte jenen Altar dort erbaut und Waffe und Boot, dem Jenseitsglauben seines Volkes entsprechend, eben daselbst und zwar vor nicht allzu langer Zeit pietätvoll niedergelegt haben? —

Thränen tiefster Rührung stürzten aus Eva's Augen bei jenem unerwarteten Anblick. Unwillkürlich mußte sie des einstigen Abschieds von ihrem treu ergebenen Kehe-Paha gedenken; jener ergreifenden Scene, da genannter Natursohn wieder, nicht als „hüpfender Hirsch", was sein Name bedeutete, sondern eher wie ein schwer verwundetes Reh, der urwäldlichen Heimath seines Stammes entgegen zog; jenes seltsamen Auftritts in der Prärie, da der biedere Kentuckier Jenkins die verwaiste Eva Robert von der großen Trapperkarawane und auch von Kehe-Paha trennte, um sie und ihr Kind in den schützenden Kreis der Seinen nach Neu-Orleans zu bringen. — Ja, verwundet, tief verwundet schied damals der treue Sohn der Wildniß von Eva, die er seit ihres Gatten Tode heimlich ernstlich liebte; die er wie eine Göttin anbetete und dennoch — weil er nur eine elende Rothhaut war — für immer, immer lassen mußte.

All diese wundersamen Erlebnisse stiegen hier, im Osagestromgebiete, wieder lebendig vor Eva's Geiste auf, und sie ward, in Folge dessen, nicht müde, ihrem neuen Gemahle die Einzelheiten ihres ehemaligen Trapperlebens, ihr Glück wie ihr Leid, umständlich zu erzählen.

Von Robert's Grabe ging die Reise des Pärchens dann weiter nach dem Süden, nach Neu-Orleans, wohin Jenkins, der brave Kentuckier, sie gastlich geleitet. Dort, in der freundlichen Halbmondstadt der neuen Welt, warteten ihrer ja neue, große Erinnerungen. Dort, in der Familie Jenkins, hatte sie die beiden Pfänder ihrer ersten Liebe, zwei holdselige Kinderchen, in zartem Alter

verloren und eben daselbst auch schließlich Lord Duncombe und seine Tochter Maud als Amerika reisende Engländer zuerst kennen gelernt.

Aber wozu den Leser mit Dingen, die sich seine Phantasie von selbst ausmalt, ermüden. Es genügt, jene Reise der Malder'schen Eheleute nach Nordamerika betreffend, die kurze Andeutung, daß der früheren Eva Robert in erster Linie darum zu thun war, dem neuen Gatten ein möglichst getreues Bild von ihrem ehemaligen Leben und Kämpfen zu verschaffen; ihm ehrlich und ad oculos zu demonstriren: „Auf diesen Pfaden ward ich, was ich bin!"

Daß sich bei diesen Blicken in die Vergangenheit auch dann und wann das Bild des treuen Kehe-Paha in den Vordergrund drängte, ja daß die jetzige Eva Malder, namentlich so lange sie jenseits des Mississippi weilte, den Wunsch nicht unterdrücken konnte, auch ihrem einstigen rothen Liebhaber noch einmal begegnen und Auge in Auge schauen zu dürfen, wer wollte das einem echten Weibe, selbst wenn es am Arme eines zweiten Gemahles daher schreitet, verargen.

Und jener Wunsch sollte erfüllt werden, wenn auch anders, als Eva es sich jemals hätte träumen lassen. Seine wirkliche Erfüllung aber führt uns zurück nach Deutschland, dem Reise-Hauptziel der, Italien den Rücken kehrenden Malder'schen Eheleute, und zwar speciell nach der inzwischen zur Kapitale des gesammten deutschen Reiches empor gehobenen Metropole des siegreichen Preußenstaates, nach Berlin.

Großartige Ereignisse hatten sich seit Dr. Malder's mehrjährigem Aufenthalt in Amerika abgespielt; kriegerische Ereignisse, wie die Welt noch keine gesehen. Das prahlerische Frankreich, auf die alte Uneinigkeit des deutschen Volkes bauend, hatte Preußen wegen einer Thronfrage, so klein wie eine spanische Fliege, keck den Fehdehandschuh hingeworfen, und darauf war, wie über Nacht und gegen alles Erwarten, die endliche Verbrüderung von Nord- und Süddeutschland, die Ueberbrückung des Main durch den Zimmermann „Franzosenhaß" erfolgt. Im Herzen Frankreich's, in Versailles, hatten die vereinigten deutschen Fürsten und Völker schließlich, nach einer Siegeskette ohne Gleichen, König Wilhelm I. von Preußen zum ersten Deutschen Kaiser ausgerufen, und Spreeathen war auf diese Weise die Hauptstadt des Deutschen Reiches geworden.

Frankreich's Kriegsstrafgelder hatten sich bereits als Milliardengoldregen über das Reich seines Besiegers und besonders über Berlin ergossen, als Dr. Malder, in dem stolzen Bewußtsein, ebenfalls ein Deutscher zu heißen, wenn auch mit einem gewissen Schamgefühle, sich so lange in fremden Ländern wie heimathlos umher getrieben zu haben, in Begleitung seiner Gemahlin Eva, über Hamburg kommend, der neuen Reichskapitale seines alten, siegreichen Vaterlandes entgegen dampfte.

Mit anderen Worten, die sogenannte Gründerzeit stand in schönster Blüthe, als die Malder'schen Eheleute auf ihrer Reise nach Süddeutschland zunächst in Berlin einkehrten, wo jene Aera des Geldüberflusses und der

Spekulationswuth unter anderen neuen Sehenswürdigkeiten auch eben die Kaiserpassage und Castan's Panoptikum daselbst geschaffen hatte.

Wer Berlin seit 1870 resp. 71, das will sagen seit den Großthaten der deutschen Heere auf französischem Boden nicht gesehen hat, der erkennt diese Schöpfung der Hohenzollern, diese Ruhmeskapitale des großen Kurfürsten und König Friedrich des Einzigen, dessen 100jähriger, festlich begangener Todestag in das Jahr der Abschließung des vorliegenden Romanwerkes fällt, schwerlich wieder.

Schon lange zwar schmücken marmorne und bronzene Monumente jener Helden, die im ersten deutschen Freiheitskriege 1813—15 bei Leipzig und bei Waterloo vornehmlich der französischen Großmachtssucht ein Loch in die Pauke schlugen, Spreeathen's Kreuzberg und Opernplatz und Zeughaus, und noch länger zieren die Waffenmeister des siebenjährigen Krieges den sogenannten Zietenplatz zwischen Mohren- und Wilhelmsstraße, aber erst seit 1866 erinnern zahlreiche Straßenbenennungen an den zweiten großen Einheitsschritt jenes Heilsjahres, und die Riesencampagne von 1870/71 hat der jetzigen geistigen Metropole Deutschland's dann vollends ihr Ruhmes- und Schönheitssiegel aufgedrückt.

Es brauchte erst solcher Actionen wie Weißenburg, Wörth, Mars la Tour, Gravelotte, Sedan, daß Berlin's alte Thore und Befestigungsmauern endlich fielen, Pferde- und Stadtbahnen seinen Binnenverkehr beschleunigten und vermehrten und Kunstdenkmäler und Luxusbauten jeder

Art, bis auf das heutige Gros altdeutscher Bier- und Weinstuben, neben den herrlichsten Baum-, Park- und Fontänen-Anlagen, wie Pilze aus und an dem neuen Asphaltstraßenpflaster empor schossen. Es mußten erst Straßburg, Metz und Paris sich in echt Kotzebue'scher Verzweiflung den deutschen Siegeswaffen übergeben haben, bevor das ehemalige wendische Fischerdorf Altkölln-Berlin, die nachfolgende bescheidene Hauptstadt der Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, das werden konnte und sollte, was sie durch Gottes Gnade und Bismarck's und Moltke's geniales Walten heute ist: — Ein neues Rom, ein überholtes Paris — das Steuerrad des modernen Weltgetriebes.

Als Eva Malder im Frühjahr 1873 mit ihrem zweiten Gemahle genannte erste deutsche Kaiserstadt betrat, war auch für sie des Schauens und Staunens kein Ende. New-York, woher sie kam, die Hauptempore des atlantischen Seeverkehrs, hatte ihr ja auch mächtig imponirt, aber wie konnte sich jene Riesenstadt der Vereinigten Staaten mit der angehenden Millionärin an der Spree in Bezug auf Kunstschätze, historische Denkmale und andere Sehenswürdigkeiten messen?

Wo gab es ein Weltmuseum, wie das neue, durch König Friedrich Wilhelm IV. geschaffene, auf dem Berliner Lustplatz? Wo eine Universität, wie die unter König Friedrich Wilhelm III. durch die Gebrüder Humboldt errichtete, am Ende der Straße Unter den Linden? Wo ein so schlichtes Kaiserpalais mit einem so imposanten Monument davor, wie das Denkmal des alten Fritz,

vis-à-vis dem historischen Eckfenster Kaiser Wilhelm's, des Siegreichen?

Alles das waren für die intelligente Deutsch-Amerikanerin ebenso neue als bewundernswerthe Dinge, die sie nicht müde wurde zu betrachten, und dennoch zog ihr Herz sie schon am ersten Tage nach ihrer Ankunft in Berlin zu einem wesentlich anderen Gegenstande der Neu- und Wißbegierde oder, besser, ihrer innersten Neigung und Sehnsucht.

An den als öffentliche Vergnügungsanzeiger figurirenden runden und buntbeklebten sogenannten Litfaßsäulen las sie auf gelben, mächtigen Plakaten mit Riesenlettern: „In Castan's Panopticum, Kaiserpassage, tägliches Auftreten hier noch nie gesehener echter Sioux-Indianer vom Stamme der Pottawatamie's in ihrem grotesken Kriegerschmuck und nationalen Tänzen".

Das lesen nnd ihren Gemahl bitten, sie unverzüglich dorthin zu begleiten, war begreiflicher Weise Sache ein und desselben Moments, und Dr. Malder, seinerseits, fand nach alledem, was seine Gattin in Amerika erlebt und was ihre Erinnerungen im Besonderen an die Sioux-Rothhäute knüpfte, in jenem Drängen, besagte Indianer in echten Repräsentanten auf deutschem Boden einmal wieder zu sehen, durchaus nichts Befremdendes.

Item, man war schon nächsten Morgen in Castan's Panopticum, dem Hohenzollern- und Congreßsaal wenig Beachtung schenkend, ja sogar an der berühmten Verbrecherkammer in anderer, sehnsüchtigerer Erwartung kühl vorüber schreitend.

Es war zum Glück noch ziemlich leer in jener frühen Morgenstunde, denn die erste Production der echten Sioux-Indianer vom Stamm der Pottawatamie's stand noch bevor.

„Bedauernswerthe freie Söhne der Prärien und des Urwalds, daß ihr euch hier für Geld, für schnöden Mammon, wie im Kerker halten laßt", seufzte Eva, „daß euch die Ueberredungskünste eines Hagenbeck aus euren luftigen Wigwams in diese trockene, wachsparfümirte, miserable Saalluft zu locken vermögen!" — Da tönte auch schon die bekannte Theaterklingel, als Zeichen des Beginns der Vorstellung.

Sechs röthlich angehauchte, stark adlernasige, stattliche Männer verschiedenen Alters stürzten auf jenes Glockenzeichen in jenem Saale, welchen die Malder'schen Eheleute zuletzt betreten hatten und der die Thürüberschrift: „Zu den Indianern" trug, hinter grünen, ein roth drapirtes Podium umsäumenden sogenannten Waldcoulissen fast gleicher Zeit hervor, um zunächst in ihrem ältesten Nationalcostüm, das heißt mit dürftigem Lendenschurz und buntem Federkopfputz das übliche Begrüßungscompliment zu machen.

Arm in Arm stand Eva mit ihrem Gatten vor jenem Podium und war eben im Begriff, dem Gemahle hochklopfenden Herzens zuzuflüstern: „Es sind wirkliche Sioux und keine angestrichene Voigtländer, wie ein neben mir sitzender Berliner apodictisch behauptete", da ertönte vom Podium her ein unnachahmlicher jäher Schmerzensschrei, und einer der sechs Indianer, der stattlichste

von allen, stürzte, wie von einem Blitz getroffen, leblos zu Boden.

„O thou my one beloved lady! — Queen of my heart!“ lispelten seine Lippen im Sterben, während Eva, jenen vom Schlage gerührten unglücklichen Fremdling ebenfalls erkennend, mit dem Ueberraschungsrufe: „Kehe-Paha!“ ihrem Gatten ohnmächtig an die Brust sank.

Sehnsucht, die Geliebte seines Herzens noch einmal zu schauen, hatte genannten Indianer erst nach New-Orleans und dann nach Europa getrieben. Allein um ihretwillen hatte er sich zu einem Ausstellungsobject erniedrigt, und nun fand er den „star of his life“ am Arme eines zweiten Bleichgesichtes wieder.

„Wir Wilden sind doch bessere Menschen“, so etwas strahlte von der schmerzverklärten Stirn des rothen Todten.

Auf dem Marcusplatz in Venedig.

Wir haben mit dem Inhalt des vorigen Kapitels, weil es uns darauf ankam, die neueste deutsche Geschichte als die natürliche Basis der italienischen Einheitsgenesis bis zu ihrem Haupteffect in Versailles und dessen unmittelbaren Folgen ausklingen zu lassen, betreffs der Entwicklungszeit des vorliegenden Romans ein wenig vorgegriffen und müssen aus diesem Grunde jetzt wieder um sieben Jahre zurück gehen.

Am 7. November 1866 nämlich spielte sich in Italien's bella Venetia ein Ereigniß ab, das an Bedeutung dem auf den 20. September desselben Jahres fallenden Einzug der preußischen Siegestruppen in Berlin und der am gleichen Tage erfolgten Stiftung des Norddeutschen Bundes ähnelt, oder anders und kürzer gesagt, als die große Jubelouvertüre zu Italien's „Versailles“ im Jahre 1871, das heißt zu Victor Emanuel's Besitzergreifung des römischen Quirinals betrachtet werden muß.

Um bei unsern deutschen Lesern eine möglichst klare Vorstellung über die jüngsten politischen Neugestaltungen in Italien zu erwecken, kann nicht oft genug an parallele deutsche Vorgänge erinnert werden.

Was die jetzige preußische See-Provinz Schleswig-Holstein seiner Zeit für Deutschland's heutige Einheit und Selbstständigkeit gewesen ist, nämlich der Polar- und Angelstern am Firmament der ehemaligen so dunklen deutschen Frage, der Erisapfel zwischen den Rivalen Oesterreich und Preußen, das war die Provinz Venetien mit ihrer Hauptstadt Venedig dem Entwicklungsgange der italienischen Einheit und Freiheit gegenüber. Um Venetien in erster Linie drehte sich seit 1814 die italienische Bewegung der nachfolgenden Jahre; Venetien blieb der Augapfel aller mit 1832 und Mazzini anhebenden Revolutionen und Contrerevolutionen.

Napoleon I. und der Wiener Congreß hatten diesen Streitpunkt in die Welt gesetzt, Napoleon III. und seine Camarilla hielten gerade an jenem „Schlüssel Italien's" bis 1859 mit einer Zähigkeit und Hartnäckigkeit ohne Gleichen fest.

Ja, man kann in dieser politischen Parallele noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Das große Kriegs- und Siegesjahr 1859 war für Italien genau das, was 1866 für Deutschland war und wurde. Solferino und Magenta wogen für die künftige italienische Einheit eben so schwer, wie Königgrätz oder Sadowa für die nachfolgende deutsche, nur daß Victor Emanuel leider gezwungen war, die unter seinem braven, jedoch unglücklichen Vater erlittenen Scharten der sardinischen Armee — König Karl Albert's Glück zerschellte 1848 an den Mauern Verona's — 1859 mit Hülfe der Franzosen auszuwetzen.

Aber trotzdem paßt der Vergleich vortrefflich, denn was im Jahre 1859 die Franzosen den Italienern, das ungefähr waren 1866 — in beiden Fällen hieß, wie schon früher einmal bemerkt worden, der Feind: Oesterreich — die Italiener den Preußen.

Das letztbezeichnete Jahr und Italien's Antheil an seinen Ehren ist es aber, was in Folgendem besonders zum Ausdruck kommen soll. Ja, die Grafen von Piemont, welche schon im Jahre 1400 den Herzogstitel empfingen, waren anfänglich nicht viel mehr als arme Savoyardenknaben, deren Murmelthier im Kasten der italienische Einheitsgedanke in ihren Köpfen zu vergleichen ist. Und eben dieser Gedanke machte sie zusehends groß und stellte sie mit Deutschland's Hohenzollern in Parallele, mit jenen schlichten Nürnberger Burggrafen und späteren Kurfürsten der dürftigen Mark Brandenburg, die nur dadurch, daß sie den deutschen Reichsgedanken, Habsburg gegenüber, allezeit im Auge behielten, so mächtig in die Höhe kamen.

Bekanntlich ging aus Victor Emanuel's savoyischer Dynastie bereits 1720 der erste König Sardinien's hervor. Das ärmliche Sardinien war für seine Ahnen genau das, was die sandige Mark Brandenburg für Kaiser Wilhelm's Vorgänger bedeutete: „Hicce Rhodus, hicce salta!“

An Sardinien schlossen sich dann mehrere Stücke von Mailand und das Herzogthum Montferrat, und, nach Napoleon's I. Sturze, die ehemalige Republik Genua, wie sich die Provinzen Pommern, Schlesien und Sachsen 2c.

um den hohenzollernschen Kurstaat lagerten. 1859 aber mußte Oesterreich die ganze Lombardei durch Frankreich an Sardinien abtreten — das dafür freilich Savoyen und Nizza einstweilen an seinen Bundesgenossen preisgab — und nun entwickelte sich der italienische Einheits- und Reichsgedanke mit lawinenhafter Schnelligkeit und Stärke weiter.

Toskana, Parma, Modena und die Romagna — ein Pendant zu Hannover, Kurhessen, Frankfurt ꝛc. 1866 — hatten sich schon 1859 behufs Vereinigung mit Sardinien von ihren Beherrschern losgerissen, und als 1860 Neapel und Sicilien ebenfalls zu Sardinien übergingen, ließ Victor Emanuel 1861 das Königreich Italien als solches proklamiren.

Es fehlte nunmehr außer Rom noch ein Stück, um den politischen Krystallisationsprozeß Italien's würdig abzuschließen; das Alpha und Omega der ganzen Bewegungen und Anstrengungen aller patriotischen Parteien zusammen genommen: und dieses goldene Vor-Schlußglied war Venetien mit Venedig, die ehemalige stolze Beherrscherin des adriatischen Meeres und einstige bedeutendste Handelsempore der Lombardei, wo alle Schätze des Orients und Occidents, wie ehedem zu Rom und in Byzanz, sich häuften.

Wir betonen einst und ehedem, denn freilich, jene glücklichen Zeiten, wo der Doge der freien, großen Republik Venedig auf's Meer hinaus fuhr, um sich mittelst eines hinein geworfenen Staatsringes seine Herrschaft auch über das Wasser zu sichern, waren längst vorüber.

Vasko de Gama's Auffindung eines Seeweges nach Ostindien, 1498, hatte Venedig's alten Glanz für immer vernichtet und den ursprünglichen Umfang seines Gebietes unter dem Dux Enrico Dandolo bedeutend verringert.

Dessen ungeachtet aber umfaßte die Provinz Venetien noch im Jahre 1866 Städte wie Verona, Padua und Piacenza mit einem Flächenareal von 456 Geviertmeilen und $2^1/_2$ Millionen Einwohnern, und eben diesen Zuwachs für sein geeinigtes Italien einzuheimsen, begab sich Victor Emanuel am 7. November 1866 zu der Lagunenbraut des adriatischen Meeres.

O du einziges, prächtiges, wie die schaumgeborene Aphrodite aus den Fluthen empor gestiegenes Venedig! Du Königin der Adria mit deinen mehr als hundert Wasserstraßen und vierhundert und fünfzig Brücken, den Ponte Rialto an der Spitze! — Jahrhunderte sind über deine ursprüngliche Herrlichkeit und Größe hingerauscht, und dennoch spiegeln sich deine Marmorpaläste noch immer im Canale grande, der Riesenader des alten, zauberhaften, mittelalterlichen Lebens! Noch immer schaut man, im Geiste wenigstens, den achtzigjährigen Nachfolger Dandolo's, den Dogen Marino Falieri, wie er mit seiner nur neunzehnjährigen Dogaressa Annunziata die herzogliche Galeere Bucentoro am Himmelfahrtsmorgen besteigt, um sich von staatswegen nun auch mit dem Meere zu vermählen, mit der kalten, launenhaften, gefährlichen Adria!

Ah senza amare*)
Andare sul mare
Col sposo del mare,
Non puo consolare!

singen die festlich geschmückten Gondoliere, welche in tausend bekränzten Gondolas, gleich schwarzen Schwänen dahin ziehend, den Bucentoro begleiten, und der räthselhafte, nach San Marco und San Giorgio Maggiore ausschauende adriatische Flügel-Löwe Venetia's hört den Himmelfahrtsbrautgesang und schüttelt stolz die dichte, gelbe Mähne.

Noch immer ragt auf gleichnamigem Platze, unfern jenem Löwen, die großartige Kathedrale von St. Marcus mit ihrem Campanile in die Lüfte, und noch immer steht, wie träumend von nie wiederkehrender Herrlichkeit, der Dogenpalast daneben, als dächten seine Bleikammern schaudernd jener Tage, da der furchtbare „Rath der Zehn" dort seine Zornesgluth an unschuldigen Opfern kühlte.

Nach diesem berühmten Marcusplatze Venedig's waren Victor Emanuel's Schritte am 7. November 1866 gerichtet, denn erst die beiden Kriege dieses Jahres hatten die seit lange auf Nationaleinheit gerichteten Bestrebungen der Italiener — die Campagne von 1859 ergänzend — mit endlicher Erreichung des heiß ersehnten Zieles gekrönt, hatten die Provinz Venetien, sammt der alten,

---

*) Ach, gebricht der Liebe Leben,
Kann, auf hohem Meer zu schweben
Mit dem Gatten selbst des Meeres,
Doch nicht Trost dem Herzen geben!

eisernen Krone des lombardischen Königreichs, für immer in den Besitz des savoyischen Hauses gebracht.

Wenn jene neueste Provinz des geeinten Italien auch nicht blos mit den Waffen in der Hand, sondern viel mehr durch diplomatische Intervention des mächtigen Bundesgenossen im Norden, nämlich in Folge König Wilhelm's Riesensieg bei Königgrätz gewonnen war, so blieb es trotzdem ein Triumph für die italienische Nation, das in Rede stehende, noch fehlende Glied dem neugebildeten Staatskörper einreihen zu können.

Dieser Einverleibung die Wege bahnend, hatte schon am 24. August 1866 eine zwischen Oesterreich und Frankreich vollzogene Uebereinkunft bestimmt, daß die Uebergabe Venetien's, sowie des vielgenannten lombardischen Festungsvierecks, zu welchem die venetianische Etschstadt Verona in erster Linie gehört, durch einen französischen Bevollmächtigten, und zwar wiederum durch den bekannten Marschall Leboeuf, der Form nach zunächst an den Gemeinderath von Venedig geschehen solle.

Diese Rückcession der 1859 zu Frankreich geschlagenen Provinz Venetien an Italien erfolgte regierungsseitlich einerseits und gemeinderäthlich andrerseits de facto am 19. Oktober 1866, während das venetianische Volk als solches sein Einverständniß mit jenem Akte acht Tage später durch ein Plebiscit kund gab, dessen Resultat darin bestand, daß sich 636 679 Stimmen für und 68 gegen bewußten Anschluß entschieden.

Eine Deputation von Municipalbehörden der bedeutendsten venetianischen Städte begrüßte den neuen

Herrscher dann in Turin, am 4. November desselben Jahres, und bei dieser Gelegenheit eben versprach Victor Emanuel der alten „Königin des Meeres" seinen Besuch zum 7. November.

Getreu diesem Worte erfolgte denn auch an genanntem Tage und in Begleitung seiner legitimen Söhne Humbert und Amadeus, sowie des Prinzen Carignan und einer glänzenden Suite der höchsten Würdenträger seines Reiches der Einzug des Re Galantuomo in die Lagunenstadt.

Daselbst waren seit lange die großartigsten Vorbereitungen für diesen geschichtlich bedeutsamen Moment getroffen worden, und La bella Venezia prangte so zu sagen in ihrem historischen Brautgewande.

Es schien in der That, als sei die längst verstorbene Herrlichkeit aus den Zeiten der stolzen Republik wieder erstanden, deren stumme Zeugen, die Paläste der Edlen des sogenannten goldenen Buches, wieder einmal im schimmernden Nobilischmuck hervor traten.

Auf dem Bahnhofe der Stadt wurde der König von dem derzeitigen Podesta Venedig's und dem Senat, sowie Deputirten und vornehmen Patriziern empfangen. Am großen Kanal angekommen, bestieg Victor Emanuel sodann mit seinem Gefolge die prächtig mit Gold und Weiß verzierte und mit elegant kostümirten Ruderern bemannte Staatsgondel, der sich nahe an tausend ähnlich geschmückte und mit den distinguirtesten Persönlichkeiten der Stadt und Provinz besetzte Fahrzeuge anschlossen.

Dieser, einen ganz einzigen Anblick bietende schwimmende Festzug nahm unter Führung der Königsgondel und dem Geläute aller Glocken seinen Weg nach dem Marcusplatze, während sich die Bevölkerung der Lagunenstadt in buntem Gemisch theils Evviva schreiend an den Ufern des großen Kanals zusammen drängte, theils in dichten Mengen die Balkone und Fenster der angrenzenden Paläste belagerte und von dort einen wahren Hagel von Blumen und Kränzen auf die Königsbarke niedersandte.

An der Piazzetta verließ Victor Emanuel unter neuen begeisterten Zu- und Jubelrufen seine Gondel, um sich mit seiner glänzenden Suite von Prinzen, Offizieren und Hofchargen zu Fuß nach der Kathedrale von St. Marcus auf dem Marcusplatze zu begeben.

Zu des Königs Empfange daselbst hatte sich am Rosse gezierten Hauptportale jenes von maurischen Säulengewölben getragenen und mit durchbrochenen Gallerien umzogenen alterthümlichen Prachtbaues der Patriarch von Venedig, Cardinal Trevisanato, von der hohen Geistlichkeit umgeben, aufgestellt. Bevor jedoch die festliche Menge das im Innern vollends herrliche Gotteshaus, behufs Abhaltung eines Tedeums betrat, stieg der erste Podesta Venedig's auf eine Rednertribüne, um den neuen Landesherrn auf dem Haupt- und Ehrenplatze seiner neuen Stadt und angesichts des adriatischen Flügellöwen, wie folgt, feierlichst zu begrüßen:

Durchlauchtigster König, erhabene Fürsten, edle Herren und werthe Festgenossen! Italien ist zweimal der

Mittelpunkt gewesen, von welchem die Umgestaltung der gesammten Kulturvölker ausgegangen: zuerst durch die Weltherrschaft Rom's im heidnischen Alterthum und sodann durch die Schöpfung der sogenannten Renaissance im Mittelalter, als einer Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften mit Einschluß des politischen Lebens, aus dem Geiste des griechischen und römischen Alterthums.

Italien's Geschichte stellt sowohl die allmähliche Entwicklung der bürgerlichen Freiheit als Grundlage aller Macht und Größe, wie leider auch den Untergang der letzteren aus vorhandenen Mißverhältnissen der ersteren dar. Zu keiner aber entbehrt diese Historie der Beispiele von Charaktergröße, selbst nicht beim tiefsten Verfall des Staates und Volkes.

Italien's Geschichte ist die römische bis zum Untergange des römischen Reiches und der alten Civilisation, wo germanische Völkerstämme von Gott berufen waren, der alten, absterbenden Welt neue schöpferische Lebenskraft zuzuführen und von ihr dafür nicht blos die bildenden Formen des antiken Geistes, sondern auch das Licht der ewigen Wahrheit einzutauschen!

Aus dem Chaos jener Völkerwanderung ging schließlich der freie Landmann, gingen die Gemeinde-Republiken, ging überhaupt die heutige italienische Nation hervor.

Bis zum Spätmittelalter war Italien nicht nur der Mittelpunkt des Gewerbefleißes und des Handels, sondern auch, wie schon bemerkt, der Bildung für ganz Europa. Kunst, Literatur und Wissenschaft: Seefahrt, Mechanik, Staatsverwaltung, Politik und Kriegswesen,

all diese verschiedenen Zweige einer neuen gesteigerten Civilisation erhielten ihren ersten und mächtigsten Impuls von Italien und zwar zunächst von Oberitalien, vornehmlich aber von Genua, Venedig und Florenz. Diese Republiken wurden Brennspiegel für das öffentliche, künstlerische und wissenschaftliche Leben, in ihrem Schooß concentrirte sich die Blüthe nationalen Strebens, und ihre gesammelten Kunst- und Bücherschätze, die zum größten Theile nach dem Sitze des neuen geistlichen Cäsarenthums, nach Rom, wanderten, ziehen noch heute die auserwählten Geister aller Nationen in Schaaren nach Italien.

Aber auf diese Periode des Glanzes und der Größe folgte eine lange, traurige Epoche der Finsterniß und Unbedeutendheit, aus welcher allein das Haus Savoyen-Piemont wie ein tröstlicher Morgenstern hervor leuchtet, zumal in Oberitalien, wo seit 1711 die Dynastie der Habsburger Erbin der von Kaiser Karl V. begründeten spanischen Herrschaft wurde.

Oesterreich's Einfluß ward noch mächtiger durch die Erwerbung von Toskana für das Haus Lothringen, nach dem Aussterben der Mediceer; ja seit 1753 bestimmte Habsburg sogar die Politik des neapolitanischen Hofes bourbonisch-spanischer Linie. Erst die große französische Revolution stürzte auf eine Reihe von Jahren die österreichische Herrschaft; jener Sturm aus Westen gab wenigstens eine vorübergehende Hoffnung durch die 1801 erfolgte Stiftung einer cisalpinischen und dann italienischen Republik.

Allein die Fremdherrschaft hatte blos gewechselt, an die Stelle Oesterreich's war Frankreich getreten, und ganz Italien, mit Ausnahme der Inseln Sizilien und Sardinien, war seit 1809 nichts weiter als eine Provinz des buonapartischen ersten Kaiserreichs.

Napoleon's I. Sturz 1814 stellte die von ihm vertriebenen Fürsten und Habsburg's Uebergewicht dazu in Italien wieder her. Versuche des Carbonariordens, diese politischen Verhältnisse Italien's zu ändern, regten zwar die Geister mächtig an, waren aber so wenig im Stande, Oesterreich's Fremdherrschaft dauernd zu brechen, als sie vorher nicht vermocht hatten, der Tyrannei Buonaparte's einen festen Damm entgegen zu setzen.

Selbst die vom Papste Pius IX. 1847 bei seiner Thronbesteigung gemachten Anstrengungen, nach jener Richtung hin, erwiesen sich hinterher in dem Grade erfolglos, als sie das italienische Volk in seinen Tiefen aufgeregt hatten. Erst als sich 1848 das erlauchte Haus Savoyen-Piemont jener Bewegung bemächtigte, gewann der Einheitsdrang unserer Nation wirklichen Boden und reale Gestalt.

Zwar wurde das piemontesische Heer 1849 von den Oesterreichern bei Novara geschlagen, aber inzwischen hatte sich der Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt, die sicher von Bestand gewesen wäre, wenn ihr nicht Louis Napoleon, der Präsident der französischen Republik, den Garaus gemacht hätte.

Von da ab hatten wir Italiener zwei Fremdherrschaften zugleich, die österreichische und französische, bis

es Eurer Staatsklugheit, Durchlauchtigster König, gelang, zunächst die erstere mit Hülfe der letzteren zu beseitigen und alsdann, Dank Eurer Majestät jüngstem und glorreichem Alliirten im Norden, dem König Wilhelm von Preußen, auch Frankreich's schädlichen Einfluß dauernd zu verbannen.

Der heutige festliche Tag gilt dem Gedächtniß dieser doppelten Erlösung. In Venedig, dem alten Thor und Schlüssel Italien's feiert das geeinte italienische Volk mit seinem neuen Herrscher seine endliche Befreiung von fremder Knechtschaft und faßt, Angesichts der einst so stolzen Königin des Meeres und Angesichts des einst unbezwingbaren adriatischen Löwens auf hoher Siegessäule dort, seine Freude über dieses denkwürdige Ereigniß und seinen Dank für Alle, welche nach ihrem Theile zu diesem Erfolge mitgewirkt, zusammen in den Jubelruf des Marcusplatzes: „Evviva Italia! Evviva il Re Vittorio Emanuele!"

Rom.

O wie mit namenlosem Schauer
Hängt Herz und Auge doch an dir,
Ach, wie voll schwermuthreicher Trauer,
Voll heil'gem Ernst erscheinst du mir!
Du Stolz der Vorwelt und der Ahnen,
Du Riesenkind voll Majestät,
Von Völkerstürmen und Orkanen
Fast zwei Jahrtausende umweht!

Ja, das ist Rom! Dein Triumph, Septimus, ging mit dem Cäsar
Nicht zu Grabe, noch ragt düster sein Bogen empor!
Dort mit dem finstern Gebälk die Tempelsäulen der Eintracht,
Ueber des Abhangs Gebüsch liegt der tarpejische Fels!
Todtenruhe! Auf Bergen von Schutt und Trümmergerölle
Einsame Kirchen an's Grab irdischer Götter gebaut!
Kaum, daß die stille Allee ein Mönch einsiedlerisch wandelt,
Kaum, daß ein flüchtiger Wind nächtlich im Laube noch rauscht!
Jupiter Stator, wie schlank in Kraft korinthischer Schönheit
Ueber'm verödeten Feld deine Ruine sich zeigt!
Düstert nicht geisterhaft durch der Säulen erhabene Schäfte,
Halb nur erkennbar im Duft, Nero, dein goldner Palast?
Sind das nicht drüben, die sich wie Giganten entfalten,
Bögen Vespasian's, dankbar dem Frieden geweiht?
Gleich dem Krater eines Vulkanes, von Blitzen zerspalten,
Steigt aus dem Abgrund dein Denkmal, dein altersgraues Severus,
Deiner Colonnen Gestalt, Jupiter Tonans, aus Nacht!
Aber im Licht umfängt mich dann wieder der Bogen des Titus
Und dein gewaltiges Bild dämmert mir auf: Kapitol!

Nach dieser Metropole der alten Welt, die zugleich das Sehnsuchts- und Kampfesziel des Kreuzes von Savoyen ist, führt uns das vorliegende letzte Kapitel unseres Romans. „Hocus pocus ecce Jocus", haben wir im Verlaufe unserer Darstellung so manche tolle Scene als Speisegewürz, als Pfeffer, Salz und Mostrich benutzt, ja hier und da sogar Paprica eingestreut, aber ernst und weihevoll wie die alte, ewige Roma stimmt uns das Schlußkapitel, und weit entfernt von aller Lascivität, wie der Eingang unserer Erzählung war, soll und muß das Ende derselben ausklingen.

Rom, bemerkten wir im vorigen Abschnitt, Rom allein fehlte noch zum Richtefest der italienischen Einheit; seine Einverleibung mußte auf Venedig folgen, wenn der gewaltige Concordiatempel, den Victor Emanuel zu bauen unternommen, des Dachstuhls als seiner Gebäudekrone nicht entbehren sollte; wenn man verhüten wollte, daß es in den mühsam fertig gestellten Tempel nicht von oben hinein regnete und hinein wetterte, dem ganzen Neubau zum Verderben.

Das Vor-Schlußglied, Venetien, war, wie der Leser soeben vernommen, mit Hülfe der Siegeswaffen Preußen's in Böhmen, 1866, dem italienischen Einheitsstaate angelöthet worden; den wirklichen Schlußstein, Rom, die Siegelkapsel gleichsam an Italien's Einheits- und Freiheitsbriefe, sollten ebenfalls deutsche Schwerter, nämlich König Wilhelm's, aus Germanien's Norden und Süden formirte Siegesheere auf Frankreich's Boden ein- und anfügen helfen.

Wir stehen mit diesen Thatsachen vor einem wunderbaren Himmelswalten. Als der heidnische Cäsarismus Rom's in Trümmer sank, waren es germanische Völkerstämme, die, wie schon erwähnt, Gott berufen hatte, die alte Welt mit frischem Blut zu regeneriren: 1870, als der neue Cäsarismus Rom's, nach dem Sprüchworte: „Hochmuth kommt stets vor dem Falle", sich bis zum Unfehlbarkeitsdogma verstieg, mußte wieder germanische Tapferkeit das ihrige thun und den Nachkommen der alten Römer, den Italienern, helfen, geistlicher Tyrannei durch Entziehung ihrer weltlichen Gewalt und irdischen Machtmittel für immer einen festen Damm zu setzen.

Letztberührten Vorgang aber, das heißt also Deutschland's mächtigen Antheil an Italien's endlich errungener voller Einheit und Selbstständigkeit, könnte der Leser nicht klar überschauen, wenn wir in dieser Einleitung versäumten, jene beiden Männer, um deren Waffengang „hie Welf, hie Waibling" sich's in diesem Schlußkapitel handelt, ihrem ganzen wechselvollen Leben nach in eine kurze Parallele zu stellen.

Helle Freude herrschte im gräflichen Palazzo Mastaï zu Sinigaglia, als dort an einem schönen Tage des Jahres 1814 die allen Familiengliedern unerwartete Nachricht aus Rom anlangte, Graf Giovanni Mastaï, der Löwe und Liebling von Sinigaglia, hat den Militärdienst quittirt und ist Priester geworden. Der spätere Papst Pius IX. zählte erst zweiundzwanzig Lenze und war ein überaus geschmeidiger, eleganter junger Edelmann, als er jenen Schritt that, nämlich seinen bisherigen Dienst

als päpstlicher Nobelgardist, apoplektischer Anfälle wegen, die ihn öfter heimsuchten und einmal sogar bis zum Selbstmordversuch des Ertränkens im Tiber trieben, aufgab und zu Casa Loretto die geistliche Weihe empfing.

Schon dreizehn Jahre später, also 1827, zog derselbe Graf Giovanni Mastaï-Feretti als neu ernannter Erzbischof in Spoleto ein, vom damaligen Papst Gregor XVI., wie vom derzeitigen Jesuitengeneral Pater Ludwig Fortis gleich stark begünstigter geistlicher Parvenü, der sich, wie es scheint, auf einer 1823 nach Chili unternommenen Missionsreise die goldenen Sporen jesuitischer Gönnerschaft erworben hatte.

Als Erzbischof von Spoleto erlebte besagter künftiger Papst die in ihren Folgen so bedeutsame revolutionäre Schilderhebung des Jahres 1831 gegen den Pontifex maximus, bedeutsam, weil sich an diese Kundgebung der alten Carbonaripartei 1832 die neue Bewegung des Mazzinismus unmittelbar anschloß. An jenem Aufstande betheiligte sich unter anderem auch der damalige Prinz Louis Napoleon; derselbe flüchtete bei dieser Gelegenheit in den Palast Mastaï's und hatte es nur Spoleto's Erzbischof zu danken, daß er der Verfolgung entrann und mit dem Leben davon kam.

Weniger dafür, als vielmehr des geistlichen Eifers und der ungewöhnlichen Energie wegen, den und die Mastaï darauf als Erzbischof von Imola entfaltete, belohnte Gregor XVI. diesen seinen Günstling schon im Jahre 1840 mit dem Kardinalshut. Ja, als genannter Nachfolger Petri sechs Jahre später mit Tode abging,

ereignete sich das dem Klerus wie den Laien unbegreifliche Factum, daß der bis dahin gar nicht mit in Betracht gezogene fünfundfünfzigjährige Kardinal Mastaï-Feretti als Sieger aus der Urne des zur Wahl eines neuen Papstes in Rom versammelten geistlichen Konklave hervor ging.

„Evviva Pio Nono!“ schallte es damals, am 17. Juni 1846, nach dem Balkone des Quirinalpalastes hinauf, und: „Evviva Pio Nono!“ hallte es bald darauf durch ganz Italien, als dieser neue heilige Vater gleich nach seiner Wahl eine liberale Maske aufsteckte und die Idee eines konstitutionellen Papst-Königs wie ein Meteor am dunklen Himmel aufleuchten ließ.

Aber die Geister, welche er gerufen, die ward er nun nicht wieder los. Schon am 24. November 1848 floh der gefeierte Pius IX. verkleidet aus dem Quirinal nach der neapolitanischen Festung Gaëta, um sich und das Papstthum vor dem Fanatismus eines entfesselten Demokratismus zu retten. Als er am 12. April 1850 von Gaëta, das der dankbare Louis Napoleon scheinbar seinet-, das heißt des Papstes wegen, inzwischen erobert hatte, mit dem neu ernannten Staatssekretär Antonelli, dem „rothen Kardinal“, nach Rom zurück kehrte, war Pius IX. ein Anderer geworden, oder hatte, besser gesagt, seine liberale Maske zu tragen verlernt; galt der vorher so Gefeierte als der unpopulärste Mann Italien's, nämlich als Träger des reaktionären hierarchischen Princips.

In der That schien jetzt ein neuer Gregor VII. erstanden, der jede weltliche Macht ex fundamento be-

kämpfen zu müssen glaubte und insonderheit die italienische Einheitsbewegung als eine Höllenintrigue betrachtete. Um einer derartigen Satanspolitik wirksamer begegnen zu können, wurde das Netz der geistlichen Orden und Congregationen enger und fester gezogen, zu Weihnacht 1854 das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä kreïrt, 1864 endlich auch der alle Irrlehren im Keime erstickende „Syllabus" proklamirt und, überhaupt, das päpstliche: „Non possumus!" in der gesammten katholischen Welt zur Parole d'honneur gemacht.

Es hätte der, last not least, am 18. Juli 1870 mit 553 Plusstimmen votirten „päpstlichen Unfehlbarkeit" gar nicht mehr bedurft, um jenen Konflikt, welcher hauptsächlich in Italien und zwar durch Pius IX. zwischen Staat und Kirche entbrannt war, auf die Spitze zu treiben, denn der Haß des neuen Gregor VII. gegen Victor Emanuel hatte schon 1860, nach der von den päpstlichen Truppen unter Lamoricière verlorenen Schlacht bei Castelfidardo seinen Höhepunkt erreicht.

Jenem als Mensch wohl milden und liebenswürdigen, aber als Kirchenfürst nur um so halsstarrigeren und bannfluchlustigen Manne gegenüber, der in seinem hierarchischen Selbstgefühle sich vermißt, dem Lauf der Weltgeschichte ein kategorisches „Halt" entgegen zu donnern, erblicken wir nun einen zwar nicht minder leidenschaftlichen und energischen, aber dabei grundehrlichen und innerstgläubigen Sohn derselben römischen Kirche, einen burschikos-martialischen Weltmann, den die Vorsehung insofern zu einem tragischen Helden prädestinirte, als

sie heiße Vaterlandsliebe und pietätvolle Kirchlichkeit zu scharfem Widerstreit gleich stark in seine Seele pflanzte.

Il re galantuomo, das heißt der König-Ehrenmann Victor Emanuel steht Pius IX., seinem politischen Erzfeind, gegenüber da, als ein Mensch, Held und Fürst, dessen wunderbares Leben und Kämpfen werth erscheint, der Gegenstand eines Epos zu werden. Durch unabsehbare, wildverkettete Dornenpfade führt ihn die Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Mission in den Lorbeerhain des Ruhmes, in den Rosengarten des Glückes und endlich in das Grab des Pantheons zu Rom.

Neunundzwanzig Jahre alt, besteigt er 1849 den sardinischen Thron, dem sein Vater, Carlo Alberto, in Folge seiner Niederlage bei Novara für immer Valet gesagt.

Piemont, entkräftet durch die harten Friedensbedingungen, die der siegreiche österreichische Feldmarschall Radetzky dictirte, war damals kein lockender Besitz, und das um so weniger, als die italienischen Patrioten sammt und sonders dem neuen Herrscher mißtraueten. Aber „L'Italia sarà!“ (Italien wird sein!) klang es am Hofe des jungen Königs und in dessen Herzen selbst, und dieser Ausspruch Victor Emanuel's in seiner Eigenschaft als Re Galantuomo sollte mit Hülfe des italienischen Bismarck, den Gott ihm zugesellte, mit Hülfe des Grafen Camillo Cavour, zur That und Wahrheit gedeihen.

Der erste glückliche Wendepunkt in Victor Emanuel's öffentlichem Leben trat 1855 mit dem Krimkriege ein. Wie sehr auch die Liberalen gegen eine Verbindung mit

England und Frankreich wider Rußland opponirten, der König ließ sich nicht beirren: im August desselben Jahres führte Alessandro Lamarmora seine flotten Bersaglieri zum ersten Mal in's Feuer, und siehe da, die sardinischen Truppen bedeckten sich mit Siegesruhm bei Tschernaya.

Auf diese Campagne folgte das größere Kriegsjahr 1859. Was den ersten Impuls zu der so vieler Mißstimmung und Mißdeutung ausgesetzten Allianz zwischen Italien und Frankreich gegeben, entzieht sich unserer Beurtheilung*). Entweder entspann sich das zeitweilige Einverständniß zwischen Victor Emanuel und Louis Napoleon, als Beide sich in London begegneten, oder aber, Cavour verhandelte mit dem zweiten Franzosenkaiser zu Plombières.

Gleich darauf vermählte der König von Sardinien seine älteste Tochter Klothilde dem Vetter Napoleon's III., dem Prinzen Napoleon Buonaparte, und im Juli desselben Jahres 1859 folgten, als Früchte jener Verschwägerung: die Siege von Solferino und Magenta, sowie der Friede von Villafranca.

Großes war damit geschehen. Große Hoffnungen hatten sich erfüllt, aber auch große Enttäuschungen standen bevor. Die Oesterreicher verließen die Lombardei, und —

---

*) Wir glauben aber nicht fehl zu greifen, wenn wir vermuthen, daß zunächst die Furcht vor den Carbonari's, vor einer zweiten Auflage Orsinibomben den Erzschelm an der Seine zum Alliirten Italien's, resp. zum Testamentsvollstrecker Orsini's (wovon später mehr) stempelte.

Frankreich wandte seinem Bundesgenossen wortbrüchig den Rücken.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die apenninische Halbinsel, den Stiefel Europa's, und Camillo Cavour, der sardinische Ministerpräsident, nahm, empört über die schnöde Handlungsweise des Pariser Dezemberhelden, seine Entlassung. Nur Victor Emanuel verzagte nicht. Fest wie aus Erz gegossen, unerschütterlich sich selbst getreu, hielt er in dem jetzt hereinbrechenden Prüfungssturme aus. Fortan galt ihm Frankreich's Zustimmung oder Mißbilligung nichts mehr, und diese Standhaftigkeit im Unglück brachte ihm die Chance, daß im Jahre 1860 Toscana, Parma und Modena auf seine Seite tretend, sich für ihn erklärten und auch Cavour zu ihm zurück kehrte.

Bald darauf landete Garibaldi mit seinen „Tausend" in Marsala; Italien's Stern flammte von neuem in hellstem Glanze, und als letztgenannter moderner Cincinatus dem Hause Savoyen die Krone Neapel's im Siegesfluge entgegen getragen, wurde Victor Emanuel am 26. Januar 1861 vom italienischen Senate zum Könige Italien's ausgerufen. Trotz Aspromonte, Custozza und Lissa, und anderer schmerzlicher Stöße, erfüllte sich das Prophetenwort: „L'Italia sarà!" — Von Venetien, hat der Leser im vorigen Kapitel gesehen, konnte es heißen: „Spät kommt ihr, doch ihr kommt, Graf Isolan!" und nunmehr galt's nur noch das Herz Italien's, die ewige Roma!

Wenn es Jahrtausende bedurft hat, um Denkmäler, Sitten und Gewohnheiten, kurz Alles, was auf die heid-

nische Physiognomie des antiken Rom Bezug hat, nach und nach aussterben zu lassen, und trotzdem sich dort immer noch Erinnerungen an die graue Vorzeit auf Schritt und Tritt uns aufdrängen, so wird es ohne Zweifel eines gleichen Zeitraumes bedürfen, ehe das mittelalterliche Papstrom mit seinem eigenthümlichen Typus durch das heutige moderne Italien völlig verdrängt ist.

Und dennoch, was Säkula nicht vermochten, das bewirkte der Abzug einiger Compagnieen Franzosen, die, um den Papst zu schützen, die Engelsburg bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, wenn auch keineswegs als rettende Engel, besetzt gehalten hatten. Seit jener Zeit nämlich, die uns bald eingehender beschäftigen wird, veränderte sich die ewige Roma, die Stadt der Todten und Priester und Künstler, zusehends. Die piemontesische Armee, unter General Cadorna, zog am 11. September des genannten Jahres durch die Porta Pia in das Herz Italien's ein, und mit ihr alle jene Errungenschaften, welche dem mittelalterlichen Diplomaten-Dogma: „Roma locuta est!“ ein jähes Ende bereiteten und vorläufig nur an den Säulen des Vatikan einen rocher de bronce fanden, der ihnen zurief: „Bis hierher und nicht weiter!“

Seit jenen Tagen nahm die ewige Stadt fast täglich ein anderes Bild an, und strebt gegenwärtig mit einer Rapidität ohne Gleichen der modernen Gestaltung amerikanischer Metropolen, äußerlich wie innerlich, zu. Die neu angelegten Straßen, besonders die Via Nazionale, gleichen den Boulevards von San Francisco auf ein

Haar, berühmte Paläste fallen den neuen Regierungsbauplänen zum Opfer, und bald wird das Rom Michelangelo's und Rafael's nur noch den ältesten Leuten in schwacher Erinnerung sein.

Und wie mit den Gebäuden, so verhält es sich mit den Menschen. Den alten, malerischen Typen begegnet man immer seltener. Die Mönche bleiben, so viel wie nur irgend möglich, schmollend hinter ihren hohen Mauern, und das bunte Schaugepränge der Geistlichkeit, wie der ganze, dem Auge doch so liebsame altitalische Gewänderluxus und Flitterkram macht fortschrittlich dem profanen Cylinderhute und Fracke Platz, ja sogar die Originalkostüme der Landleute aus den umliegenden Gebirgsorten verschwinden immer mehr.

Aber wie gesagt, sogar im Innern der Bevölkerung geht eine analoge Verwandlung im modernen Sinne sehr bemerklich vor sich. Das Rom Gregor's XVI. wird zur Zeit nur noch durch wenige Personen repäsentirt. Kaum, daß sich noch hier und da Familien finden, in welchen, traditionell, sich die konservative papale Gesinnung des Vaters auf Kind und Kindeskind vererbt.

Solche, vom neuen Zeitgeiste nicht angefressene Menschenexemplare nennt der fortschrittliche Römer Codini. Sie wohnen, liberalen Umgang meidend, in entsprechend alten und winklichten Stadtvierteln und bewahren auf diese Weise, mit ihrer Lokalität verwachsen, das originelle Gepräge des mittelalterlich-theokratischen Rom.

Zu der Behausung eines derartigen papalen Separatisten, eines Codini, führt uns der weitere Verlauf

unseres Romans: „Das Kreuz von Savoyen“. Der Leser begleite uns im Geiste nach jenem melancholischen Stadttheile Rom's, den man Montanara heißt und wo die Gebäude mittelalterlicher Straßenengherzigkeit in die Trümmer altrömischer Kaiserherrlichkeit hinein gemauert erscheinen.

Dort, in der Nähe des Porticus der Octavia, des Marcellustheaters und Janustempels, wo das noch erhaltene Wohnhaus des Cola di Rienzi unweit des Tibers sein finsteres Angesicht den grauen Ruinen des Vestatempels und einer noch dunkleren Gasse zukehrt, erhebt sich in Quadratform ein alter Palast, der in seinen mittleren und oberen Stockwerken von verschiedenen Familien der unteren Stände besetzt ist und viel Sorge und Kummer in sich schließt.

Mit ihren zahlreichen Angehörigen hausen hier carettiere, locandiere, pizzicaroli, das heißt Gemüseverkäufer, Eisenkrämer, Fischhändler und dergleichen kleine Leute in großer Dürftigkeit, aber mit dem Selbstgefühl altrömischer Abstammung und echt lateinischen Blutes.

Fast alle diese sonderbaren Palastinquilinen sind papalini, das will sagen treue Anhänger des Papstes, und diese ihre Hingabe an den heiligen Stuhl ist das einzige geistige Band, welches sie, die sich täglich mehrmals buchstäblich unter einander in den Haaren liegen, freundschaftlichst umschlingt.

Um diese Art römischen Palastlebens nur an einem Beispiele zu illustriren, so möge, bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, zum Exempel jener Familie kurz

gedacht sein, welche zufällig Mitinhaberin des ersten Stockwerkes des besagten, ursprünglich hochherrschaftlichen Hauses ist.

Einige Piecen der erwähnten ersten Etage bewohnt nämlich ein vormaliger sogenannter Fuhrherr (vetturino) und späterer Droschkenkarrer (cocchiére), der, seit längerer Zeit brodlos, nunmehr in den spacci di vino, das ist Weinboutiquen, umher lungert und dort den in soldi verwandelten Schweiß seiner Frau und mehrerer Töchter leichtfertig hinabgurgelt.

Eines dieser Mädchen, die zusammen und noch lange selig in einem großen Himmelsbette schliefen, wenn die Frau Mama schon lange bei ihrer Wickelarbeit in einer benachbarten Cigarrenfabrik schwitzte, war Anfangs Wäscherin (lavandaja), schwang sich jedoch später zur „Hebe" einer im Parterre ihres elterlichen Palastes etablirten und wegen ihres originellen Wirthes sogar von den vornehmsten Ständen besuchten Osterie auf.

Besonders häufig verkehrten in dieser tief-mittelalterlichen und gut papalen Weinstube, wo die in Rede stehende gluthäugige und schwarzhaarige cocchiére-figlia als „Josefa" die Becher kredenzte, Offiziere, höhere Beamte, sowie auch deutsche Maler und Bildhauer, und man muß gestehen, daß die ehemalige lavandaja, welche selbstbewußter Weise ihrer früheren langweiligen Arbeit an der biancheria, das ist Waschbank, Valet gesagt hatte, sowohl vino als colazione (Frühstück) alla romana mit echt italienischer Grazie zu serviren verstand.

Hier, in der Bodega für Nobili, fühlte sie sich so recht an ihrem Platze und hatte darum eine Stelle als cameriéra bei einer Contessa mit den stolzen Worten ausgeschlagen: „Le romane non si prestano al servizio (Römerinnen dienen nicht)!“

Vornehme Herren zu bedienen, war in den Augen dieses Mädchens ganz etwas anderes und verstieß viel weniger gegen den Tropfen katonischen Blutes, der auch in ihren Adern floß.

Echte, ahnenstolze Römerinnen heirathen auch keinen Deutschen, das sollte unter Andern selbst einer jener berühmten Künstler erfahren, die in besagter Osterie aus und ein gingen.

„Sono romana, nata al Ponte rotto, dove sta il tempio di Vesta, non sposerò mai un barbaro!“ hatte unsere arme Fuhrmannstochter jenem idealen Freier zugerufen: „Ich bin Römerin, geboren am Ponte rotto, wo der Vestatempel steht; nie werde ich einen Barbaren zum Manne nehmen!“

Betrachten wir uns nach „Josefa“, der weinkredenzenden Hebe, nun auch einmal ihren nicht minder römerstolzen Osterienchef.

Das ist ein anderer Kerl, als der Filippo Martino, der addomine, das ist Schmerbauch, aus der diebischen Elster. Zwar seines Zeichens ursprünglich nur ein calzolájo, ein Schuster, hat auch er Carrière gemacht und ist eine rara avis unter den Wirthen Rom's geworden; ja, derselbe behauptet sogar — und diese fixe Idee verschafft ihm die meiste und beste Kundschaft — der

letzte Sproß des berühmten Hauses der Conti Morelli zu sein.

Zum Beweise dieser, nach seiner Meinung zweifellosen Annahme, bewahrt der angebliche Conte ganze Ballen antiquarisch erworbener Familien-Akten in mehreren riesigen Schränken auf und bietet diese verstäubten und mottenzerfressenen Aktenfascikel jedem Gaste, der auch nur ein Viertel vino bei ihm verzehrt, fuderweise zur kostenfreien Privatlektüre im eigenen Hause an.

Conte Morelli ist natürlich, weil die entsprechende Contessa, der einstigen fatalen Schusterei wegen, sich bis dato noch nicht hat finden wollen, immer noch Junggeselle, blickt jedoch trotzdem und in tolerantester Weise durch alle fünf Finger, wenn seine Osterien-Nobili mit der ebenso schönen als koketten Josefa in ungenirtester Weise Süßholz raspeln.

Das sei zur Charakteristik der Codini im Allgemeinen, wie zur besonderen Veranschaulichung jenes Lokales, in welchem eine der Schlußscenen unseres Romans spielt, als Einschaltung hinzugefügt, so daß jetzt nur noch erübrigt, den Faden der Erzählung mit vorstehend geschilderter Palastosterie jenes berühmten „Schustergrafen" durch nachstehende Handlung zu verknüpfen.

In bezeichneter Weinstube Morelli's saßen, am 24. Januar 1871, zwei höchst interessante Gäste, die sich selbst einander freilich nicht kannten, dem Leser aber längst vertraute Personen geworden sind. An einem der ovalen Stammtische jenes ziemlich geräumigen und wegen seiner Marmorwände und Steinfliesen am Fußboden überaus

kühlen Parterrelokales hatte nämlich, einerseits, bei einem Becher Frascatiweißweins, der italienische Richter Simone Moretto und, andererseits, bei einer Korbflasche mit rothem Velletri, der französische „Kapitain“ Montal Platz genommen.

Letzterer, der, wie dem Leser jetzt wieder erinnerlich sein dürfte, die jüngste Expedition seines Kaisers nach Rom geleitet hatte, war eines körperlichen Unfalles wegen, der ihn betroffen, seitdem aus der Tiberkapitale nicht wieder hinaus gekommen und auf diese Weise, lokaliter wenigstens, ein halber Römer geworden.

Bald nach Rettung seiner Frau aus dem Ignatiuskloster daselbst, war er von seinem Souverain Napoleon, in Anbetracht seiner früheren algerischen Verdienste, zum Kommandanten der Engelsburgbesatzung ernannt worden, und hatte diesen ehrenvollen Posten, trotz eines nur schlecht geheilten Schenkelbruches, bis kurz vor 1870 verwaltet.

Als er sich schließlich zu einer Amputation verstehen mußte und diese glücklich verlief, zog er als gut dotirter Invalide in das von seinem alten Freunde Malder verlassene Duncombe'sche Haus, ließ seine den Jesuitenhänden ebenfalls entrissenen Kinder aus Frankreich nachkommen und würde so, als pensionirter Kommandant, zufrieden und glücklich gelebt und seine Tage im Kreise neuer römischer Freunde in Ruhe beschlossen haben, wenn ihn nicht der plötzliche Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und der klägliche Verlauf des letzteren für Frankreich den Verlust seines einen Beines, das jetzt

ein Gummifuß ersetzte, zehnfach schmerzlich hätte empfinden lassen.

In dieser trübseligen geistigen Verfassung griff er öfter als früher zur Weinflasche und spülte seinen politischen Kummer und Katzenjammer auch nicht selten in Morelli's berühmter Palastosterie hinunter. Besagter 24. Januar 1871 war ebenfalls wieder — und der Leser wird bald hören weshalb? — so ein kleiner Aerger- und Trauertag für ihn, und es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß wir unsern alten „Kapitain" Montal just an diesem Tage schon in der Morgenstunde beim Schustergrafen finden.

Sein unbekannter Tischnachbar, der Giudice Moretto, war freilich aus ganz entgegengesetzten Motiven zu Morelli gewandert. Er lebte überhaupt nicht in Rom, sondern nach wie vor in Turin, und war nur von hier nach dort herüber gereist, um einem der denkwürdigsten Tage und Feste seiner Nation an Ort und Stelle beiwohnen zu können.

Binnen wenigen Stunden sollte nämlich die Schlußfeierlichkeit der Einverleibung Rom's in den jungen italienischen Einheitsstaat, der Schlußeffect quasi der italienischen Einheitsbewegung im Ganzen und Großen: Der Einzug Victor Emanuel's in Italien's natürliche Metropole, die ewige Roma, stattfinden, und bei diesem weltgeschichtlichen Akte durfte ein Mann, wie Moretto, durfte selbstverständlich auch dessen Frau, Violetta, nicht fehlen.

Während diese sich aber noch im Hôtel mit ihrer Toilette zu schaffen machte, benutzte ihr Gemahl das noch

übrige Stündchen zu einem Spaziergange in das mittelalterliche Rom und lenkte schließlich seine Schritte nicht ohne Absicht gerade zu Morelli.

Moretto war äußerst neugierig, einmal die Stimmung des papalen Rom, Victor Emanuel gegenüber, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Da diese gereizte Stimmung am heutigen Morgen aber besonders lebhaft hervortreten mußte und man dem Turiner Richter bedeutet hatte, daß Morelli's Weinstube zu der Art Informationen ein vorzüglich geeigneter Ort sei, so suchte Moretto schon aus diesem Grunde besagte Osterie auf.

Derselbe war erstaunt, dort, trotz des ungewöhnlichen Vormittages oder aber, gerade wegen des bevorstehenden Königseinzuges, nur einen einzigen Gast zu treffen und ließ sich mit diesem natürlich, angeregt durch den genannten köstlichen Wein, den schon Horaz trank, alsbald in ein lebhaftes politisches Gespräch ein:

„Merkwürdiges Zusammentreffen heute", begann der Richter, einen zweiten Becher mit Frascati, den ihm Josefa gereicht, nach seinen Lippen führend, „König Victor Emanuel rüstet sich zum feierlichen Einzuge in die ewige Roma, und Frankreich's Hauptstadt, Paris, überreicht dem Grafen Bismarck durch Jules Favre einen Vorschlag zur Capitulation. So nämlich lautet die soeben eingetroffene, neueste Depesche vom Kriegsschauplatze!"

Wie elektrisirt starrte der Kommandant den Sprecher an: „Paris soll capituliren wollen? Unmöglich, Paris ergiebt sich nie; ganz Europa müßte sich schämen, ja die Welt in ihren Angeln müßte beben, wenn das geschehen könnte!"

„Was nützt die Scham Europa's und das Angelbeben der Welt, wenn die reichen Pariser längst von Filetbeef zu einem Ragoût von Hunde-, Katzen- und Rattenschwänzen übergegangen sind, und die Armen froh sein müssen, daß eingeweichte Stiefelsohlen sie vom Hungertode retten! Jules Favre fordert, daß die Pariser Garnison mit militärischen Ehren abziehen darf, und diese Capitulationsbedingung hat Bismarck sofort zurückgewiesen. Außerdem hat sich jetzt auch die Festung Longwy mit 4000 Gefangenen und 200 Kanonen den deutschen Siegern ergeben, wie der Draht gleichfalls soeben meldet!"

„O ces maudits et diaboliques Prussiens et Allemands! O diese gredins und coquins von Menschen!"

„Sie scheinen Franzose, und der tiefe Haß in Ihren Worten ist mir erklärlich. Aber urtheilen Sie bei ruhigerem Blute gerechter über die Preußen, die übrigens auch Deutsche sind! Ihr Kaiser hat speciell an Preußen den Krieg erklärt, leider aber nicht bedacht, daß er nicht blos die Preußen, sondern alle Deutschen durch die Art, wie er gerade diesen Feldzug provocirte, im Innersten beleidigte!"

„Napoleon selbst hat's nicht nach Krieg gelüstet, nein, es war Eugenie, die nach Blut gedürstet! Eugenie und ihre Helfershelfer hinter den Coulissen, die Jesuiten!"

„Je nun! Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Trieb! Das geb' ich zu! Die Kaiserin wollte und Napoleon mußte. Er hatte zu viel Pech gehabt in jüngster Zeit, in Mexico und anderwärts! Frankreich's Prestige

war bis auf Null gesunken, und um des Lulu Thronaussicht stand's oberfaul. Sadowa, Preußen's letzter großer Sieg, er machte vollends Frankreich zum „gelähmten" Kranich!"

„Signor, Sie sind Italiener, vergessen aber, was Ihr Vaterland uns, den Franzosen, schuldet!"

„Des Undanks hat mich noch kein Mensch geziehen, und darum bitte ich, die Dinge doch zu nehmen, wie sie factisch liegen! Was Ihr Kaiser für uns Italiener that, geschah nur eigenen Vortheiles wegen. Als er vielleicht zum hundertsten Male die Phrase: ‚Das Kaiserreich ist der Friede' wiederholte, ließ er zu gleicher Zeit seine träumerischen Augen über die Karte Europa's schweifen. ‚Polen oder Italien', sagte er sich. ‚Entweder die Polen von Rußland oder die Italiener von Oesterreich befreien, wenn Frankreich's Gloire neu belebt und sein altes Prestige, wieder erweckt, meinem morsch gewordenen Thron zu Gute kommen soll.'

Die Warnung, die er von Orsini erhalten, die Furcht vor Attentaten der Carbonari überhaupt, bestimmten Ihren Kaiser, sich für Italien's Befreiung zu entscheiden. Er ließ das Testament jenes hingerichteten Patrioten, der ihn gewissermaßen zu seinem Testamentsvollstrecker eingesetzt, unter der Hand veröffentlichen und heuchelte seit jener Zeit den besten Freund Italien's!"

„Signor, Sie sprechen kühn, obgleich Sie nicht zu wissen scheinen, was denn Orsini gegen Frankreich's Kaiser eigentlich hatte?"

„O, besser als Sie meinen, weiß ich das! Orsini verfolgte nur den einen Gedanken: Die Unabhängigkeit

Italien's. Er wollte dasselbe frei wissen, oder aber sterben. In Louis Napoleon, dem damaligen Präsidenten der französischen Republik, erblickte er den einzigen Mann, der ihm einer solchen Aufgabe würdig und gewachsen schien, und so mußte dem schwärmerischen Patrioten der schließliche Verrath des Kaisers an den Grundsätzen der Carbonari, den er namentlich durch seinen Dezemberstaatsstreich documentirte, auf's Aeußerste schmerzen. Seit jenem Verrath erfüllte ihn die fixe Idee, das auf solche Weise entstandene neue Hinderniß zur endlichen Aufrichtung einer ungetheilten italienischen Republik durch des Kaisers Tod zu beseitigen!"

„Dann kennen Sie auch wohl das Testament Orsini's?"

„Ob ich es kenne! ‚Verlange ich etwa', heißt es darin, ‚daß Frankreich für die Freiheit der Italiener sein Blut vergießen soll? — Nein, so weit gehe ich nicht! Italien beansprucht so große Opfer nicht, verlangt nicht einmal, daß Frankreich für dasselbe intervenirt. Italien wünscht nur, daß Frankreich nicht gestattet, daß Deutschland Oesterreich in unserem voraussichtlichen, ja unvermeidlichen Kampfe mit letzterem zu Hilfe kommt. Nur das ist's, was Italien will, und das vermag Eure Majestät leicht zu erfüllen. Von diesem Entschlusse hängt das Wohl und Wehe eines Volkes ab, dem ganz Europa den größten und schönsten Theil seiner Bildung verdankt. Das ist die Bitte, die ich aus meinem Gefängniß als letztes Wort an Eure Majestät zu richten wage!'"

„Nun, Signor, hat mein Kaiser diese Bitte etwa nicht erfüllt? Ist er diesen Wünschen nicht vollauf gerecht geworden?“

„So lange es ihm in den Kram gepaßt, ja, allerdings! Doch bald verrieth er Italien, wie 49 die eigenen Unterthanen und 66 den armen Kaiser von Mexico!“

„Ihr denkt zu schlecht von meinem ehemaligen unglücklichen Souverain! Ich sollte meinen, das, was er gesündigt, hat er bei Sedan und auf Wilhelmshöhe bei Cassel tausendfach gesühnt!“

„Mit Verlaub, die Cigaretten schmeckten ihm am Sedantage nicht schlechter als in seinen Tuilerien. Er hatte Nichts, im Aeußern, wie im Innern, was Sympathie erweckt und wahre Freunde erwirbt. Er war ein Charlatan vom Fuße bis zum Scheitel; ja, mehr als das, er war ein Intrigant, der seinen Meisterbrief in dieser edlen Kunst sich aus der Hofkanzlei des Höllenfürsten holte!“

„Herr, schweigt, Ihr fordert sonst sogar mein Gummibein heraus! Signor, bedenkt, ich fühle als Franzose!“

„Eure Gefühle in Ehren! Aber vergegenwärtigt Euch das Gaukelspiel des Gefangenen von Ham, sowie die Scenen Eures früheren Souverains in Straßburg und Boulogne! Denkt ferner der Komödie in Saarbrücken und wie Euer Kaiser seinen Tod buchstäblich fast mit der Laterne dann bei Sedan suchte! Nein, nein, beruhigt Euch, ich habe nicht zu viel behauptet!“

„Gesetzt, Ihr hättet Recht, wo aber bliebe dann Euer eigener König? Hat der nicht, unter uns gesagt, auch seine tausend Schwächen?"

„O sicher! Auch unser Victor ist ein Mensch nicht ohne Fehl; ja er nähm's übel, wenn man anders von ihm dächte! Er hat manch tollen Streich auf dem Gewissen, zumal, weil ihm der Tod die engelsmilde Gattin früh entriß, die holde Maria Adelaide von Oesterreich! Doch, alledem zum Trotz, was für ein Mann! Ein Inkarnat der Ehrlichkeit und Treue! Die fleischgewordene Wahrhaftigkeit, und dazu ein Held, ein jeder Zoll ein König! ‚O, diese Musik ist schön!' rief er als Kronprinz, 49 bei Goito, da der Kanonendonner ihn umtobte, ‚das ist die einzige, die ich wirklich liebe!' — und jene Musik brachte ihm die erste schwere Wunde.

Dann bei Palestro, 59, wo er sich vollends tollkühn in den Kugelregen machte und seine Krieger flehend ihn umringten, was rief er da? — ‚Ich steh' Euch wohl im Lichte?' meinte er, ‚laßt's gut sein, hier ist Kriegerruhm für Alle!'

Fürwahr, das ist ein König, wie die Berge seiner Heimath, wild und rauh, doch tief im Innern Gold und Edelstein! Das ist ein Harun al Raschid in Bauerntracht, der keine größere Wonne kennt, als niederen Leuten heimlich wohlzuthun!"

„Dergleichen Sprache, Signor, kann in diesem Raume, wie in diesem Stadttheil Roma's überhaupt, nur überraschen! Hier rühmt man derart nur das Haupt der Christenheit, den Papst, als einzig legitimen Herrn

des Kirchenstaats! Hier denkt man so nur Seiner Heiligkeit, der Frankreich, welches das Papstthum immer treu beschützte, preist und segnet!"

„Ihr sprecht sehr viel in einem Athemzuge aus; mehr als in gleicher Zeit sich widerlegen läßt! Ob meine Sprache hierorts unbequem, gilt mir für Nichts, zumal am heutigen Tage. Auch ich bin nämlich Katholik, so gut als Ihr, und nicht viel schlechter als mein König, doch trotzdem, oder auch vielleicht just eben darum, bezweifle ich die Legitimität des Pio Nono, wie aller Päpste, bezüglich ihrer Souveränetät, als Herren Rom's!"

„Signor, ich schlage Euch zugleich, indem ich Euch erwidere, in einem Punkte habt Ihr Recht! Es ist der Kirchenstaat und Rom nicht Eigenthum des Papstes nur allein; nein, beide sind ein unveräußerliches und unentbehrliches Besitzthum der gesammten katholischen Welt! Wir Alle, die wir römisch-katholisch getauft sind, haben ein großes und lebendiges Interesse daran, daß der heilige Vater wenigstens in einem Lande seiner Gläubigen als ein weltlicher Souverain dasteht, der auch materiell unabhängig von fremder Gewalt, sich geschützt weiß vor den heimlichen Feinden des christlichen Glaubens!"

„Bravo, Signor! Bravissimo! Namentlich aber geschützt vor der Macht des Jesuitismus, der Pio Nono auf den heiligen Stuhl gehoben und schließlich zum Unfehlbarkeitsdogma und damit zum Ruin des Papstthums überhaupt gedrängt hat! Des Jesuitismus, der den heiligen Stuhl wie ein Polyp umklammert hält, so lange weltliche Gewalt als geistliche Krücke gilt, so

lange Rom und seine Umgebung das souveraine irdische Palladium der katholischen Kirche bleibt! — Ihr scheint die Macht der schwarzen Garde unserer Päpste, der neuen christlichen Prätorianer, nicht zu kennen? — Ich könnte Euch eine Geschichte erzählen, von einem Schiffskapitain, mit Namen Montal, die Euch schaudern macht, der nicht minder haarsträubenden Dinge, die ich selbst mit meiner seligen Frau erlebt, ganz zu geschweigen!"

„Vom Kapitain Montal? — Herr, das bin ich! — Doch wer seid Ihr? Bei allen Heiligen, Signor, redet!"

„Ich bin der Richter Moretto aus Turin! — Der Pater Anselmo dort hat meine Frau entführt und mich zu tödten versucht, ja mein ganzes Haus verfolgt, weil ich die Jesuiten und ihre Helfershelfer, die Brigantis, hasse und von dem Re Galantuomo alles Heil der Zukunft meines Landes hoffe!"

„So sind wir Freunde, Signor, wahlverwandte Freunde, die Haß vereint; Haß gegen Alles, was nach Jesuiten riecht und schmeckt. Ihr kennt also die traurige Geschichte meiner Frau mit Pater Benedict und Pater Mariano, so gut wie ich über Eure Erlebnisse mit Il Vieco, Zerbinotto und Pater Anselmo durch einen gewissen Dr. Malder, der selbst von Jesuiten angefeindet worden, genau unterrichtet bin! — He, Morelli! He, Josefa! Frischen Wein! Wein des Horaz für mich und meinen Freund!"

Der Schustergraf und seine Hebe trauten ihren Ohren nicht. Sie hatten jeden Augenblick erwartet, daß ihr Stammgast, der Kommandant, trotz seines Gummibeines

den Gegner beim Kragen fassen und an die Luft befördern würde, und mußten nun das Gegentheil erleben. Morelli hatte inzwischen sogar nach ein paar alten päpstlichen Pistolen, die er Montal zuzustecken gedachte, gesucht und seinen Portinajo heimlich nach der Polizei gesandt. Leider hatte er sich in diesem Punkte, seiner blinden Rage folgend, arg vergriffen.

Er glaubte sich immer noch auf das alte päpstliche Regiment stützen zu können und dachte, den Wald vor lauter Bäumen nicht erkennend, in seinem papistischen Eifer gar nicht daran, daß Rom, nebst dem letzten noch nicht annectirten Reste des Kirchenstaates, seit 9. October 1870 dem großen italienischen Gesammtvaterlande angehörte, nnd also von irgend welcher weltlichen Gewalt des Papstes schon seit dem Einzuge der Truppen Victor Emanuel's in Rom, seit September desselben Jahres, nicht mehr die Rede sein konnte.

Dieser grobe Irrthum in Betreff des früheren „ubi papa ibi Roma“ wurde dem Schustergrafen erst klar, als in Folge seiner Anzeige seine Osterie sich nach und nach statt mit päpstlichen, mit königlichen Municipalwachtleuten füllte. Da mittlerweile auch noch mehrere andere Einzug-schaulustige Personen zu einem Frühschoppen bei Morelli eingerückt waren, so zogen sich die beiden neuen Freunde Moretto und Montal mit ihrem Horazwein in eine stille Fensternische zurück, und hier war es, wo der Richter, das frühere Gespräch fortsetzend, noch zum „Kapitain“ sagte:

„Ihr behauptetet vorhin, Frankreich sei immer ein treuer Beschützer des Papstthums gewesen, aber das gerade Gegentheil ist geschichtlich nachweisbar. Wer schützte das Patrimonium Petri, Pipin's des Kleinen Schenkung, zur Zeit der ersten römischen Republiken, unter Alberich und Crescentius, Arnold von Brescia und Cola di Rienzi? — Doch nicht etwa Frankreich? — Griff das letztere ferner thatkräftig ein, als beim folgenden großen Kirchenschisma drei Päpste auf einmal regierten, um sich einander zu verfluchen? — Proklamirte nicht Frankreich selbst 1798 zum Schaden des Papstthums eine neue römische Republik? Zog nicht Napoleon I. 1809 den Kirchenstaat ohne weiteres ein, indem er Pius VII. gefangen nach Frankreich führte und seinen Sohn zum König von Rom ernannte? — Nein, Freund Montal, das ewig egoistische und doppelzüngige Frankreich suchte nur seinen eigenen Vortheil, als es nach der Julirevolution den Kirchenstaat mit Oesterreich zusammen sieben Jahre lang besetzt hielt; war wieder nur auf seine Interessen bedacht, als es 1849 die fünfte, von Garibaldi gestiftete römische Republik dem Tode weihte!

Nein, nein, Ihr Franzosen habt keine Ursache, Italien's König Victor etwas vorzuwerfen! Wollt Ihr uns Italienern etwas an die Nase hängen, so nennt es Thorheit, Dummheit mehr, als Schmach und Schande, daß Garibaldi, unser populärster Held, es über sich gewinnen konnte, im Herbste vorigen Jahres nach Frankreich, nach Italien's jüngstem Feinde, hin zu eilen, um mit Franzosen gegen Italien's größte Wohlthäter, die Deutschen, zu kämpfen. Nur leidiger, hohler Ehrgeiz und krankhafte Ruhmsucht, glaube ich, trieb den Italianissimi zu jenem kläglichsten Schritte seines ganzen Lebens! Beneiden wir ihn nicht um diese letzte Jammerrolle, die fast Napoleon's Unstern und Gericht verdunkelt! Ein Jeder blamirt sich, so gut er kann, und Dummheit ist auch eine Gabe Gottes, aber man soll dieselbe nicht mißbrauchen!

Der Liebling seines Volkes schließlich so verblendet? - Verblendeter als Frankreich's zweiter Kaiser, da er die Deutschen gegen sich in Waffen rief? — Ach, wer sich selber nicht bezwingen, den Egoismus, und wär's auch nur Ehrgeiz, nicht in Schranken halten kann, der ist kein wahrer großer Mann, der bleibt ein

Charlatan, dem's eigene Ich weit über seinem Vaterlande steht. Das gilt vom edlen Mazzinisten Garibaldi, wie Carbonaris überhaupt, den meisten!

Selbst Graf Orsini, welch kurzsichtiger Thorengeist! Frankreich sollte Deutschland hindern, Oesterreich beizuspringen, das war der Weg zu jenes Patrioten Ideal! — Wie anders hat die Vorsehung gewaltet? Gerade conträr ging ihr Siegeslauf! Das deutsche Volk, es mußte Frankreich hindern, die Hände neu in unser Heil zu mischen. Deutschland sollte Oesterreich-Frankreich, unsern Doppelfeind, in zwei Actionen aus dem Wege räumen!

O Freund, erlaubt mir, daß ich wiederhole: Verachtet mir die Deutschen, sonderlich die Preußen nicht. Mir ist gewiß, der Romanismus aller Länder wäre längst am Ende, hätte nicht die Völkerwanderung sowohl uns Italienern, als den Spaniern und Franzosen durch Germanismus neues Leben eingehaucht! Und deutscher Geist heißt das Palladium unserer Zukunft: Vermählung mit germanischer Kraft und mit dem Saft der deutschen Energie! Italien insonderheit ist nur der Schweif von Deutschland! Es sollte geistig so oft nordwärts ziehen, als deutsche Kaiser weiland südwärts wallten.

In Piemont und Preußen aber reichen Süd und Nord sich stammverwandt die Hände; sie sind die geistigen Pioniere hüben, drüben; durch sie allein war möglich, was geworden: die deutsche Freiheit und Italien's Einheit! In Piemont und Preußen sollten Slaven und Romanen, mit den Deutschen vereint, die Bannerträger ihrer Bildung feiern! Sinn für Form und Klang, für Ton und Farbe, für Ebenmaß und Schönheit, das sind die Gaben, die den Italiener zieren und Allgemeingut aller Völker werden müssen. Gedankentiefe, Schaffenslust und Redlichkeit in Wort und Handlung und bei Spiel und Arbeit, das ist des deutschen Nationalcharakters Schmuck, den sich die wälschen Staaten anzueignen haben!

So lange jedoch Rom, das caput mundi, die alma città, die unangreifbare Höhle jenes Löwen war, den die gesammte Welt unter dem Namen Jesuitismus fürchtet, konnte von jenem Austausch der Gaben und Geister, von jener fruchtbaren Wechselbeziehung der Nationen nicht die Rede sein. Im Gegentheil,

so lange glich die ewige Roma der giftigen Kreuzspinne, die ihr gefährliches Netz von einem Pole der Erde zum andern ausdehnt.

So lange sich der Jesuitismus im katholischen Machtschooße Oesterreich's und Frankreich's sicher glaubte und Königgrätz und Sedan nicht geschlagen waren, durfte Piemont sich nicht einmal erlauben, den heiligen Vater selbst vor jener Schlangenbrut zu schützen. Nun aber, binnen einer Stunde, weht Savoyen's Fahne auf dem Quirinal! Ein frischer Luftzug geht durch Roma's Gräberstadt und siehe, das schwarze Kreuz der großen, giftigen Pfaffenspinne, die ihren Haupt- und Erbsitz in dem erst am 8. November 1870 aufgehobenen „Collegio Romano" hatte, es weicht dem rothen Kreuze von Savoyen! — Evviva il Rè gentiluomo, das Schwert Italien's! und: Evviva il Rè galantuomo, der König Ehrenmann, Vittorio Emanuele!"

Die beiden Freunde stießen nur leise mit ihren Bechern an; dennoch aber hatten die übrigen Gäste jenes „Hoch" verstanden, und ein neues, lautes, gemeinsames „Evviva" auf Victor Emanuel und Italien durchbrauste Morelli's Osterie. Als dort bald darauf die Nachricht einlief, nur der Kronprinz Humbert werde heute feierlich in Rom einziehen, der König selbst habe aus Rücksicht für den „armen Gefangenen" im Vatican auf die ihm zugedachte Ovation verzichtet, ward es wieder still unter den Gästen. Nun trank man schweigend auf edle Selbstbesiegung, auf großmüthige Selbstverleugnung des

Kreuzes von Savoyen.

Schluß.

Die Völker in Waffen

Bd.: 1,4

1883